

# **Krankheit und Tod im Werk von Christa Wolf**

Inauguraldissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
durch die Philosophische Fakultät der  
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Betreuer: Prof. Dr. Bernd Witte  
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Henriette Herwig

Datum der Disputatio: 24. Januar 2008

vorgelegt von  
Kerstin Roske  
aus Düsseldorf

2007

# Inhalt

## A Einleitender Teil

<b>1. Einleitung</b>	4
<b>2. Geistesgeschichtliche Bezüge</b>	22
2.1 Wandlung der Krankheitsauffassung	22
2.2 Kleist	26
2.2.1 Wolf und Kleist	27
2.3 Kierkegaard	29
2.3.1 Wolf und Kierkegaard	31
2.4 Nietzsche	33
2.4.1 Wolf und Nietzsche	40
2.5 Horkheimer/Adorno	44
2.5.1 Wolf und Horkheimer/Adorno	45
2.6 Foucault	47
2.6.1 Wolf und Foucault	49
<b>3. Zu untersuchende Werke Wolfs</b>	50

## B Hauptteil

<b>1. Wahnsinn</b>	56
a) <i>Wahnsinn als Zufluchtsort</i>	57
b) <i>Wahnsinn – eine typische Frauenkrankheit?</i>	62
c) <i>Wahnsinn als Ausdruck von Hellsichtigkeit</i>	66
d) <i>Wahnsinn als Mittel des gesellschaftlichen Ausschlusses</i>	70

<b>2. Traum</b>	80
a) <i>Der Traum in seiner Funktion für das Schreiben</i>	81
b) <i>Träume in Romanen und Erzählungen</i>	88
c) <i>Die Romantikrezeption</i>	96
<b>3. Einfluss der Seele auf den Körper</b>	100
a) <i>Liebe als Krankheit</i>	111
<b>4. Opfermetaphorik</b>	113
<b>5. Zivilisations- und Wissenschaftskritik</b>	122
a) <i>Zweifel an ‚objektiver‘ Medizin und Wissenschaft</i>	122
b) <i>Erkenntnis außerhalb von Wissenschaft.</i>	133
c) <i>Zwischen Matriarchat und Patriarchat</i>	139
d) <i>Korinth und Kolchis</i>	147
e) <i>Krankheit als geistiger Katalysator</i>	150
f) <i>Die kranke Gesellschaft</i>	157
<b>6. Politik</b>	168
<b>7. Sprache und Schreiben</b>	190
<b>8. Sprache und Tod</b>	197
<b>9. Susan Sontag: Krankheit als Metapher</b>	205

## **C Schluss**

a) <i>Die Schriftstellerin Christa Wolf</i>	212
b) <i>Zusammenfassung</i>	219

<b>Bibliographie</b>	233
----------------------	-----

## A Einleitender Teil

### 1. Einleitung

Wozu eine Arbeit über Krankheit und Tod im Werk Christa Wolfs?

Krankheit und Tod gehören – neben Liebe – zu den klassischen Themen der Literatur. Eine Untersuchung darüber anzustellen, wie Christa Wolf in ihrem Werk mit Krankheit und Tod umgeht, ergab sich aus verschiedenen, teilweise persönlichen Gründen. Den Anlass, sich tatsächlich dieses Themas anzunehmen, bildete eine Rezension von *Leibhaftig*, in der Volker Hage darauf verwies, zu diesem Thema fehle noch eine genauere Untersuchung: „Christa Wolf, 72, hat noch einmal bei einem wohlvertrauten Sujet Zuflucht gefunden - und vielleicht wird schon bald eine Dissertation kommen, die über ‚Krankheit als Metapher‘ in ihrem Gesamtwerk Auskunft gibt.“<sup>1</sup>

Christa Wolf als Schriftstellerin reizt gerade deswegen zur Auseinandersetzung, weil sie keine Vertreterin der modernen, ‚jungen‘ Literatur ist, die allzu oft um das Wohl und Weh wenig interessanter Protagonisten der Berliner Szene kreist. Wolfs Werke sind insofern als modern zu bezeichnen, als sie vielfach zeitlos gültige elementare Strukturen menschlichen Verhaltens und Denkens aufzeigen. Zudem spiegeln sie teilweise – z.B. in *Kindheitsmuster* – Zeitgeschichte wider. Christa Wolf als Person haftet das Etikett der ‚DDR-Schriftstellerin‘ an, die Wahrnehmung ihrer Person schwankt zwischen möglicher Literaturnobelpreisträgerin einerseits und verdächtiger Stasi-Zuträgerin andererseits. Daraus ergeben sich Unklarheiten und Leerstellen, denen nachzuspüren und die zu füllen eine interessante Aufgabe darstellt. Einige (Fehl-) Urteile haben sich, wie zu zeigen sein wird, schlicht aus der Tatsache ergeben, dass nicht genau genug gelesen oder bewusst missverstanden wurde. Offenbar kann Christa Wolf sich zugute halten, dass sie mit ihrer Art des Schreibens in bestimmten Kreisen wenig Sympathien genießt und Abwehrreaktionen hervorruft.

---

<sup>1</sup> Volker Hage: Auf Leben und Tod. In: Der Spiegel, 18.02.2002

Vorliegende Arbeit wird u.a. zeigen, dass Wolf nicht selten unliebsame Ansichten vertritt. Besonders gilt dies für die Bereiche Wissenschaft und Politik, aber auch für den Umgang mit Außenseitern im Allgemeinen. Wolf nimmt in ihren Texten oft Partei für die Andersdenkenden, die Personen, für die sich aus ihrer Umwelt eine innere Unsicherheit ergibt, die sie offen nach außen tragen. Es handelt sich um Menschen, die ihren Platz im Leben (noch) nicht gefunden haben oder deren Verständnis vom Zusammenleben mit anderen nicht der Norm entspricht. Oft ist ihre Vorstellung davon, wie die menschliche Gemeinschaft beschaffen sein sollte, noch offen. Sie stellen Fragen und hinterfragen scheinbar sichere Antworten. Meist werden sie dadurch zu Außenseitern, weil die anderen Menschen ihr Miteinander und ihre Werte und Normen kaum noch infrage stellen und vor allem nicht hinterfragt wissen wollen. Der Skeptiker gilt dann als Sonderling, der den durch allgemeinen Konsens gestifteten Frieden zu bedrohen scheint. Um weiter ein geruhames Leben ohne ‚Zweifler und Nörgler‘ führen zu können, nutzt die Allgemeinheit seit Jahrhunderten die Möglichkeit, einen Menschen mit dem Stigma der Krankheit zu belegen, um ihn als ‚krank‘ und seine Ansichten als die eines Unzurechnungsfähigen zu diffamieren. Auf diese Weise wird ihm die weitere Teilnahme am öffentlichen Diskurs verweigert.

Hierin findet sich eine Motivlage, die offenbar so zutiefst menschlich zu nennen ist, dass sie unabhängig von Zeit und Ort allgemeingültig zu sein scheint. Wenn man die Romane, Erzählungen, Essays und Briefe Wolfs liest, trifft man dieses Grundmuster menschlichen Seins und Handelns zu allen Zeiten und in den verschiedensten politisch-ökonomischen Gegebenheiten: das Bedürfnis, sich mit Gleichgesinnten in einer Ideologie zu finden und Zweifler als geisteskrank oder gemeingefährlich zu bezeichnen oder sie gar mit dem Tod zu bedrohen.

Auch dieses Beleuchten eines grundlegend menschlichen Phänomens aus verschiedenen Richtungen und die Tatsache, dass auf diesem Gebiet in tausenden Jahren kaum hinzugelernt werden konnte, machen einen reizvollen Aspekt des Themas aus.

Wolf ist sich ihrer Sache nie ganz sicher, sondern stellt Fragen, zweifelt an und befindet sich immer auf der Suche nach denkbaren Alternativen. Diese Einstellung und Vorgehensweise muss all den Menschen verdächtig sein, die vorgeben, die Welt verstanden zu haben und sich behaglich in einer Lebensweise eingerichtet haben, von

der sie meinen, sie sei frei von Ideologie. Wolf nimmt damit eine Haltung ein, wie sie auch manche ihrer Romanfiguren vertreten.

Nicht gerade übersichtlicher wird der Themenbereich durch die Tatsache, dass Krankheit und Gesundheit normative Größen sind – die Mehrheit oder die herrschende Minderheit einer Gesellschaft bestimmen ihren Inhalt und ihren Wert. Was gilt als krank, was als gesund? – Da diese Begriffe der Bestimmung der Mächtigen unterliegen, trifft das Stigma der Krankheit grundsätzlich die Unangepassten, die Störenfriede und Nörgler. Das sind die Menschen, die mit den Verhältnissen nicht zufrieden sind und das teilweise auch nicht für sich behalten, sondern andere zu überzeugen versuchen. Aber auch, wenn sie still leiden und es keineswegs auf eine Mobilisierung anderer anlegen, stellen Mitmenschen, die begründet unzufrieden sind, weil sie unter den gesellschaftlichen Verhältnissen leiden, eine Provokation für die Mächtigen dar.

Das zeigt Wolf exemplarisch an ihren Romanfiguren Cassandra und Medea, deren kluge Voraussicht und besonnene Lebensklugheit viele Korinther, vor allem Frauen, in ihren Bann schlägt. Da sie aber verbotenerweise in die Katakomben der Stadt hinabgestiegen ist und darum um das tödliche Geheimnis der Stadt weiß, darf sie aus Sicht des Königs und seiner Getreuen keinesfalls an Macht und Einfluss gewinnen, sondern muss unschädlich gemacht werden. Der psychische Bannkreis, der um sie gezogen wird, besteht auch darin, dass sie als gefährliche Zauberin gebrandmarkt wird und einer Dämonisierung anheimfällt - ähnlich wie in der Frühen Neuzeit viele patente Frauen, deren Wissen um die Heilkunst als Hexerei und Teufelszeug bezeichnet wurde.

Auch Christa T., die unter dem Anpassungszwang in der DDR leidet und einer Ideologie folgen muss, ohne sie bezweifeln zu dürfen, wird in ihrer Unsicherheit als kränklich wahrgenommen.

Der Titel der Arbeit ist damit begründet. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie sich die im Inhalt aufgeführten Themenbereiche der Arbeit erklären.

Dieser Einleitung soll zunächst ein knapper geistesgeschichtlicher Überblick folgen, der sich von der Romantik, vertreten durch Kleist, über Kierkegaard, Nietzsche und Adorno bis hin zu Foucault erstrecken soll. Der Überblick dient dem Ziel, Wolfs Verwendung

der Motive Krankheit und Tod in einen geistesgeschichtlichen Rahmen einzubetten. Der Auswahl dieser Dichter und Denker mag man kritisch gegenüberstehen und sie als willkürlich betrachten. Sie ist aus dem Arbeitsprozess erwachsen, ergab sich also aus der Beschäftigung mit der Autorin, ihrem Werk und ihren Fragestellungen, und erhält ihre Legitimation aus der Tatsache, dass es zwischen den Auffassungen der genannten Personen und dem Werk Christa Wolfs zahlreiche Berührungspunkte und Bezüge gibt. Dies zu zeigen, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit.

Die Verweise auf geistesgeschichtliche Vorreiter entspringen zugleich dem Bedürfnis, alles Denken und Handeln aus seinem Werden heraus erklären zu wollen. Alles, was ist, stellt nur den Übergang zwischen Gewesenem und künftiger Entwicklung dar. Für Literatur scheint das Gleiche zu gelten wie für politische oder ökonomische Phänomene: Um sie angemessen zu analysieren und zu verstehen, muss sie im historischen Kontext gesehen werden.

Begonnen wird mit Wolfs Bezügen zu Kleist.

Christa Wolfs Figuren stehen insofern in einer Tradition der Romantiker, als diese zu ihrer Zeit vielfach als weltfremde Träumer und vor allem psychisch deformierte, kranke Schwächlinge angesehen wurden. Darum wird Wolfs Romantikrezeption zumindest im Ansatz zur Analyse herangezogen. Durch ihre Protagonisten übt Wolf Kritik an der allein auf der Ratio gründenden Aufklärungsphilosophie, an der sie die Berücksichtigung des Gefühls, des Sinnlichen, des Metaphysischen und nicht mit dem Verstand Erklärbaren vermisst.

Für ihre Romantikrezeption spielte Kleist eine wesentliche Rolle, was offensichtlich ist, da sie ihm in der Kleistfigur in *Kein Ort. Nirgends* ein Denkmal gesetzt hat. Kleist scheiterte sein Leben lang an dem Versuch, sich eine gesicherte bürgerliche Existenz aufzubauen. Vor allem die Kant-Krise nahm ihm jegliche geistige Sicherheit im Leben und ließ ihn ein geradezu ästhetisierendes Verhältnis zum eigenen Tod entwickeln. Er litt oft an – wahrscheinlich psychosomatischen – Krankheiten, die ihn an der kraftvollen Ausübung seiner Pflichten hinderten und ihn dadurch zu einem Sonderling und Außenseiter machten. Wolf konnte sich insofern mit ihm und ähnlich sensiblen Romantikern identifizieren, als sie sich Ende der 70er Jahre selbst in einer ähnlichen Außenseiterrolle sah. Nach der Ausbürgerung Biermanns schien der

politischen Mitsprache der DDR-Intellektuellen der Boden entzogen zu sein. Um ihrem Schmerz über ihre Hilflosigkeit und ihrer Situation der Machtlosigkeit Ausdruck verleihen zu können, griff Wolf auf die Darstellung romantischer Schriftsteller wie Kleist zurück, die anscheinend in ähnlicher Perspektivlosigkeit leben mussten.

Ihre hohe Sensibilität, die Wolf exemplarisch an der Kleist-Figur aufzeigt, brachte Romantikern jedoch vielfach den Ruf der Nervenkranken ein, die sich in der Welt der Gesunden nicht zurechtfinden. Auf diese Weise wurden schon damals unliebsame Kritiker von Vertretern der zeitgenössischen Weltanschauung durch das Stigma der Krankheit herabgewürdigt. Diesen Mechanismus bekamen in der Folgezeit z.B. die Expressionisten zu spüren, deren Kunst als krank bezeichnet wurde, aber natürlich auch die während des Nationalsozialismus als Vertreter entarteter Kunst Diffamierten. Wolf griff bezeichnenderweise auf das Vermächtnis romantischer Literatur zurück, als sie und ihr Umfeld nach der Ausbürgerung Biermanns den Eindruck gewinnen mussten, jeglichen Einflusses in der DDR beraubt und zu Außenseitern gemacht worden zu sein.

Bezüge zur Romantik zeigen sich auch insofern, als feinfühligere Außenseiter, die am Druck der Anpassung an die Welt scheitern, sowohl unter Romantikern als auch bei Wolf eher positiv bewertet werden. Hier bestätigt sich die Tatsache, dass generell Außenseiter der Gesellschaft ein beliebter Gegenstand moderner Literatur sind (Oskar Matzerath, Tobias Mindernickel, Gustav Aschenbach...) – und die Romantik mit ihren ‚kränklichen‘ Protagonisten in diesem Sinne bereits ein Vorläufer der Moderne war.

Der Bezug zu Kleist sollte hiermit hinreichend begründet sein. Warum bezieht die Arbeit auch Kierkegaard mit ein?

Kierkegaard mit seinem Werk über die Verzweiflung, *Krankheit zum Tode*<sup>2</sup>, verweist bereits früh auf das Drama des modernen Menschen, der sich auf der Suche nach sich selbst und einem verlässlichen Ich in Identitätskrisen verliert. Er bezeichnet ‚Verzweiflung‘ als ‚Krankheit zum Tode‘ und ist sich sicher, dass jeder Mensch ihr verfallen ist. Diese Verzweiflung stellt er als sehr subjektives Leiden dar, als Verzweiflung am eigenen Selbst. Wolfs Figuren wie etwa Medea, Cassandra und

---

<sup>2</sup> Kierkegaard, Sören: Die Krankheit zum Tode. Übersetzt und mit Glossar, Bibliographie sowie einem Essay ‚Zum Verständnis des Werkes‘ herausgegeben von Liselotte Richter. Frankfurt/M. 1986

Christa T. zweifeln zwar an ihrer eigenen Person, da sie von ihrer Umwelt überwiegend Ablehnung erfahren und darum ihrer selbst unsicher werden. Aber ihre wirkliche Wut und Zweifel gelten nicht ihnen selbst, sondern den Verhältnissen um sie herum. In der Verzweiflung ihrer Protagonistinnen spiegelt Wolf nur die krankmachenden Umstände, in denen diese leben müssen. Insofern ist Wolfs Ansatz ein politischerer und gesellschaftskritischerer als der Kierkegaards. Dennoch sollte in der Arbeit auf Kierkegaard verwiesen werden, da Wolfs Ansichten auf die seinen zu verweisen scheinen.

Nietzsche kritisiert die Unzulänglichkeit des Menschen und fordert dazu auf, sich von allen rationalen Zwängen freizumachen und endlich zum wahren Humanismus zu finden. In seiner Forderung, der Mensch müsse sich ändern, damit er endlich wirklich menschlich werde, trifft sich mit Ansichten, wie sie bei Wolf verarbeitet scheinen: Die jetzige Lebensform unserer zivilisierten Welt scheint sie allenthalben in Zweifel zu ziehen. Nietzsche und Wolf verbindet der nihilistische Verlust allen Sinns, wie sie die Kleist-Figur verkörpert. Nietzsche fordert, was er den Übermenschenn nennt: einen Menschen, der sich wieder auf sich selbst besinnt, sich seiner eigenen Identität bewusst ist und sich lebensbejahend des Christentums entledigt. Der Übermensch schöpft seine Moral und Werte allein aus sich selbst und braucht keine Hilfsmittel von außen, wie z.B. Religion. Christa Wolf nähert ihre sinnsuchenden und autonom denkenden Figuren wie z.B. Cassandra und Medea diesem Ideal an. Sie benötigen keine Ideologien, ganz im Gegenteil, sie bekämpfen diese und werden zu ihren Opfern. Insbesondere auch mit seiner Einstellung Krankheit gegenüber, welche er als erkenntnisfördernd durchaus positiv einschätzte, vertritt Nietzsche eine ähnliche Position wie später Wolf.

Mit Adorno und Horkheimer verbindet Wolf vor allem die Kritik an einer Verherrlichung der Rationalität, deren Ursprung sie in der Aufklärung sehen. Alle drei stört die Fixierung auf das Mess- und Sichtbare, da sie den Blick auf das Unsichtbare hinter den Gegenständen verstelle.

In ihrem Zweifel am blinden Vertrauen auf die Vernunft und ihrer Forderung, auch dem Unerhörten Gehör zu verschaffen, bilden Horkheimer und Adorno den geistigen Hintergrund vor allem für die Zeichnung der Figuren Cassandra und Christa

T. Jene machen in der Aufklärung den klaren Wendepunkt aus, an dem Vernunft und Unvernunft auseinander fielen und der Mensch sich auf die Vorherrschaft des Rationalen kaprizierte. Damit wurden Personen, wie sie etwa durch Medea vertreten sind, zu Außenseitern. Auch Christa Wolf selbst scheint sich zu diesem Kreis der Andersdenkenden hinzuzuzählen.

Wolfs Ablehnung des modernen Fortschrittsglaubens, die sie mit Adorno und Horkheimer teilt, stellt sich in Kap. B 5 ausführlich dar.

Auf Foucault bezieht sich Wolf implizit vor allem dort, wo sie den Umgang der Gesellschaft mit Außenseitern schildert. Personen, die missliebige Wahrheiten aussprechen und damit eingefahrene Strukturen aufzubrechen drohen, werden, wie in *Kassandra* und *Medea*, gern für krank erklärt, um sie aus dem öffentlichen Diskurs auszugrenzen. Foucault hat diesen Mechanismus, jemanden als krank zu stigmatisieren und damit zu einem Außenseiter zu machen, eindringlich beschrieben. Er kritisiert, wie auch Wolf, die Überlegenheitshaltung der Vernunft, die alles Nicht-Vernünftige für krank erklärt. Und Krankheit wiederum sorgt für den Ausschluss aus der Gesellschaft, so dass das Stigma der Krankheit zu politischen Zwecken missbraucht werden kann, um ‚Störenfriede‘ auszuschalten.

In ihrer Darstellung des Wahnsinns scheint sich Wolf neben Foucault auch an Arno Gruen anzulehnen. Gruen hält das allgemein als normal Empfundene für pathologisch. Er meint, schon das Kind, das seine Autonomie zugunsten der Herrschaft des Vaters oder der Mutter aufgabe, verspüre daraufhin einen Selbsthass in sich, das es dazu zwingt, diesen Teil seines Selbst von sich abzuspalten. Dadurch verliere dieser Mensch für immer den Zugang zu seinen eigenen Gefühlen und sei nicht mehr zu echter Empathie fähig. Diesen Selbsthass müssten die meisten Menschen dann durch Hass und Gewalt gegen andere kompensieren. Dadurch entstehe eine kranke Welt, die größtenteils von den eigentlich Kranken geprägt werde.

Jeder Kurzeinführung zu einem der o.g. Denker folgt ein Abschnitt, in welchem das Verhältnis Wolfs zu dessen Denken aufgezeigt wird. Auf Kleist und Foucault wird in

nachfolgenden Kapiteln noch ausführlicher rekurriert, so dass die Berührungspunkte zu Wolf an dieser Stelle jeweils nur kurz ausfallen.

Abschnitt A 3. soll dem Leser einen kurzen Einblick in die wichtigsten Werke Wolfs geben, damit diese Inhalte im Folgenden dann vorausgesetzt werden können. Die Auswahl beschränkt sich auf die für dieses Thema wichtigsten und zugleich umfangreichsten Texte.

Den größten Teil der Arbeit machen die Themenbereiche aus, die sich ebenso wie die ‚geistigen Bezugspersonen‘ während der vertiefenden Lektüre des Wolfschen Werkes herauskristallisiert haben. Diese Themen standen also nicht bereits vorher fest, sondern entsprangen erst der Arbeit mit den Texten selbst, so dass schließlich die Texte Wolfs die Struktur dieser Arbeit vorgegeben haben.

Die Vorgehensweise sah so aus, dass die Romane, Erzählungen, Essays und Briefe zunächst ohne Prämissen auf die Thematik Krankheit und Tod hin gelesen wurden. Dabei schoben sich thematische Schwerpunkte in den Vordergrund, die sich nun hier wiederfinden (*Wahnsinn, Traum, Einfluss der Seele auf den Körper, Opfermetaphorik, Zivilisations- und Wissenschaftskritik, Politik, Sprache und Schreiben, Schreiben und Tod*).

Die Untersuchung des Werks auf die Frage hin, in welche Kontexte Krankheit und Tod vorwiegend eingebettet sind, ließ diese neun thematischen Bereiche in den Mittelpunkt rücken. Den größten Abschnitt macht *Zivilisations- und Wissenschaftskritik* aus, da sich hier die meisten Bezüge und Schwerpunkte ergaben. Wolfs Verweise auf die systemimmanente Krankheit unserer modernen Zivilisation sowie deren Konkretisierung im gängigen Wissenschaftsverständnis sind besonders zahlreich.

### *Wahnsinn*

Den Wahnsinn schildert Wolf am eindrucksvollsten in *Kassandra*. Diese erleidet, als ihr bewusst wird, auf welche Katastrophe Troja zusteuert, einen Wahnsinnsanfall, da sie von der Wahrheit unvermittelt und geradezu körperlich getroffen wird. Das nächste Mal bricht sie zusammen, als sie sich eingesteht, dass es Helena eigentlich gar nicht gibt und der blutige Trojanische Krieg um ein Phantom geführt wird. Der Wahnsinn erscheint

hier also als ‚Begleiterscheinung‘ des Sehens, der Erkenntnis. Die brutale Wahrheit trifft Cassandra so heftig, dass Körper und Geist überfordert sind und kurzzeitig aussetzen. In diesem Zustand des Weggetretenseins erst kann Cassandra verarbeiten, was sie erfahren musste, der Wahnsinn bildet also auch eine Art Schutzraum. So verkehren sich dann die Verhältnisse: Die Realität wird als so unzumutbar und ‚krank‘ wahrgenommen, dass die ‚Geisteskrankheit‘ den nötigen Fluchtort bildet, in den sich der Betroffene zurückziehen und zu sich selbst finden kann. Dadurch hat Wolf den Wahnsinn unverkennbar mit einem gesellschaftskritischen Akzent verwoben.

Dies wird auch deutlich, wenn man den anderen Aspekt des Wahnsinns betrachtet: Er ist nicht nur ein Ort der Zuflucht und der Hellsicht, sondern Wahnsinn wird, wie Foucault herausgearbeitet und Phyllis Chesler speziell auf die Ausgrenzung der Frau hin bestätigt hat, verwendet, um Menschen zu stigmatisieren und auszugrenzen. Dies widerfährt am eindeutigsten Medea. Ihr Wissen um Heilkunde und Geburtshilfe liefert ihren Gegnern den Vorwand, sie als wahnsinnige Zauberin zu bezeichnen. Sie wird daraufhin ihren Mitmenschen unheimlich. Medea verfügt über ein hohes Maß an Empathie und wagt es, den Korintherinnen Wissen über Medizin, aber auch über sich selbst zu vermitteln. Damit macht sie sich für die Machtelite verdächtig und es wird geradezu eine Hetzjagd gegen die ‚Zauberin‘ veranstaltet.

Wahnsinn wird größtenteils als Mittel der Ausgrenzung verwendet, indem er dem ‚Normalen‘ entgegengesetzt und dämonisiert wird. Was aber normal ist, definieren meist allein die Menschen, die die Macht haben, diese Normierungen auch öffentlich zu verbreiten und durchzusetzen.

Es bietet sich an, bei einem solch grundsätzlichen Thema wie Geisteskrankheit auch der sozialpsychologischen Fachliteratur zuzuwenden.

Folgt man Arno Gruen, so lassen sich zwei elementare Formen des Wahnsinns konstatieren: Zum einen der Wahnsinn, der die ‚Realität‘ kennzeichnet, also der ‚ganz normale Wahnsinn‘ unserer Industrienationen, in welchen die meisten Menschen sich schon früh von ihrem eigenen Ich abspalten und ihr Leben lang diesen Verlust durch Aggressivität gegenüber anderen zu kompensieren versuchen. Und zweitens die Form des Wahnsinns, die als die pathologische gelte, bei der es sich im Grunde um eine

Protesthaltung gegen eine als nicht lebenswert empfundene Welt der Moderne handle und welche diejenigen Menschen betreffe, die mit sich selbst im Reinen geblieben seien und nun unter der aus ihrer Sicht kranken Umwelt zu leiden hätten.

Phyllis Chesler ihrerseits geht die Thematik des Wahnsinns aus feministischer Sicht an und stellt fest, in einer männlich dominierten Welt gälten v.a. Frauen schnell als geisteskrank. Symptome wie Kopfschmerz, Depressionen und Minderwertigkeitsgefühle würden als typisch ‚weibliche‘ Krankheiten angesehen. Sie macht aber vor allem den Psychiatern den Vorwurf, nie nach der Ursache dieser Krankheitsbilder bei Frauen gefragt zu haben. Es handle sich nicht um eine genetische Disposition, sondern um Ausdruck einer Sklavenmentalität, welche wiederum Folge männlicher Unterdrückung sei.

### *Traum*

Mit dem Wahnsinn hat der Traum gemein, dass der ‚betroffene‘ Mensch in ihm wirklich bei sich selbst ist. Wolf verschafft dem Unerhörten, Unsichtbaren und Nicht-Rationalen gern die Aufmerksamkeit, die es ihrer Meinung nach verdient. Eine der besten Orte dafür bildet der Traum, in dem wirklich grenzenlos alles möglich und alles denkbar ist. Dort herrschen keine verbindlichen Normen, an die man sich halten muss und deren Grenzen einzuhalten sind. Die Suche nach dem Unausgesprochenen kann im Traum ungehindert stattfinden. Wolf verbindet mit ihren Protagonistinnen, dass sie sich von Träumen in ihrem Handeln beeinflussen lässt, also acht gibt auf ihr Unterbewusstsein. Besonders für Wolfs Schreibprozess spielen ihre Träume eine große Rolle, da sie wichtig sind im Hinblick auf die Erinnerung, das Gedächtnis und die Aufarbeitung von Erlebtem. Das Gedächtnis und die Erinnerung waren vor allem für das Entstehen von *Kindheitsmuster* wichtige Größen, aber auch z.B. in *Sommerstück* hat Wolf viele autobiographische Elemente verarbeitet. So wie im Traum das Unbewusste an die Oberfläche gespült wird, bemüht sich Wolf auch in ihrem Schreiben darum, das Unsichtbare hervorzukehren. Träumen und Schreiben stellen darum für sie vergleichbare Prozesse dar, in denen sich das Ich seiner selbst bewusst wird.

*Einfluss der Seele auf den Körper*

Krankheit bedeutet Schwäche. Der Kranke ist in seinem Denken und Tun auf seine Krankheit fixiert und dadurch in seiner Teilnahme am öffentlichen Leben behindert. Er wird zurückgeworfen auf sich selbst und kann, wenn er Glück hat, die Zeit des Krankseins zu einer intensiven Selbstreflexion nutzen – wie dies z.B. die Protagonistin in *Leibhaftig* macht, die sich im Delirium zwischen Leben und Tod heilsam mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzt. Ihr kranker Körper zwingt sie dazu, sich mit sich selbst zu beschäftigen und den eigentlichen Problemen ins Auge zu sehen. An ihr Bett gefesselt und von Alpträumen gequält, kann sie sich nicht mehr ihrem Ich entziehen. Die Krankheit erzwingt eine Besinnungspause. Mit der Gesundung geht eine Bewusstwerdung des Ichs einher. Die Protagonistin hat sogar den Eindruck, ihr Körper habe diese Situation absichtlich herbeigeführt und ihr Immunsystem sei zusammengebrochen, eben um sie aus allen Bedrängnissen des Alltags herauszuholen und ganz auf sich selbst zu verweisen.

Nietzsche und Thomas Mann sind die bekanntesten Vorläufer dieser Sichtweise von Krankheit, bei der Krankheit die Chance auf Vergeistigung und intellektuelle Höhenflüge bietet.

In diesem Sinne stellt Krankheit allerdings auch einen Weg der Stärkung dar. Sie öffnet andere Horizonte, indem sie den Betroffenen aus seinem gewohnten Umfeld herausreißt und er eine neue Perspektive auf sein Leben und die Welt gewinnt. Gleichzeitig kann sie ein Hilferuf des Körpers sein – bzw. der Seele, welche sich durch den Körper äußert. Ist ein Mensch zu starken Zumutungen durch seine Umwelt ausgeliefert, bietet die Krankheit einen Schutzraum, einen Fluchttort, an dem man sich gesellschaftlich sanktioniert von den Strapazen zurückziehen, alle Verantwortung für sein Tun abgeben und sich gehen lassen kann. An einen Kranken werden keine Ansprüche gestellt, denn er muss keine moralischen oder andere Normen erfüllen. Hier findet sich eine Äquivalenz zum Wahnsinn und seiner Funktion als ‚Schutzraum‘.

Vor allem in *Leibhaftig* wird die Bedeutung deutlich, die Wolf dem Einfluss der Seele auf den Körper zumisst. Dort stellt die Protagonistin die These auf, ihre Psyche habe keinen anderen Ausweg gesehen, als den Körper lahmzulegen, mit dem Ziel, endlich mehr Aufmerksamkeit zu bekommen. Erst das wochenlange Ringen der

Patientin mit dem Tod führt dazu, dass sie sich endlich mit sich selbst und ihrem bisherigen Leben aktiv auseinandersetzt.

Abgesehen davon, finden sich auch in anderen Romanen und Erzählungen Anspielungen auf psychosomatische Leiden, sei es, dass Nelly sich in Krankheit ‚flüchtet‘, sei es, dass die Erzählerin in *Was bleibt* unter Kopfschmerzen und Gewichtsverlust leidet. Oftmals stellt der Weg in die Krankheit eine Flucht dar, wie sie bereits hinsichtlich des Wahnsinns thematisiert wurde: Die Seele verschafft sich Entlastung, indem sie den Körper erkranken lässt. In der folgenden Ruhe und Abgeschiedenheit, in die sich der Patient begibt, hat dann auch die Psyche die Chance, sich zu erholen.

Wolf schlägt auch hier gesellschaftskritische Töne an. Sie meint, angesichts einer Welt, in der der Mensch ständig mit unzumutbaren Ansprüchen und zunehmendem Integritätsverlust konfrontiert werde, dürfe man sich nicht wundern, wenn der Körper zum Austragungsort dieser belastenden Widersprüche werde. Die erzwungene Anpassung schon der kindlichen Psyche an die Normen der Erwachsenenwelt müsse zu einer psychischen Deformation führen, deren Folge dann auch physische Krankheiten sein könnten. Wolf stellt die These auf, die Ursache vieler Krankheiten liege in einer grundsätzlichen Fehlentwicklung der menschlichen Lebensweise.

Als besonders mächtiges Gefühl hat die Liebe natürlich großen Einfluss auf das körperliche Wohlbefinden (s. B 3.).

### *Opfermetaphorik*

Tiere nehmen in Wolfs Werk oft die Rolle des Opfers ein. Sie werden insofern Opfer der menschlichen ‚Zivilisation‘, als sich der selbstentfremdete Mensch gern des wehrlosen Tiers bemächtigt, um an ihm seinen Selbsthass abzureagieren. Tiere verkörpern das Irrationale, auch das Ganzheitliche. Sie sind, im Gegensatz zu den meisten Menschen, ‚mit sich selbst im Reinen‘ und leiden nicht unter der Selbstspaltung des Menschen, wie sie Arno Gruen beschrieben hat. Mit seiner Gewalt gegen das Tier scheint der Mensch auch das Animalische in sich selbst zu bekämpfen, das in der technokratischen Welt unerwünscht und nutzlos ist, sich aber doch immer wieder Bahn bricht. Wolf schildert diesen Zusammenprall von ‚Zivilisation‘ und Tierwelt in kleinen

Episoden, in denen ein Kater gegen die Scheunenwand geschleudert wird oder Kinder eine Katze in einem Vogelbauer verhungern lassen.

Verbunden mit dieser Metaphorik des Tier-Opfers schlägt Wolf eine Brücke zum Menschen-Opfer.

Das vorzivilisierte Opfern von Menschen schildert Wolf in *Medea*. Iphinoe, die Tochter Kreons, wurde von ihrem eigenen Vater geopfert, um seine Macht zu sichern. In *Kassandra* wiederum ermordet Agamemnon seine Tochter Iphigenie, um gute Winde für die Heimreise zu erbitten. Als er aber schließlich eingesteht, seine Fürsten hätten auf diesem Opfer bestanden, wird klar, dass es sich auch hier um ein politisch motiviertes Opfer handelt. Solche Menschenopfer gibt es im übertragenen Sinne auch heute noch.

#### *Zivilisations- und Wissenschaftskritik*

Wolfs Einsatz von Krankheitsbildern lässt darauf schließen, dass sie einige Auswüchse moderner Zivilisationsgesellschaften als krank bewertet. Die Untersuchung wird zeigen, dass sie z.B. in den Heilungsmethoden heutiger Medizin den Zugang zum ganzen Menschen vermisst und eine unzulässige Beschränkung auf das Messbare, Sichtbare und mit heutigen wissenschaftlichen Methoden Nachweisbare beklagt. Sie konstatiert einen Mangel an Empathie ebenso wie eine fehlende Bereitschaft, sich auf Wegen abseits der als modern geltenden Verfahren zu bewegen. Diese Tendenz artikuliert sie z.B. in *Leibhaftig* und *Medea* explizit. In *Neue Lebensansichten eines Katers* überspitzt sie die Methoden einer rein ratiofixierten Wissenschaft ins Lächerliche und macht sich über die Wissenschaftler lustig, die in verblendeter Naivität meinen, die Welt verstehen und beherrschen zu können, wenn sie sie nur penibel genug sezieren und in Karteikästen einsortieren.

Auch in nichtliterarischen Texten und Reden hat sich Christa Wolf immer wieder mit der Frage auseinandergesetzt, wie die moderne Wissenschaft, vor allem die Medizin, zu ihren Ergebnissen kommt. Sie bemängelt, die Medizin habe sich zu sehr vom Menschen entfernt. Während dieser nicht allein aus Materie bestehe, sondern auch in seinem körperlichen Wohlbefinden entscheidend von seiner seelischen Verfassung abhängig sei, konzentriere sich die Medizin zunehmend allein auf physische Symptome. Hinweise auf Seele und Psyche gälten als unwissenschaftlich und Emotionen würden als Störfaktoren ausgeblendet. Die Mediziner in *Kindheitsmuster*, *Nachdenken über*

*Christa T.* und *Störfall* werden dementsprechend als grobe und herzlose Technokraten beschrieben.

Auch hier plädiert Wolf für die Wiederentdeckung des Unsichtbaren und arbeitet daran, ihre Leser und ihre Zuhörer ‚sehend‘ zu machen. Den Wissenschaften des 20. Jahrhunderts wirft sie vor, sich an der Entfremdung des Menschen von seinen ureigenen Bedürfnissen zu beteiligen. Diese Zivilisations- und Wissenschaftskritik beschränkt sich keineswegs auf die westliche Welt, sondern wird von Wolf als grenz- und systemüberschreitendes Problem wahrgenommen.

Wolf plädiert für eine Vereinigung der Wissenschaften, die der ursprünglichen Einheit des Menschen entspräche. Sie setzt auf eine Umkehrung des Trends zu vermehrter Mikroskopierung immer kleinerer Bestandteile und beschreibt z.B. mit *Christa T.* und *Medea* Stellvertreterinnen der Sehnsucht nach Ganzheitlichkeit und der Vereinigung von Gefühl und Verstand.

### *Politik*

Christa Wolf ist unbestritten ein höchst politisch denkender Mensch. Selbst in ihren Aufzeichnungen zu persönlichen, alltäglichen Erlebnissen rekurriert sie immerwährend auf die politische Umgebung, sei es im eigenen Land, sei es international. Stets hat sie die Krisenherde der Welt im Blick und vertritt eine eigenständige, durchdachte Meinung zur Weltpolitik. Ihr Schreiben unter Ausklammerung der soziologisch-politischen Dimension zu untersuchen, erscheint deshalb wenig sinnvoll. Vielmehr stellt sich die Frage, inwieweit sie Krankheit metaphorisch als Ausdruck und Folge politischer Krisen oder gesellschaftlicher Missstände verwendet.

Obwohl sich Wolf nach eigenem Bekunden spätestens seit 1965 nicht mehr mit der DDR identifizieren konnte, ist sie dennoch nicht ausgewandert. Der Grund mag darin liegen, dass sie keine annehmbare Alternative vor Augen hatte. Sie war mit ihrem Staat nicht mehr einverstanden, da er die frühen Hoffnungen nicht hatte einlösen können, doch für ihre Utopien sah sie auch in keinem anderen Staat eine Chance auf Verwirklichung, darum blieb sie. In *Leibhaftig* schildert sie, wie eng sie offenbar doch noch mit diesem Land verwoben war, denn sie verbindet sozusagen die Agonie des Staates mit einer eigenen lebensbedrohlichen Krankheit. Erst die innere Aufarbeitung der vergangenen Zeit bringt ihr die Gesundheit. *Christa T.* war ebenso an den für sie

unannehmbaren politischen Zuständen erkrankt wie Christa Wolf nach dem Plenum 1965, auf dem die Schriftsteller abgestraft werden sollten und Wolf ihre Hoffnung auf Selbstverwirklichung und Humanität in der DDR genommen wurde.

So verbindet Wolf Politik und Individuum mit Hilfe der Metapher Krankheit zu einem sich wechselseitig beeinflussenden Gefüge.

### *Sprache und Schreiben*

Für Wolf ist Sprache selbstverständlich Spiegel der Welt. Die martialische Sprache, wie sie etwa im Umfeld der Krebserkrankung verwendet wird, lässt für sie Rückschlüsse auf die Methoden und Menschen zu, die hinter ihr stehen. Und aus der Fachsprache der Medizin zieht Wolf einmal mehr den Rückschluss, dass sich diese Wissenschaft zunehmend vom Menschen entferne und sich mit dem zu simplen Prinzip von Ursache und Wirkung begnüge.

### *Schreiben und Tod*

Den Tod geht Wolf in *Leibhaftig* als Beinahe-Tod an, als Agonie, in der sich für die Protagonistin neue Erkenntnisse öffnen. Der Tod tritt also nur als Schatten auf, zwar als bedrohlicher Schatten, doch er tritt nicht konkret in Erscheinung. Er bietet nur den Anlass für die Selbstfindung. Solange er die Erzählerin tatsächlich bedroht, ist er ihr gar nicht bewusst. Erst hinterher, als es ihr wieder besser geht, erkennt sie, dass sie dem Tod gerade noch entronnen ist. Die Verarbeitung dieses Schreckens findet statt, indem sie die alltäglichen Begebenheiten des Krankenhauses in antike Todesmetaphern kleidet und z.B. den Pathologen als Mephisto wahrnimmt.

Und auch in *Nachdenken über Christa T.* ist nicht der Tod, das Sterben an sich Thema, sondern eher die Frage, was man bis dahin erreicht und erlebt haben sollte, wozu es sich überhaupt zu leben lohnt.

Eine der großen Kulturkritikerinnen der Moderne, Susan Sontag, hat sich in *Krankheit als Metapher* mit dem Problem befasst, dass durch die Metaphorisierung moderner Krankheiten wie Krebs oder Tuberkulose (später auch AIDS) deren Stellenwert als Krankheiten untergraben und ihre Gefährlichkeit verharmlost werde. Susan Sontag hat als erste intensiv die Mythen und Metaphern analysiert, die sich um moderne Zivilisationskrankheiten wie Tuberkulose und Krebs ranken. Sie hat

festgestellt, dass diese Krankheiten mit bestimmten Vorstellungen verknüpft werden, die rein assoziativ sind und in keiner realen Verbindung mit ihnen stehen. Diese grundlegende Auseinandersetzung mit Krankheiten und ihrem Stellenwert bzw. ihrer Bewertung und Mythologisierung in den modernen Gesellschaften darf innerhalb dieser Arbeit nicht fehlen, weswegen ihr ein eigener Abschnitt gewidmet ist (Kap. B 9.).

Zudem bestehe durch den Versuch, solcherlei Krankheiten auf bestimmte Eigenheiten ihrer Opfer zurückzuführen, die Gefahr, die Betroffenen für ihr Leiden selbst verantwortlich zu machen – etwa, wenn man davon ausgeht, dass es eine ‚Krebspersönlichkeit‘ gibt. Mit der ‚Krebspersönlichkeit‘ hat sich auch Wolf, sicher in Anlehnung an Sontag, beschäftigt. Sie kommt zu dem Schluss, die Menschen versuchten sich von ihren eigenen unangenehmen Eigenschaften zu befreien, indem sie sie auf Krebskranke übertrügen. Wolf wie Sontag lehnen diese Zuschreibungen ab. Sie machen nicht das Individuum für seine Erkrankung verantwortlich, sondern die belastenden Verhältnisse, in denen es lebt.

Krankheit und Tod und der metaphorische Umgang mit ihnen sind Bestandteile großer, epochemachender literarischer Werke. Dass Krankheit und Tod in der Literatur seit Menschengedenken ein Leitmotiv darstellen, muss nicht näher erläutert werden. Werthers Krankheit, Effi Briests Sterben, die ‚Zipperlein‘ der Buddenbrooks, die ihren Höhepunkt im Typhus des kleinen Hanno finden – in der Literatur sind lange schon ‚reale‘ und symbolische Dimension von Krankheit miteinander verschränkt. ‚Literarische Krankheiten‘ können von hohem Symbolwert sein, sie eröffnen viele Deutungsmöglichkeiten. Sie stehen allgemein für Abweichungen und Konflikte, bilden ein Geflecht wandelbarer und rätselhafter Bilder, bringen Gefahr und gesellschaftliche Abnormität zum Ausdruck. Krankheit ist immer verbunden mit Differenz zum ‚Normalen‘, der Kranke ist durch seine Krankheit isoliert und steht für die ‚Nachtseite‘ der Gesellschaft. Beschreibungen von Epidemien (Thomas Mann: *Tod in Venedig*, Georg Heym: *Das Fieberspital*) sind zugleich Ausdruck gesellschaftlicher Krisen. Doppelgänger motive, Nervenerkrankungen oder Wahnsinn gehören seit der Romantik zu den bevorzugten Themen der Literatur (ETA Hoffmann: *Der Sandmann*, Georg Büchner: *Woyzeck*).<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Walter Erhart: Editorial: Einleitung. In: Der Deutschunterricht 5 (2003). S. 2-6

In vorliegender Arbeit finden sich auch einige Hinweise auf Thomas Mann, speziell seinen Roman *Der Zauberberg* (B 5., B 9.)

Mit diesem Roman verbindet Wolfs Werk die Erwartung, dass Krankheit mit gesteigerter geistiger Potenz einhergeht. Mann rekurriert in dieser Betrachtungsweise auf Nietzsche, welcher jedem Kranken, ein bestimmtes ‚Talent‘ vorausgesetzt, die Fähigkeit zur positiven Nutzung von Krankheit unterstellt. Vor allem in *Kindheitsmuster* hat Wolf auch ganz konkret auf den *Zauberberg* rekurriert. Nelly wird während ihrer Tuberkuloseerkrankung wie Hans Castorp vom Kranken und Morbiden angezogen und entdeckt für sich neue Interessen. Erst durch die Krankheit öffnen sich dem Betroffenen neue Dimensionen. In gewisser Weise trifft dies auch für die Erzählerin in *Leibhaftig* zu, die ohne ihre Krankheit nie zu solch einem Selbstfindungsprozess gelangt wäre.

Indes können Parallelen zum *Zauberberg* nur angerissen werden; sie allein böten Material genug für eine eigenständige Untersuchung. Dennoch soll auf elementare Hinweise hinsichtlich der Interdependenzen zwischen Thomas Manns Roman und Wolfs Werk nicht verzichtet werden, um die Perspektive entsprechend zu erweitern.

Neben Thomas Mann sei Ingeborg Bachmann als weitere literarische Bezugsperson genannt. Wolf steht in enger Verbindung zu dieser Autorin, die wie sie durch ihr Schreiben auf die Welt hinter den sichtbaren Tatsachen aufmerksam machen wollte. Beide Schriftstellerinnen verbindet der äußerst kritische Blick auf die moderne Zivilgesellschaft und deren Fehlleistungen und Missstände. Christa Wolf hat sich intensiv mit Ingeborg Bachmann auseinandergesetzt, nicht zuletzt wohl, weil beide Schriftstellerinnen sich mit ihrem Schreiben auf die Suche nach Wahrheit begeben. Die Parallelen zwischen Wolf und Bachmann sind zahlreich und könnten gleichermaßen Gegenstand einer eigenen umfangreichen Untersuchung sein. Vorliegende Arbeit, in deren Mittelpunkt die textnahe Auseinandersetzung mit den Motiven Krankheit und Tod stehen soll, muss sich auf die augenfälligsten Gemeinsamkeiten beider Autorinnen beschränken. Es soll vor allem darauf verwiesen sein, dass Bachmann auf Wolf insofern bestärkend gewirkt hat, da sie Schreiben ebenfalls als Werkzeug ansah, um Menschen sehend zu machen und hinter die Gegebenheiten zu blicken.

Der Blick auf das Werk Christa Wolfs wird vor allem eine Funktionalisierung des Krankheitsbegriffs zu Tage fördern, wie sie sich u.a. auch bei Michel Foucault findet: Die Stigmatisierung einer Minderheit, womöglich auch eines Individuums mit dem Vorwurf des Krankseins stellt nach wie vor ein zuverlässiges Mittel dar, um einen Störenfried von öffentlicher Diskussion auszuschließen. Wer als krank gilt – und hier kommt es keinesfalls auf die tatsächliche Ausprägung der Krankheit an, ausschließlich auf die Zuschreibung – wird in seinem Urteil nicht mehr ernst genommen und er gilt nicht mehr als volles Mitglied der Gesellschaft. Diese Tatsache bringt mit sich, dass den Personen, die sich bei den Mächtigen unbeliebt machen, indem sie unbotmäßige, vielleicht allzu kritische Äußerungen tätigen, schon mal eine Krankheit unterstellt wird, um sie öffentlich zu diffamieren und für unzurechnungsfähig zu erklären. Diese Machtstrategie hat Christa Wolf an Cassandra verdeutlicht. Cassandra, die der Sage nach von Apoll die Sehergabe verliehen bekommen hat, jedoch gleichzeitig mit dem Fluch beladen wurde, ihr solle niemand glauben, wird von Wolf als eine selbstbewusste, selbstständig denkende Frau beschrieben, deren Sehergabe darin besteht, unliebsame Wahrheiten wahrzunehmen und der unbequemen Realität ins Auge zu sehen. Sie sagt, was sie denkt, und da sie anhand der Tatsachen, die sie wahrnimmt, schlimme Prognosen erstellt, macht sie sich bei den Herrschenden äußerst unbeliebt. Damit ihr, die den Untergang Trojas vorausahnt und dies auch kundtut, niemand glaubt, wird sie für wahnsinnig erklärt und von allen anderen Menschen isoliert. Sie wird behandelt wie eine Aussätzige, damit ihre Prophezeiung, die nichts mit übersinnlicher Wahrnehmung, dafür aber viel mit Sensibilität und kluger Wahrnehmung zu tun hat, als kranke Phantasie einer Wahnsinnigen abgetan werden kann.

## 2. Geistesgeschichtliche Bezüge

### 2.1 Wandlung der Krankheitsauffassung

Was Krankheit ist und wie mit ihr umgegangen wird, war und bleibt immer abhängig vom Kulturkreis und aktuellen Einflüssen. Wolfs Romane und Erzählungen stellen Bezüge zu unterschiedlichsten Zeiten her, so dass sich ein Überblick über die Krankheitsvorstellungen vergangener Epochen anbietet.

Bei den Griechen stand Krankheit quasi außerhalb der bewussten und öffentlichen Wahrnehmung. Krankheit wurde möglichst ignoriert, da alles Streben dem gesunden, makellosen Körper galt. Auch die griechische Philosophie hat sich der Krankheit nicht gewidmet. War sie einmal nicht zu leugnen, wurde sie als Fluch der Götter oder dem Schicksal zugeschrieben, also in mystischer Scheu aus der Realität verbannt. Über Krankheit meinte man als Mensch keine Macht zu haben, so dass sie mit Gleichgültigkeit hingenommen und nicht thematisiert wurde. Dahinter steckt entweder der stoische Gedanke der Leidensfähigkeit des Menschen, der Krankheit einfach hinnimmt ohne zu klagen, oder aber der Gedanke, als Mensch seine Selbsterfüllung sowieso im Transzendenten zu finden, wohin Krankheit nicht dringen kann. Aber auch die Vorstellung, der Kranke sei von einem Dämon oder einem Gott besessen, welche von Naturvölkern, aber auch im christlichen Abendland bis ins Mittelalter hinein bekannt ist, war den Griechen nicht geläufig.

Im Christentum gilt Krankheit zuallererst als Folge des Sündenfalls, als Zeichen des Gerichts. Sie ist aber auch Bedingung der Heiligung und Weg zur göttlichen Liebe. Dem körperlichen Zerfall steht die geistig-seelische Erhöhung, die Ehre Gottes gegenüber. Krankheit ist nicht von Gott gewollt, sie ist durch den Sündenfall in die Welt gekommen und ist gleichzeitig Zeichen des menschlichen Abfalls von Gott und Werkzeug seiner Erlösung.

Die bürgerliche Norm interpretierte Krankheit meist als Sanktion gegen sexuelle Normwidrigkeiten. Der gesellschaftliche Konsens gilt als normbildend und das Individuum, das erkrankt, ist selbst schuld und wird offenbar für einen Verstoß gegen die Regeln bestraft. Diese Verbindung medizinischer und moralischer Diskurse ist vor

allem für die modernen säkularisierten Gesellschaften interessant, da keine metaphysische Instanz mehr für die Normbildung angenommen werden muss, sondern „die menschliche Natur selbst ist es, die physische und psychische, an der man sich nicht straflos versündigen darf.“<sup>4</sup> An die Stelle des strafenden Gottes tritt die Natur, die den Sünder mit physischen und psychischen Disfunktionalitäten bestraft. „Gesundheit gilt als positive Sanktion, die normentsprechendes Verhalten honoriert und bestärkt.“<sup>5</sup> Das Psychische und das Moralische wurden im bürgerlichen Zeitalter synonym gebraucht – der psychische Defekt war also selbstverständlich zugleich ein moralischer. Von dieser bürgerlichen Moral wurde die gesamte Krankheitswahrnehmung geprägt. In der bürgerlichen Gesellschaft der Aufklärung unterlag sogar das Mitleid moralisch geregelten Einschränkungen. Nur wer sich nicht außerhalb der allgemein geltenden Normen stellte, war des Mitleids würdig.

Während die bürgerliche Aufklärung bzw. ihre Moral die Krankheit als Strafe für normwidriges Verhalten ansah und dem Kranken die Schuld an seinem Leiden zuwies, wird dieser in der Moderne – spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts – weitgehend exkulpiert. Die Somatiker begannen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts diese Sichtweise, die dem Kranken die moralische Schuld an seiner Krankheit zusprach, aufzubrechen. Sie meinten, jede psychische Krankheit habe ihren Ursprung in einem physischen Leiden, auf das der Kranke keinen Einfluss habe. Die Krankheitssymptome sollten nicht mehr Ausdruck unmoralischen Verhaltens und somit Anzeichen einer gerechten Bestrafung sein. Der geistig Kranke galt nicht mehr als schuldig, da die Somatiker den Ausbruch der Krankheit allein auf körperliche Gebrechen zurückführten.

Krankheitsursachen werden nicht mehr im Erkrankten selbst gesucht, sondern in seiner Umwelt. Das führt dazu, dass nicht mehr vom Kranken gefordert wird sich zu ändern, sondern die sozialen Umstände als zu verändernde angesehen werden.

Diese Tendenz konnte einerseits für den psychisch Kranken ungeheuer entlastend wirken, da die Umwelt ihn nicht mehr als zu Recht bestrafte Sünder wahrnehmen musste. Krankheit galt als überwältigende Macht, auf die der Betroffene beim besten Willen keinen Einfluss ausüben konnte, sondern ihr hilflos ausgeliefert war, ohne an ihr schuld zu sein.

---

<sup>4</sup> ebd. S. 5

<sup>5</sup> ebd.

„Daß das Leiden des einzelnen ein Leiden an der Gesellschaft sei, gehört [...] zu den kultur- und sozialkritischen Topoi, deren Präsenz in gegenwärtigen Krankheitsgeschichten [...] selbstverständlich geworden ist.“<sup>6</sup> Die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich dem Individuum anzupassen, nicht umgekehrt. Ziel ist nicht mehr die Einhaltung gewisser Normen um der Normen willen, sondern das Wohlergehen des Einzelnen, an dem die Normen auszurichten sind.

„Im 20. Jahrhundert steht jene Moral, die im 18. Jahrhundert und noch weit darüber hinaus das ihr Entgegengesetzte pathologisierte, selbst unter Pathologieverdacht. Weiterhin stehen Krankheitsvorstellungen dabei im Dienst der Legitimation sozialer Normen und Werte, doch werden sie jetzt zum Argument der Abwertung dessen, was vormals hochgewertet, und der Aufwertung dessen, was vorher abgewertet wurde.“<sup>7</sup>

Andererseits verlor aber diese Perspektive die auch bei Wolf so notwendige Ganzheitlichkeit aus den Augen, „die Notwendigkeit, das Krankheitsgeschehen in seinen psychischen wie somatischen und lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhängen zu verstehen“.<sup>8</sup> Die moralistische Betrachtungsweise bezog noch Geist, Körper und Lebensgeschichte in ihre Erklärungen mit ein und verband alles miteinander. Dieses Zusammenspiel vieler Faktoren ging dem Blick der Somatiker ab. Für ihn war die psychische Krankheit eine Körperkrankheit.

Einen besonderen und modernen Krankheitsbegriff hat Arno Gruen entwickelt. Er geht davon aus, dass die Krankheit und der Wahnsinn die Normalität bestimmen, dass wir also in unserem Normalzustand krank sind, dies aber wirkungsvoll zu verdrängen suchen. „Wie wir fortwährend unser wirkliches Kranksein überspielen, davon ist das moderne Leben in einem Ausmaß charakterisiert, wie kaum zuvor in der Geschichte der Menschheit.“ Das gehe soweit, dass dadurch sogar unser Fortbestehen bedroht sei. Gruen ist der Ansicht, dass die Zivilisation uns das „Diktat“ auferlegt, „dem Schmerz des inneren Chaos auszuweichen.“ Angst müsse überspielt werden. „Auf diese Weise wird ‚Gesundsein‘ zu einem sehr wirkungsvollen Verwirrspiel, um die Krankheit eines

---

<sup>6</sup> ebd. S. 81f

<sup>7</sup> ebd. S. 21

<sup>8</sup> ebd. S. 9

chaotischen Innenlebens zu verheimlichen.“ Weder man selbst noch die Umwelt sollen die innere Angst und die kranke Seele sehen.<sup>9</sup>

In den folgenden Kapiteln wird der Umgang mit Krankheit in der deutschen Geistesgeschichte näher beleuchtet. Exemplarisch soll dies an Kleist, Kierkegaard, Nietzsche, Adorno und Foucault geschehen, da sich Christa Wolf, wie zu zeigen sein wird, offenbar von diesen Denkern hat beeinflussen lassen. Dabei soll die jeweilige Einstellung zu Krankheit und Tod dargestellt werden, um dann entsprechende Parallelen in Wolfs Denken aufzuzeigen. Selbstverständlich ist es weder möglich noch notwendig, die europäische Geistesgeschichte hinsichtlich dieses Aspekts ausführlich zu untersuchen, noch das philosophische Werk der genannten Denker vorzustellen. Ziel kann es darum nur sein, die Sentenz ihrer grundlegenden Aussagen über Krankheit zu skizzieren und vor allem in Bezug zu Wolf und ihr Werk zu setzen. Besonders hinsichtlich ihrer Beschäftigung mit Aspekten der Romantik scheint es außerdem sinnvoll, Kierkegaards *Krankheit zum Tode* in die Betrachtung aufzunehmen.

---

<sup>9</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine Theorie der menschlichen Destruktivität. München 2003. S. 21

## 2.2 Kleist

Schon seine Biographie stellt Kleist als einen Außenseiter dar. Er führt die jahrhundertealte berufliche Tradition seiner Familie nicht fort und wird mit 22 Jahren auf eigenen Wunsch aus dem Militär entlassen. Auf der vergeblichen Suche nach geordneten familiären und beruflichen Verhältnissen scheitert er wiederholt „an behördlichen Vorbehalten oder an seinen wohl vorwiegend psychosomatisch bedingten Leiden.“<sup>10</sup> Der inszenierte gemeinsame Selbstmord mit Henriette Vogel wirkt wie der logische Schlusspunkt einer nicht enden wollenden Reihe von psychischen und physischen Krisen und Irrungen. Sein erster großer Zusammenbruch, den er seiner Kant-Lektüre zuschreibt, bewirkt die Trennung von seiner Verlobten Wilhelmine von Zenge. Kleist ist sich plötzlich dessen bewusst, sich nichts auf Erden sicher sein zu können, und entwickelt ein geradezu „ästhetisches Verhältnis zum eigenen Tod, den er wiederholt als heroisch-erhabenen bzw. als schönen imaginiert.“<sup>11</sup> Von einem physischen Zusammenbruch Ende 1803 erholt Kleist sich lange nicht, im Juli 1805 schreibt er aus Königsberg von „rheumatischen Zufällen, und einem Wechselfieber, das mich, um mit Dir zu reden, ganz auf den Hund bringt.“<sup>12</sup> Im November schreibt er: „Ich habe diesen ganzen Herbst wieder gekränkelt: ewige Beschwerden im Unterleibe [...]. Diese wunderbare Verknüpfung eines Geistes mit einem Konvolut von Gedärmen und Eingeweiden.“<sup>13</sup> Ein Brief aus dem Sommer 1806 gewährt Einblick in eine der für Kleist zu ständigen Begleitern gewordenen Sinnkrisen:

„Ein Gram, über den ich nicht Meister zu werden vermag, zerrüttet meine Gesundheit. Ich sitze, wie an einem Abgrund, mein edelmütiger Freund, das Gemüt immer starr über die Tiefe geneigt, in welcher die Hoffnung meines Lebens untergegangen ist: jetzt wie beflügelt von der Begierde, sie bei den Locken noch heraufzuziehen, jetzt niedergeschlagen von dem Gefühl unüberwindlichen Unvermögens. [...]

Seine weiteren Bemühungen, sich ein gesichertes Leben aufzubauen, scheitern. 1811 steht fest, dass er aus dem Leben scheiden möchte, und er schreibt an Marie von Kleist,

---

<sup>10</sup> Urs Strässle: Heinrich von Kleist. Die keilförmige Vernunft. Würzburg 2002. S. 43

<sup>11</sup> ebd. S. 47

<sup>12</sup> Kleist an Ernst von Pfuel, 2. Juli 1805. In: Heinrich von Kleist: Geschichte meiner Seele. Ideenmagazin. Das Lebenszeugnis der Briefe. Hrsg. von Helmut Sembdner. Bremen 1959. S. 291f

<sup>13</sup> Kleist an Freiherr von Altenstein, 13. November 1805. In: Ebd. S. 293

dass „ich sterbe weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt.“<sup>14</sup>

Kleists Leben erscheint wie ein ständiger Kampf um Anerkennung, den er ebenso beständig verliert.

„Sein Bemühen, sich in eine Zeit und in gesellschaftliche Verhältnisse zu fügen, welche den unbestrittenen Anspruch auf Selbstverwirklichung zugleich an das Kriterium der gesellschaftlichen Nützlichkeit koppeln, ist geprägt von der Erfahrung, daß sich die unbedingten Ansprüche eines extrasozial definierten Individuums mit den gesellschaftlich prämierten Entfaltungsmöglichkeiten nicht vereinbaren lassen.“<sup>15</sup>

Kleist muss zu der traurigen Überzeugung kommen, „das eigene Leben komme einer stufenweisen Regression innerhalb eines Prozesses der unausgesetzten Auszehrung von Seelenkräften gleich.“<sup>16</sup>

### 2.2.1 Wolf und Kleist

Mit ihrer Romantikrezeption stellte sich Wolf gegen die offizielle Lesart, die von Georg Lukács bestimmt worden war: Als Anhänger Goethes machte der den Romantikern zum Vorwurf, nicht Goetheaner geworden zu sein, und definierte sie vor allem durch ihren Gegensatz zum Aufklärungsdenken. So wurde denn auch in der folgenden marxistischen Literaturwissenschaft Romantik verstanden als „feudale Regression, versuchte Zurücknahme der Aufklärung, Urform des spätbürgerlichen Irrationalismus und Antirealismus.“ Lukács lehnte vor allem Kleist ab.<sup>17</sup> Auch Mehring kritisierte an der Romantik, sie habe auf ihrer Suche nach nationalen Idealen auf das Mittelalter bauen müssen, damit jedoch auch auf die „ausgeprägteste Klassenherrschaft der Junker und Pfaffen. [...] So ging der genialste, so der einzig geniale Dichter der Romantik, eben Heinrich von Kleist, unter in Irrsinn und Selbstmord.“<sup>18</sup> So war ihm „auf Erden nicht zu helfen, weil der geniale Dichter, der die höchsten Flüge wagen durfte, sich niemals

<sup>14</sup> Kleist an Marie von Kleist, 19. November 1811. In: Ebd. S. 399

<sup>15</sup> Urs Strässle: Heinrich von Kleist. S. 52

<sup>16</sup> ebd. S. 54

<sup>17</sup> Mehring über Kleist, zit. nach Hans Mayer: Zur deutschen Klassik und Romantik. Stuttgart 1963. S. 294

<sup>18</sup> ebd. S. 292

dauernd über die niederen Regionen des altpreußischen Junkertums zu erheben vermochte.“<sup>19</sup>

Eine Verbindung zwischen Wolf und der Romantik besteht in der Aufwertung des Unbewussten, des Traums und der Gefühls- neben der Verstandesebene. Vor allem aber scheint sie sich wiedergefunden zu haben in der Außenseiterposition, die z.B. Kleist in der damaligen Gesellschaft ertragen musste. Wie eben beschrieben, scheiterte er lebenslang an seinem Bemühen, sich den gängigen Normen entsprechend ein bürgerliches Leben aufzubauen und den Status eines angesehenen Mitglieds der Gesellschaft zu erlangen. In gewisser Weise stellt sich hier eine Parallele sogar zu Christa T. her, die ebenfalls den zeitüblichen Ansprüchen nicht gerecht werden kann, weil sie ihrem Inneren widerstreben.

Nähere Ausführungen zu Wolfs Romantikrezeption werden in Kapitel *A 3.3 Kein Ort. Nirgends* sowie in *B.2 Traum* folgen.

---

<sup>19</sup> ebd.

## 2.3 Kierkegaard

„Und auf jeden Fall hat kein Mensch gelebt und lebt kein Mensch außerhalb der Christenheit, ohne daß er verzweifelt ist...“<sup>20</sup>

In seinem Werk *Die Krankheit zum Tode* setzte sich Kierkegaard, nachdem er in *Der Begriff Angst* das Phänomen Angst untersucht hatte, mit dem der Verzweiflung auseinander. Seine beiden Thesen lauten: ‚Die Krankheit zum Tode ist Verzweiflung‘ und ‚Verzweiflung ist die Sünde‘. Er entwickelt hier seine Anthropologie, indem er „die Problematik des Christseins in den Kontext der allgemeinen Problematik des Selbstseins“ stellt.<sup>21</sup> Kierkegaard schildert drei Hauptformen der Verzweiflung:

„Verzweiflung ist eine Krankheit im Geist, im Selbst, und kann so ein Dreifaches sein: verzweifelt sich nicht bewußt sein, ein Selbst zu haben (uneigentliche Verzweiflung); verzweifelt nicht man selbst sein wollen; verzweifelt man selbst sein wollen.“<sup>22</sup>

Der Mensch in seiner Verzweiflung verzweifelt nicht über etwas, sondern an sich selbst, da er sich selbst nicht findet. Das geschieht z.B., wenn er nur in Phantasien lebt, sich also unendlichen Möglichkeiten hingibt und dadurch davon abgehalten wird, je auf sich selbst wieder zurückzukommen. Diese Menschen verlieren den Kontakt zur Wirklichkeit, da sie sich in Vorhaben und Plänen ergehen, die mit ihrem eigentlichen Leben nicht mehr in Verbindung stehen. Was sie verlieren, sind die Wirklichkeit und die Notwendigkeit, nämlich die Notwendigkeit, die hehren Pläne in der Realität auch tatsächlich umzusetzen. Das Gegenteil wäre der saturierte Bürger, der alles besitzt, was ihm in der Welt Ehre und Ansehen bringt, der aber nicht dazu in der Lage ist, seine Welt geistig zu durchdringen und metaphysisch zu überhören. Er bleibt dem rein Faktischen verhaftet, so dass es ihm an jeglicher (Selbst-)Reflexion mangelt. Dieser Mensch hält sich allein an die Wirklichkeit und nimmt seine Möglichkeiten nicht wahr – er wird Fatalist und leidet unter der völligen Fremdbestimmung seines Selbst. Oder aber ihm wird alles zur Trivialität, wie dem geistlosen Spießbürger.

„Um nämlich auf sein Selbst und auf Gott aufmerksam zu werden, muß die Phantasie einen Menschen höher schwingen als bis zum Dunstkreis des

---

<sup>20</sup> Sören Kierkegaard: *Die Krankheit zum Tode*. Übersetzt und mit Glossar, Bibliographie sowie einem Essay ‚Zum Verständnis des Werkes‘ herausgegeben von Liselotte Richter. Frankfurt/M. 1986. S. 22

<sup>21</sup> Michael Theunissen, Wilfried Greve (Hrsgg): *Materialien zur Philosophie Søren Kierkegaards*. Frankfurt/M. 1979. S. 45

<sup>22</sup> Sören Kierkegaard: *Die Krankheit zum Tode*. S. 13

Wahrscheinlichen [...]. Aber Phantasie hat der Spießbürger nicht, er will sie nicht haben, verabscheut sie.<sup>23</sup>

Der Mensch nimmt diese Verzweiflung jeweils unterschiedlich bewusst wahr – er kann gar nicht um sie wissen oder ihr hilflos gegenüberstehen oder sich gegen sie auflehnen. „Je mehr Bewußtsein, desto intensivere Verzweiflung.“<sup>24</sup> Die bewusste Form der Verzweiflung erscheint in zwei Arten: der ‚Verzweiflung der Schwachheit‘ – der Mensch möchte nicht er selbst sein – heute würde man von Identitätskrise sprechen. Ihr verfallen Menschen, die meinen, sie könnten ihr Selbst wechseln wie ein Kleidungsstück. Die zweite Form ist ‚Verzweiflung, verzweifelt man selbst sein zu wollen‘. Hier handelt es sich um eine trotzig Selbstbehauptung, die ins Leere läuft, weil kein wirkliches Selbst existiert. Man möchte verzweifelt das Ich behaupten, entbehrt aber eines Selbst.

Wenn nun aber ‚der Trotz die höchste dieser Stufen darstellt, dann beweist sein Scheitern, daß jede Existenz der Verzweiflung anheimfällt, die aus eigener Kraft das Dasein zu meistern sucht.“<sup>25</sup> Die einzige Möglichkeit, jener existenziellen Verzweiflung zu entkommen, besteht für den Menschen darin, zum Glauben, sprich zum Christentum zu finden. Denn „christlich verstanden gibt es im Tode unendlich mehr Hoffnung als da, wo rein menschlich gesprochen nicht bloß Leben ist, sondern dieses Leben in vollster Gesundheit und Kraft.“<sup>26</sup>

Für denjenigen modernen Menschen, dem der Weg in den Glauben verwehrt ist, „ist die Verzweiflung als permanente Krise des Selbst eine *Conditio sine qua non* seines Menschseins. Und keine Selbstfindungstherapie wird daran etwas ändern können.“<sup>27</sup> Nicht einmal der Ausblick auf den Tod kann dem wahrhaft Verzweifelten Hoffnung spenden. Denn „die Hoffnungslosigkeit ist, daß selbst die letzte Hoffnung, der Tod, nicht vorhanden ist.“ Wenn man den Tod als die größte Gefahr betrachte, hoffe man auf das Leben. Wenn man „aber die noch entsetzlichere Gefahr kennenlernt, hofft man auf den Tod.“ Wenn aber „die Gefahr so groß ist, daß der Tod die Hoffnung geworden ist, dann ist Verzweiflung die Hoffnungslosigkeit, nicht einmal sterben zu können.“<sup>28</sup>

---

<sup>23</sup> ebd. S. 39

<sup>24</sup> ebd. S. 40

<sup>25</sup> Michael Theunissen, Wilfried Greve: Materialien zur Philosophie Søren Kierkegaards. S. 47

<sup>26</sup> Søren Kierkegaard: Die Krankheit zum Tode. S. 11

<sup>27</sup> Konrad Paul Liessmann: Søren Kierkegaard zur Einführung. Hamburg 1993. S. 130

<sup>28</sup> Søren Kierkegaard: Krankheit zum Tode. S. 18

Eine wesentliche Kategorie in Kierkegaards Denken ist ‚jener Einzelne‘ im Gegensatz zur verhassten ‚Menge‘. Die Menge steht für ihn synonym für Unverantwortlichkeit, Reuelosigkeit und Beliebigkeit. Der Einzelne muss sich selbst und Gott gegenüber Rechenschaft ablegen, während das Subjekt sich in der Masse auflöst und dort in Unverbindlichkeit untergeht. Darum schließen sich für Kierkegaard Wahrheit und Politik aus. Wahrheit sei eine Sache des Intellektuellen, des Geistes und der Religion, also Sache des Einzelnen. „Daß Kierkegaard, wenn auch aus religiösen Motiven, den *Einzelnen* zur zentralen Kategorie erhob, macht ihn, in ganz anderer Weise als die Philosophen des Idealismus, zu einem, vielleicht dem entscheidenden Denker der Subjektivität.“<sup>29</sup>

### 2.3.1 Wolf und Kierkegaard

In der radikalen Subjektivität der Hinwendung zum ‚Einzelnen‘ kann man eine Parallele zu Wolfs Subjektivismus sehen, welcher ihr in der DDR oft genug vorgeworfen wurde. Als es opportun war, über dem Sozialismus dienende Arbeiter zu schreiben, veröffentlichte sie mit *Nachdenken über Christa T.* eine Erzählung, die von einer zweifelnden Intellektuellen handelt, die sich mit dem Kollektiv nicht identifizieren kann. Für Kierkegaard erweisen sich Existenz und Wahrheit des Menschen „ausschließlich in seiner Einzelheit“ und er kann nur dort sein Menschsein leben, „wo die Einzelheit angesprochen wird.“<sup>30</sup> – Untersucht man Wolfs Werk daraufhin, so fällt ins Auge, dass sie sich, vielleicht von ganz frühen Schriften abgesehen, nicht mit der Ideologie auf Staatsebene befasst, sondern immer die Perspektive Einzelner einnimmt und die Wechselwirkungen zwischen deren persönlichem Leben und Alltag einerseits und dem großen Ganzen andererseits fokussiert. Die Auswirkungen des ‚Überbaus‘ auf das Individuum stehen im Mittelpunkt, nicht der ‚Überbau‘ selbst. Das bedeutet nicht, dass das Politische ausgeklammert wird, im Gegenteil: Indem es in seinen Auswirkungen auf den Einzelnen konkret wird, lässt es sich erst richtig einschätzen und auf seine Humanität hin überprüfen. Eine Idee, die diesen ‚Praxistest‘ nicht besteht, muss verworfen werden.

---

<sup>29</sup> ebd. S. 37

<sup>30</sup> ebd. S. 27f

---

Kierkegaards Kritik an Politik als Sache der Masse und damit der Unwahrheit, die darin mündet, dass die Wahrheit nur außerhalb von Politik, in der Welt der Intellektuellen, bestehen kann, trifft in gewissem Maße auf Wolfs Erfahrungen seit Ende der 60er Jahre zu. Die zunehmende Entfremdung zwischen ZK und Kulturschaffenden ließ sie zu der Erkenntnis kommen, dass Kritik und Wahrheit nur unabhängig von Politik bestehen können. Zumindest lässt sich dies aus *Nachdenken über Christa T.*, *Kassandra* und *Medea* herauslesen; in allen drei Werken stehen Individuen in Opposition zur Macht – Christa T. noch ohnmächtig auf sich selbst verwiesen, Kassandra und Medea schon voller Zorn und Tatendrang, mit dem Bemühen, ihre Wut auf die Mächtigen auf andere überspringen zu lassen.

Die Verzweiflung, die Wolfs – meist weibliche – Protagonistinnen befällt, spielt sich nicht allein auf der Ebene des Selbst ab. Kierkegaard hat ja betont, es handle sich nicht um die Verzweiflung über etwas, über die Welt, sondern über den Menschen selbst, das Subjekt. Diese Perspektive würde Wolfs Ansatz einengen. Zwar schildert auch sie die inneren Kämpfe z.B. der Kassandra, Medea und Christa T. Doch gilt ihr Blick darüber hinaus vor allem auch dem jeweiligen geistig-politischen Rahmen, in welchem die Subjektivität erst Raum gewinnt. In diesem Sinne ist sie weniger subjektbezogen als Kierkegaard, ihre Ausführungen sind politischer und weniger auf das Individuum beschränkt. Damit soll natürlich nicht überdeckt werden, dass etwa Christa T. ebenjener Sinnkrise verfällt, wie sie bereits von Kierkegaard als Form der Verzweiflung beschrieben wurde. Aber diese Krankheitsformen werden eben immer ins Gesellschaftliche überhöht und es werden äußere, politisch-ideologische Verhältnisse verantwortlich gemacht für das Leiden des Einzelnen.

## 2.4 Nietzsche

Nietzsche war in seiner Jugendzeit stark von der Philosophie Schopenhauers beeinflusst und ging wie dieser davon aus, dass alle geistig-kulturellen Vorgänge eine triebhafte Grundlage haben. In dieser Hinsicht ist Nietzsche auch als Vorläufer von Freud und Jung zu bezeichnen.

Schopenhauer vertrat wie die Romantiker eine ambivalente Auffassung von Krankheit. Einerseits galt sie ihm als Folge des Sündenfalls, als Preis, der für die Ursünde zu zahlen ist. Andererseits aber bedeutet Krankheit eine „im Leiden und Entsagen sich vollziehende Absage an die Herrschaft des Willens“ – und dies sei letztlich nichts anderes als Bewusstwerden des Unbewussten. „So führt die Erlösung doch über die Erkenntnis, und Krankheit bedeutet wieder einmal Schmerz und Erlösung zugleich.“ Das Leiden schärft durch die Schwächung und die Pein den Sinn des Menschen für die nichtige Eitelkeit des menschlichen Treibens und führt ihn zu der Erkenntnis, dass ihm eine höhere Existenz angemessener wäre als die zeitliche. Krankheit fördert so die Haltung der Entsagung, welche dem Tod seinen Schrecken nimmt und ihn als Erlösung feiert.<sup>31</sup>

Nietzsche wendet sich insofern von Schopenhauer ab, als er nicht mehr den Tod als Aufhebung im Jenseits für das große Ziel von Krankheit hält. Er betont ihre diesseitige Bedeutung und hält Krankheit für den Menschen wie im speziellen für den Künstler für unentbehrlich, da sie ihn läutere und ihm zu geistiger Vertiefung ver helfe. Erst das Durchleiden von Krankheit verschaffe die für Selbstverwirklichung und Wachsen von Reife notwendige Muße. Durch dauernde Überwindung der physischen Schwäche gelange der Geist zu scharfer Klarheit. Wie auch bei Schopenhauer, führt Krankheit nach Nietzsches Auffassung jedoch nicht zwangsläufig bei jedem zu geistiger Erhöhung. Es müssten Bedingungen erfüllt sein, etwa dürfe der Kranke nicht völlig geistig abgestumpft sein, sondern müsse das Erlebnis des Krankseins in die Tiefen seines Seins vordringen können lassen.<sup>32</sup> Für Nietzsche ist „die Auseinandersetzung mit der Krankheit“ der eigentliche „Auftrag der menschlichen Existenz.“ Allerdings macht

---

<sup>31</sup> Fernand Hoffmann: Thomas Mann als Philosoph der Krankheit. Versuch einer systematischen Darstellung seiner Wertphilosophie des Bionegativen. Luxemburg 1975. S. 144f

<sup>32</sup> ebd. S. 147ff

er nie die Krankheit selbst zum Wert; sie vermag aber Werte hervorzubringen.<sup>33</sup> Bei Menschen, die die Anlage zu ‚großer Gesundheit‘ hätten, wirke sie also geistig-ethisch positiv. Fehle diese Anlage, wirke Krankheit nur zersetzend.

„Wie im Bereiche des Metaphysischen die Krankheit als Seiendes zur ‚großen Gesundheit‘ gehört, so wird in der Perspektive pathologischer Erfahrung diese ‚große Gesundheit‘ erst möglich durch das persönliche schmerzliche Erlebnis der Krankheit.“<sup>34</sup>

Nietzsche beklagte die Verschüttung des irrationalen Elements im Menschen durch die zielgerichtete, starre Vernunft. Er begibt sich auf geistesgeschichtliche Spurensuche und möchte den Ursprung des Prozesses aufdecken, an dessen Ende die Unterdrückung des sinnlichen Wahrnehmens und dessen Diskreditierung als Wahnsinn stehe. Und er wird fündig: Den Sündenfall sieht Nietzsche im sokratischen Denken, welches die naiv-tümliche Weltsicht durch das Rational-Wissenschaftliche ersetzt habe. Das dionysische Element, repräsentiert durch Prometheus und Ödipus, sei durch das apollinische ersetzt worden. „Dies ist der neue Gegensatz: das Dionysische und das Sokratische, und das Kunstwerk der griechischen Tragödie ging an ihm zu Grunde.“<sup>35</sup> Man orientierte sich an Sokrates, der Vernunft und Tugend mit Glück gleichsetzte und somit die Ratio überbetonte. Für Nietzsche aber heißt Glück auch, sich von der Vernunft emanzipieren zu können und nicht permanent auf sie angewiesen zu sein. Er meint, die Bekämpfung der Instinkte durch das „Tageslicht der Vernunft“ habe davor schützen sollen, womöglich ins Unbewusste, ins Dunkel der „dunklen Begehungen“ hinabzusinken. Aber

„das grellste Tageslicht, die Vernünftigkeit um jeden Preis, das Leben hell, kalt, vorsichtig, bewusst, ohne Instinkt, im Widerstand gegen Instinkte war selbst nur eine Krankheit, eine andre Krankheit – und durchaus kein Rückweg zur ‚Tugend‘, zur ‚Gesundheit‘, zum Glück.“<sup>36</sup>

Vor Sokrates galt die Bloßstellung durch dialektisches Denken als unfein, doch er und seine Zeitgenossen hatten laut Nietzsche keine Wahl:

---

<sup>33</sup> ebd. S. 150

<sup>34</sup> ebd. S. 155

<sup>35</sup> Friedrich Nietzsche: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, Leipzig 1872. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Dritte Abteilung Band 1, Berlin/New York 1972. S. 19-152. S. 79

<sup>36</sup> Friedrich Nietzsche: Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. Leipzig 1889. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, sechste Abteilung Band 3, Berlin 1969. S. 49-154. S. 66f

„Es stand weder Sokrates, noch seinen ‚Kranken‘ frei, vernünftig zu sein, - es war de rigueur, es war ihr letztes Mittel. [...] Man hatte nur Eine Wahl: entweder zu Grunde gehen oder – absurd-vernünftig zu sein... Der Moralismus der griechischen Philosophen von Plato ab ist pathologisch bedingt; ebenso ihre Schätzung der Dialektik.“<sup>37</sup>

Nietzsche sucht nach ursprünglichen Zusammenhängen, die durch Sokrates, Christentum und die Moderne auseinandergerissen worden seien. „Beispiele für schmerzhaft Getrenntes und wieder zu Verbindendes sind die Antagonismen von apollinisch und dionysisch, gut und böse, Bild und Begriff, Mythos und Mathematik, Wille zur Macht und ewiger Wiederkunft des Gleichen.“<sup>38</sup>

Auch der Wahnsinn spielt bei Nietzsche eine Rolle. Zarathustra predigt auf einem Marktplatz vor einer Menschenmenge, welche eigentlich auf die Vorführung eines Seiltänzers wartet. Zarathustra ruft dazu auf, sich von Vernunft, Tugend und Mitleid – falsche Moralinstanzen des Christentums – loszusagen und sich endlich in höhere geistige Gefilde emporzuschwingen. Mittel zur Überwindung des mickrigen Daseins sei der Wahnsinn:

„Wo ist doch der Blitz, der euch mit seiner Zunge lecke? Wo ist der Wahnsinn, mit dem ihr geimpft werden müßtet? Seht, ich lehre euch den Übermenschen: der ist dieser Blitz, der ist dieser Wahnsinn!“<sup>39</sup>

Die Menschen könnten laut Nietzsche zu ungeahnter Geistespotenz gelangen, wenn sie die christliche Moraletik, in welcher Nietzsche ein höchst wirkungsvolles Machtmittel der geistlichen wie weltlichen Mächte der letzten zwei Jahrtausende sieht, ablegten.

Für Nietzsche sind nicht nur einzelne Menschen oder Gruppen krank, „sondern auch bestimmte Weisen des Denkens, wie in der sokratischen Dialektik, oder des Glaubens, wie in der christlichen Moral [...].“<sup>40</sup> Nichts ist unabhängig von der Kraft oder Schwäche eines vitalen Prinzips, das allen Instanzen des Lebens innewohnt. Ein gesundheitliches Defizit leitet Nietzsche nicht aus organischen Mängeln ab, sondern interpretiert es als „Folge allgemeiner Kraft- und Disziplinlosigkeit“. Auch die Neigung

<sup>37</sup> ebd. S. 66

<sup>38</sup> Peter Pütz: Krankheit als Stimulans des Lebens. Nietzsche auf dem Zaubenberg. In: Thomas Sprecher (Hg.): Das „Zaubenberg“-Symposium 1994 in Davos (= Thomas-Mann-Studien, hrsg. vom Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Bd. 11). Frankfurt/M. 1995. S. 249-264. S. 257

<sup>39</sup> Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. Chemnitz 1883. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, sechste Abteilung Band 1, Berlin 1968. S. 10

<sup>40</sup> Peter Pütz: Krankheit als Stimulans des Lebens. S. 253

des Menschen, ein schlechtes Gewissen zu haben und „bar jeder Aussicht auf Entsöhnung in lebensfeindlicher Trauer zu versinken“, führe schnell zu einer Flucht in die Krankheit. Besonders das vom Christentum geschürte Sündenbewusstsein spiele dabei eine unrühmliche Rolle. „Bei derartigen Fällen ist kaum zu unterscheiden, ob die durch Moral und Religion gebotenen Tugenden der Selbstzerknirschung Herde oder Symptome, Ursachen oder Folgen von Krankheit sind.“<sup>41</sup>

Nietzsche bezeichnet den Menschen als ein „Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch, - ein Seil über dem Abgrunde“<sup>42</sup>, also als einen gefährlichen Übergang von einer Entwicklungsstufe zu einer anderen. Der Übermensch stellt in Nietzsches Theorie den Kulminationspunkt zur Überwindung aller alten Sinngebungsversuche dar. Der Mensch müsse sich der Kluft zwischen seinem Idealbild und seiner realen Existenz bewusst werden. Aus der Verachtung, die er dann für sich selbst empfinden müsse, erwache die Triebfeder, sich radikal zu wandeln, alles Bisherige aufzugeben, Verantwortung zu übernehmen, sich von der Herde abzugrenzen und zum autonomen Subjekt zu werden. Der Nihilismus dient dabei als Phase des Übergangs, in der die Loslösung von moralischen Wertvorstellungen der Masse vollzogen wird, um zum individualistisch-autonomen Wesen zu werden. Eine wesentliche Rolle spielt dabei das Ende der Unterwerfung unter christlich-moralische Normen. Durch Emanzipation von diesen lebensverneinenden Werten gewinne der (Über-)Mensch seine Identität zurück und lerne, dem Leben aus sich selbst heraus Sinn zu verleihen. Indem er sich von Autoritäten und der Vorstellung des Lebens als Jammertal löse, sei der Übermensch in der Lage, Vervollkommnung und Verwirklichung im Diesseits zu erlangen, statt sich auf die Projektion auf jenseitige Welten zu verlassen.

Nietzsche hält es für einen Fehler, die eigene Triebhaftigkeit zu unterdrücken. Der Ursprung dieses Asketismus liegt für Nietzsche in einer frühen Phase der Menschheit, als die Menschen sich schon von ihrer tierischen Vergangenheit gelöst hatten, aber noch nichts Sinnvolles an deren Stelle hatten setzen können. Da es unmöglich erschien, ohne Sinn zu leben, hätten Prediger die Aufgabe übernommen, das Leben mit dem Nichts erträglich zu machen.<sup>43</sup> Aus dem Gefühl der

---

<sup>41</sup> ebd. S. 255

<sup>42</sup> Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. S. 10

<sup>43</sup> Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral. Leipzig 1887. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, sechste Abteilung Band 2, Berlin 1968. S. 257-430. S. 429

Orientierungslosigkeit nach Ablegen der tierischen Identität entstand so nach Nietzsche auch das Christentum. Seine Moral der Lebensverneinung, welche mit Abscheu für das Tierische und die Lebenslust einhergeht, hält Nietzsche für unerträglich. Er möchte an deren Stelle den Mut und die Vitalität setzen (Umwertung aller Werte). Dazu gehören auch die Triebe. An dieser Stelle hat sich Nietzsche bereits von Schopenhauer emanzipiert, der wie Kant die Ausschaltung der Triebe für die Basis der Wahrheitserkenntnis hielt: „Zur Verachtung des Irdischen hat man euren Geist überredet, aber nicht eure Eingeweide: die aber sind das Stärkste an euch!“<sup>44</sup> Nietzsche hingegen erkennt in der Triebunterdrückung und der Verdrängung den Grund für kollektive psychosomatische Erkrankungen. Den Priestern komme dabei die unrühmliche Aufgabe zu, den Erkrankten im Sinne des Christentums auch noch ihre eigene Schuld an ihrer Erkrankung zu attestieren. So begründete die christliche Moral für Nietzsche eine regelrechte Kulturneurose.<sup>45</sup> Vielleicht, so scheint es, verdankt der europäische Mensch der lebensverneinenden christlichen Religion den technischen Aufschwung der Moderne – dem triebunterdrückten, vom tierischen Ursprung entfremdeten menschlichen Wesen, das die Einengung seiner eigentlichen Natur mit Kollektivneurosen bezahlen muss.<sup>46</sup> Nietzsche plädiert hingegen dafür, die menschlichen Triebe für die zukünftige Gestaltung einer höherwertigen Kultur zu nutzen – dazu wäre der Übermensch fähig.<sup>47</sup>

Auch in anderer Hinsicht hält Nietzsche die Berufung auf die tierische Vergangenheit des Menschen für sinnvoll: Der Mensch leide permanent darunter, seine unbewältigte Vergangenheit mit sich herumtragen zu müssen, was ihn in der Bewältigung der Gegenwart und Zukunft störe. Das Tier habe dagegen den Vorteil, keine Vergangenheit und Zukunft zu kennen, und könne darum ungestört und frei leben. Da der Mensch unter seiner Last erkranken könne, bedeute die Entwicklung vom Tier zum Menschen auch einen Schritt in die Unzufriedenheit, in die Dekadenz und die Entfremdung.<sup>48</sup> Dies ist eine bei Wolf häufig anzutreffende Motivid.

---

<sup>44</sup> Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. S. 153

<sup>45</sup> Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral. S. 279

<sup>46</sup> ebd. S. 428; Götzendämmerung. S. 93

<sup>47</sup> Götzendämmerung

<sup>48</sup> Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (Unzeitgemäße Betrachtungen). Leipzig 1874. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli undazzino Montinari, dritte Abteilung Band 1, Berlin/New York 1972. S. 239-330. S. 245

Mit der Romantik verbindet Nietzsche die Vorstellung von Übertreibung, Disproportion und Nicht-Harmonie, was für ihn auf Krankheit hindeutet – im Gegensatz zur ‚gesunden‘ Klassik, welche Maß, Proportion und Harmonie verkörpere.<sup>49</sup>

Als Jugendlicher versuchte Nietzsche sich an einer Ehrenrettung für das Werk des als geisteskrank geltenden Hölderlin, was zu Ende des 19. Jahrhunderts bei seinem Lehrer nicht auf Begeisterung stieß. Auch sein Enthusiasmus für Wagner und dessen von der Romantik inspirierten Inszenierungen, welche Religion, Nationalismus und Heroismus glorifizierten, stand in diesem Kontext. In reiferem Alter hingegen wandte sich Nietzsche von Wagner wie von Schopenhauer ab, hin zu Goethe, der gegenüber Eckermann das Romantische als das Kranke bezeichnet hatte. Wagners Opernfiguren hielt er nun für pathologisch: „Er hat die Musik krank gemacht“.<sup>50</sup>

Von der romantischen Krankheitsphilosophie setzt sich Nietzsche insofern ab, als er Krankheit zunächst als einen neutralen Wert ansieht. Ihre Wirkung ist abhängig von dem von ihr Befallenen.<sup>51</sup> Auch sieht er Gesundheit und Krankheit nicht als dualistische Bereiche oder Gegensätze, sondern als polare Gradunterschiede eines Ganzen, das beides in sich enthält.<sup>52</sup>

Aus Nietzsches Biographie ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass er sein Leben lang unter einer unbestimmten chronischen Krankheit litt, welche ihn immer wieder an der Ausübung seines Alltags hinderte. Er behauptete selbst, dass er ohne seine Krankheit nicht zum Philosophen geworden wäre, da sie ihn auf seinen Geist und das Denken beschränkte.<sup>53</sup> In seiner Person verkörpert Nietzsche also die verbreitete Auffassung von der Geisteserhöhung durch Krankheit, wie sie etwa auch Thomas Mann an Hans Castorp demonstrierte. An anderer Stelle wird darauf näher eingegangen, doch ist es nicht uninteressant, für diese These tatsächlich ein leibhaftiges Beispiel vorliegen zu haben. Auch seine Moral der Lebensfreude entspringt Nietzsches ständigem Leiden. Auf diese Weise entrann er seinem Lebensekel (*taedium vitae*).<sup>54</sup> Nietzsche vertrat die Ansicht, dass Krankheit nicht etwas Negatives sei, sondern der schöpferische Mensch

---

<sup>49</sup> Pütz, Peter: Krankheit als Stimulans des Lebens. S. 257

<sup>50</sup> Friedrich Nietzsche: Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. Leipzig 1888. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, sechste Abteilung Band 3, Berlin 1969. S. 1-47. S. 15

<sup>51</sup> Fernand Hoffmann: Thomas Mann als Philosoph der Krankheit. S. 151

<sup>52</sup> ebd. S. 153

<sup>53</sup> Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben

<sup>54</sup> Die fröhliche Wissenschaft

durch Krankheit zu höheren Erkenntnissen gelangen könne, die dem Gesunden verschlossen bleiben.<sup>55</sup> Er hat den schöpferischen Wert von Krankheit erkannt, gleichzeitig aber das Leben bejaht – im Gegensatz zu Schopenhauer, der Mitleid mit dem Menschengeschlecht hatte, weil der Wille ihn immer auf einen Pfad bringe, der ihn nicht glücklich machen könne. Der Vorteil von Krankheit liegt nach Nietzsche darin, dass sie den Betroffenen von Regeln und Vorurteilen befreit. Dies gilt nicht nur für Hans Castorp, der erleichtert ist, dass er nicht gleich zurück ins Flachland muss, sondern sich dem Lebensmotto ‚Placet experiri‘ hingeben kann; auch Gustav Aschenbach schwingt sich zu schöpferisch wertvollem Tun auf und schreibt „erlesene Prosa“, nachdem er sich – wie unbewusst ersehnt – mit der Cholera infiziert hat. Für Thomas Mann ist Krankheit „nicht etwas Dekadentes, sondern was ihm erlaubt, tiefer Einblick in den Kosmos zu gewinnen, Gott näher zu kommen.“<sup>56</sup>

Schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich eine wissenschaftliche Diskussion darüber entfacht, ob tatsächlich ein Zusammenhang zwischen Genie und Wahnsinn, überdurchschnittlichem Schöpferum und Krankheit besteht. Befürworter dieser These waren etwa Bonhoeffer und Jaspers, die es für legitim hielten, psychopathologische Betrachtungen und wertvolle Einsichten aus der Pathologie auf kulturelle Phänomene zu übertragen, soweit dies hilfreich sein könne. Das 1924 von Karl Birnbaum vorgelegte grundlegende Werk „Grundzüge der Kulturpsychopathologie“ fasst dann die Bereiche, in denen sich Geistesgeschichte und Psychiatrie begegneten, kritisch zusammen. Birnbaum stellte fest, wie durchdrungen das menschliche Leben vom Pathologischen sei und wie unvorstellbar es wäre, diesen Aspekt aus der Betrachtung menschlichen Geschicks auszuklammern. Zwar würde das Leben dadurch von „vielm Schweren und Trüben, von Bedrückungen und Enttäuschungen, von Verwirrungen und Entgleisungen, von Hemmungen und Zerstörungen“ befreit. „Aber ebenso ist gewiß: Es würde zugleich an Formen und Nuancen, an Farben und Lichtern, an Reichtum und Fülle des Seelischen verlieren.“<sup>57</sup> Kretschmer legt dann vor allem Wert auf den Zusammenhang zwischen Degeneration und Genialität, welchen er nach dem Studium der Biographie vieler berühmter

---

<sup>55</sup> Fernand Hoffmann: Thomas Mann als Philosoph der Krankheit. S. 12

<sup>56</sup> ebd. S. 17

<sup>57</sup> Karl Birnbaum: Grundzüge der Kulturpsychopathologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. München 1924. S. 63

Künstlerfamilien meint feststellen zu können. Er sieht eine enge Verbindung zwischen einer „Neigung zu Zerfall“ und Genialität.<sup>58</sup> Walter Muschg meint, einen direkten Zusammenhang zwischen Leiden und Kunst erkennen zu können.<sup>59</sup>

Gegner einer solchen Theorie wie Révész und Lückert bestehen darauf, dass „seelische Abweichungen als solche die schöpferische Tätigkeit nicht fördern, geschweige denn verursachen.“ Entscheidend sei allein schöpferisches Talent. Auch Eugène Minkowski meint: „Genie und Irrsinn gehen grundverschiedene Wege.“<sup>60</sup>

### 2.4.1 Wolf und Nietzsche

Auch bei Wolf ergibt sich, wie sich noch zeigen wird, ein vergleichbarer Dreischritt zu Nietzsches Steigerung vom Tier über den Menschen zum Übermenschen: Tier, triebhaft-urtümlich handelnder Mensch und modern-technokratischer Mensch. Sie ist bemüht, die enge Verbindung zwischen diesen Lebensformen zu verdeutlichen, indem sie auf die Relikte animalischen Handelns und Fühlens bis hin zum heutigen Menschen verweist. Ihr Anliegen scheint zu sein, auf die Gefahr der Vernachlässigung, Unterdrückung und Missachtung des archaischen Elements im Menschen hinzuweisen. Die Verleugnung der Triebhaftigkeit führt, so lässt sich Wolfs Werk interpretieren, erst recht zum Ausbruch irrationalen Handelns, nur eben unter dem Deckmantel der Vernunft, was im Grunde noch gefährlicher ist. Der Mensch kann noch so ausgeklügelte Ideologien zur Verbrämung seiner Interessen entwickeln – er wird das verhasste Tier in sich nicht los. Wenn er erkennen würde, dass er auf diese seine Ursprünge Rücksicht nehmen und sie anhören sollte, könnte er mit sich selbst und mit seiner Umwelt wesentlich erfolgreicher im Einklang leben. Wolfs Werk macht zum Thema, dass jene Relikte noch immer vorhanden sind, aber keine Beachtung finden und sich so fehlgeleitet am falschen Ort bahnbrechen.

Dennoch stellt sie ihrer Erzählung *Störfall* ein Zitat von Konrad Lorenz voran: „Das langgesuchte Zwischenglied zwischen dem Tier und dem wahrhaft humanen Menschen sind wir.“ Hier klingt die Hoffnung an, dass nach dem ‚modernen‘ Menschen

---

<sup>58</sup> Ernst Kretschmer: *Geniale Menschen*. Berlin 1958. S. 6-19

<sup>59</sup> Walter Muschg: *Tragische Literaturgeschichte*. Bern 1969

<sup>60</sup> Eugène Minkowski: *Traité de Psychopathologie*. Logos, Introduction aux études philosophiques. Paris 1966. S. 621

noch ein Entwicklungsschritt folgen könnte, der wie in einer Heilserwartung den humanen Menschen hervorbringen wird.

Die Erzählerin in *Leibhaftig* wird während ihres Krankenhausaufenthalts auf die Schuldfrage gestoßen, welche Nietzsche mit dem Christentum in Verbindung bringt. Sie fragt sich, welche Schuld sie auf sich geladen hat, womit sie dieses Unglück der Krankheit verdient hat, ist sich aber gleichzeitig sicher: „Ich schmähe die Religion, die uns für jedes Unglück eine Schuld als Ursache einredet.“ [LB 127] Gleichzeitig aber kann sie sich nicht ganz freimachen von dem Gedanken; den nächsten Anfall von Schüttelfrost empfindet sie als „Strafaktion“. [LB 128]

Den Verlust allen Sinns, aller Werte, wie er Nietzsches Nihilismus entspricht, muss in *Kein Ort. Nirgends* die Kleist-Figur an sich erfahren. Kleist lebt in einem ewigen Hin und Her, ohne Basis und festen Grund, immer auf der Suche nach dem Eigentlichen. Zunächst meint er es in der Ratio gefunden zu haben: „Er kennt nur eine Art Neugier: die Neugier auf das, was unanfechtbar, folgerichtig und lösbar ist.“ [KN 73] Nachdem er hat erkennen müssen, dass wissenschaftliche Erkenntnis nicht den Sinn des Lebens darstellen kann (Kant-Krise), sucht er nach einer tieferen Wahrheit. Seine geistige Heimatlosigkeit und Ohnmacht treibt ihn in die Verzweiflung. Mit immer neuen Lebensplänen versucht er sich über die Sinnlosigkeit hinwegzutäuschen. Schlussendlich aber wird er sich der Unmöglichkeit der Selbstvervollkommnung, wie sie dem Übermenschen möglich wäre, bewusst: „Unser unausrottbarer Glaube, der Mensch sei bestimmt, sich zu vervollkommen, der dem Geist aller Zeiten strikt zuwiderläuft.“ [KN 105] Aus dieser Erkenntnis flüchtet er sich in Jenseitsvorstellungen und schließlich in den Tod. Er muss sich sein persönliches wie gesellschaftliches Scheitern eingestehen und die Suche nach einem ihm gemäßen Leben aufgeben: „Der Tod ist besser, als so zu leben.“ [KN 98]

In der Forderung nach produktivem Einsatz des Wahnsinns und Integration der animalischen Instinkte ergeben sich also durchaus Verbindungslinien zwischen Nietzsche und Wolf.

Ebenso in der Wissenschaftskritik. Nietzsche hatte persönlich damit zu kämpfen, dass der Positivismus im Laufe des 19. Jahrhunderts den Sieg davongetragen hatte und sich an dessen Ende der klassischen Philosophie gegenüber als höherwertig einstufen konnte. Nietzsche empfand dies als Provokation und vermutete, dass diese

Selbstüberschätzung der Wissenschaften Folge des demokratischen Zeitalters sei.<sup>61</sup> Die zeitgenössischen Wissenschaftler betrachtete Nietzsche vorrangig als oberflächliche Gelehrte, deren Wissenschaft nicht ins Leben integriert werde, da ihnen dazu der philosophische Hintergrund fehle.<sup>62</sup>

„Als Symptome des niedergehenden Lebens wertete Nietzsche das Übergewicht des Gelehrtentums, die Demokratie, die Gleichberechtigung der Frauen, Mitleidsreligion, die Vorrangstellung der Dialektik vor dem Instinkt.“<sup>63</sup>

Wolfs Wissenschaftskritik wird in Kapitel B 5. eingehender dargestellt.

In der Einschätzung der Romantik hingegen gehen Nietzsche und Wolf getrennte Wege. Wolf sieht in der Romantik eben das Sensible und Sentimentale verwirklicht, was sie in der Aufklärung vermisst. Romantiker richteten ihr Handeln nicht allein nach rationalen Kriterien. In *Der Schatten eines Traumes* drückt sie ihre Sympathie mit den „Fremdlinge[n] im eigenen Land“ [TK 113] aus, die sich weigern, sich den Regeln der „mörderischen Normalität zu unterwerfen“ [TK 118]. Sie sterben schließlich an übertriebener Verletzbarkeit, an Überanstrengung durch Antizipation; sie entwickeln angesichts der kalten Abstraktion um sich herum einen Hang zur Selbsterstörung [TK 116].

Ihre Feinfühligkeit lässt sie an einer unbestimmten Angst vor dem Nichts leiden oder wahnsinnig werden. An Bettine von Arnim und Karoline von Günderode schätzt sie deren

„Spielart [...] aufklärerischen Denkens, die geschärfte Ratio und gesteigerte Empfindungsfähigkeit in einer Person zusammenbringen will; die [...] Einseitigkeit des instrumentalen, sachbezogenen Denkens (eines anderen Irrationalismus!) fürchtet; die eine andre, persönliche Art, der Natur – auch der eigenen – nahezukommen, dem seelenlosen Mechanismus der ‚geisttötenden‘ Philosophie entgegensetzt.“ [Nachwort KN 227]

Diese Analyse wäre ebenso eindeutig auf die Figuren der Medea und Cassandra wie auch der Christa T. zu übertragen, die beschriebenen Eigenheiten treffen auf viele weibliche Protagonistinnen Christa Wolfs zu.

Der Grund für die unterschiedliche Bewertung der deutschen Romantik scheint wohl in Nietzsches radikaler Ablehnung der christlichen Morallehre begründet zu

<sup>61</sup> Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*. Leipzig 1886. In: Friedrich Nietzsche: *Werke, Kritische Gesamtausgabe*, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, sechste Abteilung Band 2, Berlin 1968. S. 1-184. S. 133

<sup>62</sup> Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben

<sup>63</sup> Fernand Hoffmann: *Thomas Mann als Philosoph der Krankheit*. S. 154

liegen. Wie bereits erwähnt, kritisierte Nietzsche die Unterdrückung aller Lebenslust und vitalen Triebe durch anämisch wirkende Priester, die dadurch viel Krankheit und Unheil verbreiteten. Er führte denn auch einen „Kampf gegen die Romantik, in der christliche Ideale und Ideale Rousseaus zusammenkommen“.<sup>64</sup> Wolf hingegen betrachtet die Romantik aus einer anderen Perspektive, aus Sicht der Opfer und Leidenden, deren Sensibilität ihnen zum Verhängnis wurde. Sie würde die Religion als Ablenkungsideologie und Instrument der Unterdrückung und Ausgrenzung wohl auch ablehnen, aber sie setzt in ihrer Bewertung der Romantik nicht wie Nietzsche das religiöse Moment in den Vordergrund.

---

<sup>64</sup> zit. aus Peter Heller: „Von den ersten und letzten Dingen“. Studien und Kommentar zu einer Aphorismenreihe von Friedrich Nietzsche. Berlin, New York 1972. S. 300

## 2.5 Horkheimer/Adorno

Horkheimer und Adorno untersuchen in *Dialektik der Aufklärung*<sup>65</sup> u.a. das Phänomen des Auseinandertretens von Gegenstand und Begriff. Sie gehen davon aus, dass in einer glücklicheren Vorwelt die Gedanken noch nicht von der Realität geschieden waren und dadurch auch noch keine grundsätzliche Trennung zwischen Objekt und Gedanke bestand. Die Wahrnehmung durch 'mimetischen Zauber' ermöglichte es dem Menschen, seine Umgebung authentisch in sich aufzunehmen, ohne sie in feste Begriffe pressen und so entfremden zu müssen.

Ein Grundübel liegt für Horkheimer/Adorno in der fortschreitenden Distanzierung von Begriff und Sache, da dem Menschen dadurch jede Sensibilität und Empathie gegenüber seiner Umwelt abhanden komme.

„Mimetische, mythische, metaphysische Verhaltensweisen galten nacheinander als überwundene Weltalter, auf die hinabzusinken mit dem Schrecken behaftet war, daß das Selbst in jene bloße Natur zurückverwandelt werde, der es sich mit unsäglicher Anstrengung entfremdet hatte, und die ihm eben darum unsägliches Grauen einflöbte.“<sup>66</sup>

Man ertrage lieber die Schrecken der patriarchal-rationalen Welt, als sich auf überwunden geglaubte Vorwelten einzulassen. Auch Horkheimer/Adorno stellen fest, dass die Aufklärung das Individuum eben nicht in die Freiheit entlasse. Denn durch die Rationalisierung des Lebens gingen die sinnlichen Erfahrungsmöglichkeiten verloren, die das Individuum auszeichnen könnten. Durch die Beschränkung auf das Eindeutige und Sichtbare erkläre man das nicht unmittelbar Wahrnehmbare schlicht für nicht existent.

„Die Regression der Massen heute ist die Unfähigkeit, mit eigenen Ohren Ungehörtes hören, Unergriffenes mit eigenen Händen tasten zu können, die neue Gestalt der Verblendung, die jede besiegte mythische ablöst.“<sup>67</sup> Und dabei sei doch das Mögliche, das zu Erwartende, ein wichtiger Bestandteil unserer Wirklichkeit, der nicht neben dem Faktischen einfach vergessen werde dürfe. [ET 316]

---

<sup>65</sup> Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. Mit einem Nachwort von Jürgen Habermas. Frankfurt/M. 1969

<sup>66</sup> ebd. S. 37

<sup>67</sup> ebd. S. 43

Die Distanz zwischen Begriff und Objekt, welche Horkheimer/Adorno bereits bei Homer ausmachen, hat sich in der modernen Wissenschaft zu einer unüberbrückbaren Kluft geweitet. Das Arbeiten mit Formeln und Fachausdrücken macht es dem Wissenschaftler leichter, Abstand zu seiner Forschung zu wahren. Aber gerade diese mangelnde Identifizierung mit dem Gegenstand birgt die große Gefahr der mangelnden Verantwortlichkeit im Handeln.

### 2.5.1 Wolf und Horkheimer/Adorno

Im Hinblick auf die Opfermetaphorik scheint Wolf von *Dialektik der Aufklärung* beeinflusst zu sein. Horkheimer/Adorno vertreten die These, dass die Entfremdung vom eigenen Ich in der Moderne verwandt ist mit dem rituellen Opfer der Vorzeit. „Die Widervernunft des totalitären Kapitalismus“ sehen sie „prototypisch im Heros ausgebildet, der dem Opfer sich entzieht, indem er sich opfert. Die Geschichte der Zivilisation ist [...] die Geschichte der Entsagung.“<sup>68</sup> Wie bereits angeklungen ist, betrachten Horkheimer/Adorno die Ratio als „Mimesis [...] ans Tote“. Ist die Natur aber einmal „entseelt“, kann der Mensch mit ihr nur noch umgehen, indem er sich „selber auflöst“.<sup>69</sup> Mit anderen Worten: Die Natur mit Hilfe der Ratio zu unterwerfen, funktioniert nur durch Selbstverleugnung und Selbstauflösung. Eben hier liegt die Verbindung zum bürgerlichen Ethos, der Entsagung.

Ähnlich äußert sich Arno Gruen<sup>70</sup> hinsichtlich unserer Zivilisation, die er für pathologisch hält. Sie und ihre „Gehorsam fordernden Normen“ seien entscheidende Faktoren bei der Entstehung von Selbsthass, welcher die Ursache für Unbehagen und Unglück seien. Er geht von einer grundlegenden Spaltung des Menschen aus. Einerseits könne er sich seine Selbstverachtung, die daraus resultiere, dass er sich selbst verleugne, um der Partei der Macht, z.B. den Eltern, wohlgefällig zu sein, nicht eingestehen. Er müsse sein Gesicht vor sich selbst wahren. Andererseits aber sei er immer bereit, sich durch Unterwerfung mit der Macht zu verbünden. Diese Persönlichkeitsspaltung werde durch die allgemein anerkannte Haltung gefördert, wonach Gehorsam und Anpassung geschätzt würden, Freiheit und Rebellion aber Missfallen erregten und dazu führten,

---

<sup>68</sup> ebd. S. 62

<sup>69</sup> ebd. S. 64

<sup>70</sup> Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität

dass derjenige seine Teilhabe an der Macht zu verlieren drohe. Das Gefährliche an dieser Spaltung sei die Selbstentfremdung und der Hass auf sich selbst, die daraus resultierten, denn:

„Das Böse, das Destruktive, die Unmenschlichkeit – all das hat seine Wurzeln in dem Unvermögen, die Verantwortung zu übernehmen für die lang zurückliegende Entscheidung, das durch die Geburt erworbene Recht, man selbst zu sein, preiszugeben.“<sup>71</sup> Der Gehorsam habe für den unsicheren Menschen, der sich von seinem Inneren entfernt habe, etwas Beruhigendes.

Wenn die moderne zivilisierte Welt den Menschen zwingt, Schmerz, Kummer und Hilflosigkeit zu verleugnen, weil sie als unmännliche Gefühlsduselei gälten, „dann wird die innere Welt ausgeschaltet und vom Getriebe des alltäglichen Lebens abgekapselt.“ So werde die innere Welt zunehmend verdrängt, bleibe aber der unerkannte Motor allen Handelns, Denkens und Fühlens.<sup>72</sup>

Der Frage, welche Wirkung die Ideen der Aufklärung in der heutigen Zeit überhaupt noch haben, geht Christa Wolf in ihrem Essay *Dünn ist die Decke der Zivilisation* (1998) nach. Die Freiheit, das Losungswort der Aufklärung, bedeute leider meist nur die Freiheit des Reisens und des Konsums. „Alles nicht zu unterschätzende Freiheiten. Oft genug stehen sie für Zügellosigkeit. Für Befreiung aus allen Bindungen.“<sup>73</sup> Wolf hat im November 1989 erleben können, dass es möglich ist, „die Decke von Anpassung und Passivität“ abzuwerfen und dem Schlaf der Vernunft den Kampf anzusagen. Die Vernunft der Aufklärer schien die Menschen zu ergreifen, „die alte Spaltung zwischen Glauben und Wissen [...] schien ihre Schärfe verloren zu haben.“<sup>74</sup>

Wie bereits erwähnt wurde, erlebt auch die Protagonistin in Wolfs *Leibhaftig* diesen Prozess, der sie von scheinbarer Gesundheit durch die Agonie hin zu wirklicher, auch seelischer Gesundheit führt. Hier findet sich eine klare Verbindung zu Nietzsche und Thomas Mann. Wolf distanziert sich indirekt ebenfalls von einer starren Vernunftfixiertheit, wie sie Settembrini kultiviert, und scheint sich an Horkheimer und Adorno zu orientieren, wenn sie den modernen Fortschrittsglauben in Zweifel zieht.

---

<sup>71</sup> ebd. S. 15f

<sup>72</sup> ebs. S. 22

<sup>73</sup> Christa Wolf: *Dünn ist die Decke der Zivilisation. Musikalische Meditation. Joseph Haydn, „Missa in Tempore Belli“* (1998). In: Dies.: *Werke* Bd. 12. S. 637-651. S. 641

<sup>74</sup> ebd. S. 643



## 2.6 Foucault

Eigentlich ist es nicht der Wahnsinn als Krankheit, der Foucault interessiert. Er untersucht nicht verschiedene Formen des Wahnsinns und wer aus welchem Grund sein Opfer wird. Foucault geht dem Phänomen nach, dass dem Umgang der abendländischen Kultur mit dem Wahnsinn eine Struktur des Ausschließens zugrunde liegt. Im Umgang mit dem Wahnsinn zeigt sich der „Bezug einer Kultur zu eben dem, was sie ausschließt. [...] Der Bezug unserer Kultur zu dieser fernen und verkehrten Welt ihrer selbst, die sie im Wahnsinn entdeckt und wieder verdeckt.“<sup>75</sup> Dieser Aussage liegen die Behauptungen zugrunde, dass unsere Kultur den Wahnsinn ausschließt und dass sich im Wahnsinn ein Teil ihrer selbst verbirgt. Foucault stellt fest, dass der Wahnsinnige im Mittelalter zwar einen Sonderstatus innehatte, aber doch Teil der Gesellschaft war. Man nahm ihn zwar nicht ernst, er wurde aber nicht institutionell ausgeschlossen. Dies änderte sich während der französischen Klassik und vor allem mit Aufkommen der rationalistischen Vernunft in der Aufklärung. Hatte man vorher noch mit dem Wahnsinn in Dialog gestanden, entbehrte er nun als Nicht-Vernunft jeglicher Daseinsberechtigung. Ab dem 17. Jahrhundert „durchläuft der Wahnsinn dann – ausgehend von der Einschließung – eine Phase des Schweigens, der Ausschließung. Er hat diese Kundgabe- und Offenbarungsfunktion verloren, die er in der Epoche Shakespeares oder Cervantes’ hatte...“<sup>76</sup>

In *Wahnsinn und Gesellschaft* begibt sich Michel Foucault auf die Suche nach dem ursprünglichen Zustand der Verbundenheit von Wahnsinn und Nichtwahnsinn, Vernunft und Unvernunft. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert diagnostiziert er eine unangebrachte Überlegenheitshaltung der Vernunft, welche sich darin äußert, dass die Vernunft den Wahnsinn zum Objekt macht, ihn zu analysieren versucht, ihn von sich distanziert. Die Menschen, die aus der Warte der Vernunft heraus Wahnsinnige wegsperren, erkennen sich an ihrer „gnadenlosen Sprache des Nicht-Wahnsinns“<sup>77</sup>,

---

<sup>75</sup> Michel Foucault: Der Wahnsinn, Abwesenheit eines Werkes. In: La Table ronde, Nr. 196: Situation de la psychiatrie, Mai 1964. S. 11-21. Zit. nach: Michel Foucault : Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band I, 1954-1969. Hrsg. von Daniel Defert und Francois Ewald. Frankfurt/M. 2001. S. 539-550. S. 541

<sup>76</sup> Michel Foucault: Der Wahnsinn existiert nur in einer Gesellschaft (Gespräch mit J.-P. Weber). In: Le Monde Nr 5135, 22. Juli 1961. S. 9. Zit. aus: Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band I. S. 236

<sup>77</sup> Michel Foucault: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/M. 1969. S. 7

welche absondert und ausschließt. Die Französische Revolution und die Aufklärung brachten die Einstellung hervor, das Recht auf Freiheit ergebe sich aus der Fähigkeit zum Vernunftgebrauch. Eingeschränkte Vernunft, welche dem Wahnsinn eigen ist, führte so zwangsläufig zum Verlust des Rechts auf Freiheit. Wahnsinnige wurden in Anstalten separiert, in welchen in den vorigen Jahrhunderten die Leprakranken weggeschlossen worden waren.

„Man könnte sagen, der Irre ist ein Missgeschick unserer kapitalistischen Gesellschaft, und mir scheint, sein Status ist in den fortgeschrittenen Gesellschaften noch genau derselbe wie in den primitiven. Das beweist allerdings nur, wie primitiv unsere Gesellschaften immer noch sind.“<sup>78</sup>

Foucault beobachtet, dass zwar nicht mehr die Krankheit selbst als Sanktion angesehen wird, dass dafür aber schon der Hinweis, jemand sei krank, eine Sanktion darstellt. Auf normwidriges Verhalten wird mit der Stigmatisierung reagiert, woraufhin der als krank Bezeichnete automatisch aus allen kommunikativen Zirkeln ausgeschlossen ist. Es bedarf gar nicht mal mehr einer Krankheit, sondern nur ihrer Benennung, um jemanden zu stigmatisieren. Ein als krank Bezeichneter ist hohem sozialen Druck ausgesetzt. Er soll sich um möglichst schnelle Heilung bemühen und gilt bis zur völligen Genesung nicht als zurechnungsfähiges, vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft.

Das Gefährliche am Krankheitsverdikt ist, dass der Vorwurf der Krankheit nicht argumentativ unterlegt oder begründet werden muss, sondern leicht ausgesprochen ist und für den Betroffenen weitreichende Folgen hat. Wer abweichendes Verhalten pathologisiert, enthebt sich der Pflicht zu weiterer Argumentation. Für das ‚Opfer‘ bedeutet dies, dass zwar *über* es gesprochen wird, aber nicht mehr *mit* ihm, da es von nun an für diskursunfähig gehalten wird.

Der Wahnsinn wird „als schändliche und bedrohliche Krankheit angesehen (und oft erst zu einer solchen gemacht), vor deren haßerfüllter und lästiger Eloquenz es die Gesellschaft zu schützen gilt“.<sup>79</sup> Er wird nicht wie im Mythos als göttlich oder prophetisch angesehen, sondern als ein Stigma, vor dem man sich in acht nehmen muss.

„Wahnsinnige werden außer Sichtweite gesperrt, als Schande betrachtet, brutal herumgestoßen, verleugnet und gefürchtet. Die moderne Welt, die Politik und

---

<sup>78</sup> Michel Foucault: Wahnsinn und Gesellschaft. In: Misuzu, Dezember 1970. S. 16-22. Zit. nach: Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II, 1970-1975. Hrgs. von Daniel Defert und Francois Ewald. Frankfurt/M. 2002. S. 157-165. S. 165

<sup>79</sup> Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? Mit einem Vorwort von Alice Schwarzer. Reinbek bei Hamburg 1974. S. 34

die Wissenschaft – das ganze rationale Grundsystem – lehnen eine Berücksichtigung des Irrationalen, ja jegliche Beziehung dazu, das heißt zu den Ereignissen des Unbewußten oder zur Vorstellung eines kollektiven Bewußtseins, völlig ab.<sup>80</sup>

### 2.6.1 Wolf und Foucault

Inwiefern Wolf in ihrem Werk auf Foucault rekurriert und wie seine Forschungen speziell über den Umgang mit Wahnsinn in ihre Romane und Erzählungen eingegangen sind, wird im Kapitel B 1. eingehend erläutert. Um Doppelungen vorzubeugen, soll die Verbindung zwischen Wolf und Foucault hier nicht im Vorgriff bereits analysiert werden.

---

<sup>80</sup> ebd. S. 24

### 3. Zu untersuchende Werke Wolfs

Im Folgenden wird eine kurze Einführung in die Werke gegeben, auf die im Rahmen des Themas am meisten rekurriert werden wird. So muss nicht vorausgesetzt werden, dass der Leser die Romane und Erzählungen gelesen hat. Die Auswahl dieser Werke erfolgt natürlich nicht zufällig. *Nachdenken über Christa T.* hat ebenso wie *Leibhaftig* explizit die Geschichte einer Todkranken zum Mittelpunkt. In *Kein Ort. Nirgends* erscheint Krankheit vor allem als Folge psychischer Belastung und extremer Sensibilität. In *Kassandra* und *Medea* begegnet dem Leser Krankheit im Foucaultschen Sinne: Beide Protagonistinnen sind den Mächtigen ihrer Staaten ein Dorn im Auge, weil sie zuviel wissen und sich kritisch über die politischen Verhältnisse äußern. Darum wird versucht, sie für krank und wahnsinnig zu erklären, um sie auf diese Weise unschädlich zu machen. In *Kindheitsmuster* begegnet der Tod zum einen in Form des Krieges und der NS-Herrschaft, aber auch, wie in *Sommerstück*, als persönliches Drama im Familien- bzw. Freundeskreis.

Für die meisten Werke Wolfs ließe sich sagen – und das gilt auch für die hier nicht explizit eingeführten Essays und Erzählungen wie etwa *Neue Lebensansichten eines Katers*, *Was bleibt* oder *Krebs und Gesellschaft* –, dass Krankheit als Fehlentwicklung von Gesellschaft, Politik und Wissenschaft verstanden wird. Erst diese Missstände bilden dann oft die Ursache für das Leiden des Individuums, das die ureigenen Bedürfnisse nicht mit diesen Verhältnissen in Einklang bringen kann.

#### ***Nachdenken über Christa T. (1968)***

Bei *Nachdenken über Christa T.* handelt es sich um die wohl bekannteste Erzählung Christa Wolfs. Die Arbeit an diesem Manuskript nahm sie nach dem 11. Plenum des Zentralkomitees im Dezember 1965 auf, welches von einer Generalabrechnung der SED-Spitze mit kritischen Intellektuellen geprägt war. Hier nahm die Entfremdung zwischen Staatsapparat und Kulturschaffenden ihren Anfang, welche 1976 in der Ausbürgerung Biermanns aus der DDR gipfelte. Christa Wolf war über die beginnende feindselige Stimmung entsetzt, konnte aber auch durch eine Rede auf dem Plenum keine Versöhnung zwischen Partei und Intellektuellen herbeiführen. Ihre eigene Entfremdung von dieser unkritischen Form des Sozialismus fand in *Nachdenken über Christa T.*

ersten deutlichen Niederschlag. Christa T., die als literarische Figur eng an Christa Wolfs 1963 an Leukämie gestorbene Freundin Christa Tabbert-Gebauer angelehnt ist, ist durch mangelnde Regimetreue gekennzeichnet. Ihre (selbst-)kritische Haltung steht im Gegensatz zur offiziell verordneten Anpasstheit, die von den Bürgern die unhinterfragte Unterstützung des Staates fordert. Sie leidet unter ihrer Individualität, die sich nicht mit dem Kollektivgedanken verträgt. Von ihrer Umwelt wird Christa T. darum als Fremdkörper empfunden. Ihr Gefühl, außenvor zu stehen und in der Masse allein zu sein, erfährt ihre signifikante Symbolisierung in ihrer Leukämieerkrankung. Auch ihr Bemühen, sich durch ein geordnetes Familienleben und ein eigenes Haus am See in die Gesellschaft einzupassen, kann sie nicht mit dem versöhnen, was als ‚normal‘ gilt und gegen das sie sich schon immer gesträubt hat. Ihre Rebellion gegen das ‚Normale‘ findet seinen Ausdruck in der Rebellion ihres Körpers.

### *Kindheitsmuster (1976)*

Dieser umfangreiche Roman ist zunächst in seinem Aufbau interessant. Die Autorin erzählt auf drei verschiedenen Ebenen die Geschichte der kleinen Nelly, die zum Kriegsende mit ihrer Familie aus dem heutigen Polen nach Westen fliehen muss. Es besteht weder eine einheitliche Chronologie im Erzählvorgang noch eine klare Identität der Erzählinstanz. Der Roman gibt den Blick frei auf seine Struktur, welche den Erinnerungs- und Schreibprozess erkennbar macht. Auf einer Textebene wird von Nellys Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1947 erzählt, auf einer zweiten von der Fahrt der Familie Wolf im Jahr 1971 in die Orte von Wolfs Kindheit und auf der dritten Ebene berichtet die Erzählerin vom ihrem Schreiben an diesem Roman, beginnend im November 1972, endend 1975. Wolfs Bemühen besteht darin, sowohl möglichst getreu vom Erlebten zu berichten als auch den Prozess des Erinnerns und Schreibens permanent zu reflektieren und die Ergebnisse dieser Reflexion in den Roman mit einfließen zu lassen. Nichts soll dem Zufall überlassen bleiben, das Gedächtnis soll strapaziert werden, wie um gegen die kollektive Amnesie in Deutschland, was seine damals noch recht junge Vergangenheit anging, anzuschreiben. Damit verbunden ist wohl auch der Wunsch, sich selbst darüber Rechenschaft abzulegen, welche Denkmuster und Erziehungsformen in der eigenen Kindheit prägend waren und wie möglicherweise diese Muster das gesamte Leben über erhalten bleiben und weiterhin

das eigene Denken und Handeln beeinflussen. Krankheit und Tod stellen in Nellys Kindheit vor allem durch die Grausamkeiten der NS-Herrschaft und den Krieg Konstanten dar, welche in den beiden Gegenwartsebenen in anderen Formen wieder auftauchen: Vietnamkrieg, Konzentrationslager in Chile, Hungersnöte – oder auch, im persönlichen Umfeld, der Tod der Freundinnen Ingeborg Bachmann und Brigitte Reimann.

Vor allem in ihren Schilderungen staatlich legitimierter, wenn nicht gar geforderter Grausamkeiten schwingt die Frage mit, wie krank die Täter, aber auch die willfährige schweigende Mehrheit sein muss und ob überhaupt Hoffnung auf einen Selbstheilungsprozess besteht.

### *Kein Ort. Nirgends (1979)*

Mit ihrer Hinwendung zur Romantik verarbeitete Wolf Ende der Siebziger Jahre die Krise der Kulturschaffenden, welche in der Ausbürgerung Biermanns 1976 ihren Höhepunkt erreicht hatte. Intellektuelle der DDR fühlten sich ausgegrenzt, von Politik und öffentlicher Meinung ausgeschlossen und diffamiert. Im Gefühl der Ohnmacht, ohne eine mögliche Alternative vor Augen zu haben, schien Wolf eine Parallele zur Situation mancher Romantiker zu entdecken. Kleist und Günderrode, die sie in *Kein Ort. Nirgends* in einem fiktiven Treffen zusammenführt, repräsentieren für sie die Außenseiter der Gesellschaft, als die sich auch viele Künstler zu der Zeit in der DDR fühlen mussten. Die Sensibilität für andere Menschen wie für gesellschaftliche Stimmungen und Wandlungen, welche etwa Kleist in dieser Erzählung auszeichnet, macht ihn zu einem Entfremdeten, der nicht dazugehört. Seine Feinfühligkeit schlägt sich auf seine Gesundheit nieder, körperlich wie seelisch, so dass er seiner ‚normalen‘ Umwelt als Kranker und Gescheiterter gegenübertreten muss. Sein Leiden ist eigentlich ein Leiden an der realen Welt. Seine Außenseiterexistenz macht ihn für Wolfs Romantikkrezeption ebenso interessant wie seine Sehnsucht nach Glück und seine Utopie von absoluter Subjektivität. *Kein Ort. Nirgends* steht in enger Verbindung mit den beiden Essays *Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderrode – ein Entwurf* und *Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an. Ein Brief über die Bettine*. Gemeinsam bilden sie den „Projektionsraum Romantik“.

### *Kassandra (1983)*

Der Roman *Kassandra* soll in dieser Arbeit nicht, wie sonst üblich, als feministisches Werk gelesen werden. Zwar kann man diesen Aspekt nicht übergehen, doch wird die Perspektive erweitert, vor allem um die politische und wissenschaftskritische Dimension. Wolf schreibt die mythologische Vorlage dahingehend um, dass die ‚Heldentaten‘ der Griechen als die barbarische Grausamkeiten erscheinen, als welche sie wohl tatsächlich gesehen werden müssen, wenn man die ideologische Verbrämung zugunsten der ‚alten Griechen‘ weglässt. Allzu oft entspringen die Blutbäder allein männlichem Dominanzstreben, das Ausdruck mangelnden Selbstbewusstseins zu sein scheint. Der Anlass zum Trojanischen Krieg, der Raub der schönen Helena durch Paris, wird bei Wolf als Chimäre dargestellt: Paris gibt Cassandra gegenüber zu, Helena gebe es gar nicht. Damit wird der Krieg noch absurder.

Kassandra versucht dem Schlachten mit Vernunft und (politischer) Weitsicht zu begegnen, prallt aber mit ihren Aufklärungsbemühungen zunehmend gegen geistige Mauern. Ein Volk, das sich im Krieg befindet, möchte nicht hören, dass alle Opfer umsonst waren und es vernünftiger wäre, sich mit dem Gegner zu einigen.

So muss Cassandra zwangsläufig selbst zum Opfer dieses Irrsinns werden. Ihre Geschichte erzählt sie rückblickend, während sie als Kriegsgefangene auf einem Wagen vor den Toren Korinths auf ihren Tod wartet.

### *Sommerstück (1989)*

Den Rückzug einer Gruppe von Freunden aufs Land schildert Wolf in *Sommerstück*. Einen Sommer lang versuchen sich die Paare in Landhäusern in einem kleinen Dorf in Mecklenburg in einer alternativen Lebensform. Die gesellschaftliche Stagnation, die sie auch als solche empfinden, lässt sie sich mit sich selbst beschäftigen und ihre eigenen Lebensentwürfe überdenken. Auch hier findet wieder Wolfs Ansatz der subjektiven Authentizität ihren Niederschlag, so dass ihr der Vorwurf der Flucht in die Utopie gemacht wurde. Es handelt sich bei diesem Rückzug aufs Land allerdings insofern um eine politische Handlung, als die Freunde die Rat- und Alternativlosigkeit verspüren, die Wolf tatsächlich nach der Biermann-Ausbürgerung empfand. Das Leben auf dem Land für einen Sommer bildet den Hintergrund für die Rückbesinnung auf die

Individualität und Reflexion über die politischen Zustände. Die Erzählung darf darum nicht als Beschreibung einer Idylle missverstanden werden.

### *Medea (1996)*

Kernstück des *Medea*-Romans ist die Entdeckung, die die aus Kolchis nach Korinth geflohene Medea unter dem Palast des Kreon macht: die Leiche der kleinen Iphinoe, die ihr Vater hat umbringen lassen, um seine Macht zu sichern. Medea, die ähnlich wie Cassandra vieles aus Staats- und Machtapparat durchschaut und genauer hinsieht als andere, wird zu einer Aussätzigen gemacht, um ihre Äußerungen unglaubwürdig und ihre Meinung unerheblich zu machen. Sie wird immer mehr an den Rand der Gesellschaft gedrängt, da sie den Mächtigen gefährlich werden könnte. Die Diffamierungen und Gerüchte, die über sie in der Bevölkerung verbreitet werden, sorgen für eine Isolierung, die nur darum nicht total ist, weil es noch einige andere Ausgeschlossene gibt, mit denen sich Medea zusammentut. Nach und nach verliert sie ihre Familie und ihre alten Freunde. Ihr Wissen um die Heilkunst begünstigt das Gerücht, sie wolle Korinth mit ihrer ‚Zauberei‘ schaden. Das Vorgehen des Königshauses gegen Medea und die Behauptung, sie sei wahnsinnig, lässt stark an Foucault und seine Theorie vom Ausschluss der angeblich Wahnsinnigen vom öffentlichen Diskurs denken.

### *Leibhaftig (2002)*

Eine Frau reiferen Alters, die deutliche Ähnlichkeit mit Christa Wolf aufweist, wird mit Herzrasen ins Krankenhaus eingeliefert. Bald stellt sich heraus, dass sie unter einer lebensbedrohlichen Entzündung im Bauch leidet. Während eines wochenlangen Deliriums zwischen Leben und Tod arbeitet die Erzählerin private und politische Entwicklungen der Vergangenheit auf. Die Krankheit bietet die Möglichkeit zum Innehalten, sie zwingt zur Reflexion. Mit der körperlichen Genesung geht so die psychische einher. Endlich muss die Patientin sich mit Unaufgearbeitetem befassen und kann so den Druck von ihrer Seele nehmen, aus dem wohl auch die körperliche Erkrankung resultierte.

Die Erzählung spielt zur Wendezeit und skizziert, wie sich das erzwungene Umdenken und die innere Konfrontation mit dem in der DDR Durchlebten auf das

Individuum auswirken konnten. Mit einem Mal ist es nicht mehr möglich zu fliehen und sich abzulenken, sondern die Patientin ist auf sich selbst zurückgeworfen und muss sich nun mit ihrem eigenen Leben auseinandersetzen.

## B Hauptteil

### 1. Wahnsinn

Der Wahnsinn ist einerseits – vor allem aus aufklärerischer Sicht – Ausdruck psychischer Deformation, andererseits aber „erscheint er hochgewertet als Ausbruch aus einer ichfremden Normalität und Durchbruch zu einer ‚eigentlichen‘, ‚authentischen‘ Existenz.“<sup>81</sup> Er wird so zur „Verkörperung alternativer Werte: der Sinnlichkeit, Phantasie, Kreativität, Spontaneität, Authentizität und Sensibilität, des Unkonventionellen, Eigentlichen und Lebendigen.“<sup>82</sup> Der Wahnsinnige wird zu einem positiven Mythos, zum „Seismograph[...] einer inhumanen Gesellschaft und, in seiner seismographischen Qualität, [zu einem] besonders sensiblen Menschen, der näher an der Wahrheit ist als die Nicht-Wahnsinnigen“<sup>83</sup>.

Seit Beginn der siebziger Jahre war es en vogue über den Wahnsinnigen zu schreiben, so wie es vorher für viele aktuell war, über den Arbeiter zu schreiben.<sup>84</sup> Damit einher ging auch die Übertragung der „Verklärungs- und Heroisierungstendenzen, die den intellektuellen Wunschbildern vom revolutionären, sinnlichen und unkorruptierten Proletarier eigen waren“, auf die „von der Antipsychiatrie angeregten Romantisierungen des Wahnsinns“.<sup>85</sup>

Wolf spekuliert in einem Tagebucheintrag von 1961, also Jahrzehnte vor dem Schreiben an *Medea* und *Kassandra*, bereits darüber, „ob Erwachsenwerden bedeutet, Vorstellungswelt und Wirklichkeit streng voneinander trennen zu können – jedenfalls in unseren Breiten.“ Wenn man Naturvölker, in deren Welt Tiere sprechen könnten und Elemente Persönlichkeiten seien, dazu zwingt, „erwachsen“ zu werden, flüchteten sie in den Alkohol. „In welchen Ersatz haben sich unsere Vorfahren geflüchtet, als man ihnen

---

<sup>81</sup> Thomas Anz: *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart 1989. S. 73

<sup>82</sup> ebd. S. 143

<sup>83</sup> Jutta Osinski: *Über Vernunft und Wahnsinn. Studien zur literarischen Aufklärung in der Gegenwart und im 18. Jahrhundert (=Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. Hrsg. von Benno von Wiese, Bd. 41)*. Bonn 1983. S. 30

<sup>84</sup> Thomas Anz: *Gesund oder krank?* S. 71

<sup>85</sup> ebd.

die durch Nymphen und Elfen und Götter beseelte Natur nahm, um sie in nutzbare Bestandteile zu zerlegen?“ [ET 28] – Möglicherweise in den Wahnsinn. 1988 macht sie dann „Ödnis und Langeweile“ dafür verantwortlich, dass in der DDR der Alkoholkonsum zweieinhalbmal so groß sei wie in der Bundesrepublik. [ET 424]

Christa Wolf nutzt das Motiv des Wahnsinns in vielfältiger Weise. Wenn die Bereiche auch nicht immer klar voneinander zu trennen sind, sollen der Lesbarkeit und Systematik halber *Wahnsinn als Zufluchtsort*, *Wahnsinn als Ausdruck von Hellsichtigkeit*, *Wahnsinn – eine typische Frauenkrankheit?* und *Wahnsinn als Mittel des gesellschaftlichen Ausschlusses* besonders hervorgehoben werden.

#### a) *Wahnsinn als Zufluchtsort*

Wo begegnet uns die psychische Krankheit, der Wahnsinn, bei Christa Wolf?

Kassandra, nach langer Schiffsreise als Gefangene vor den Toren von Korinth angekommen, sitzt mit dem Tod vor Augen auf einem Gefangenenwagen – und lacht. Die sie umgebenden Frauen ziehen sich entsetzt vor ihr zurück. „Schauernd ziehn sie sich vor mir zurück, überall das gleiche.“ [KS 230]

Ihr Verhalten passt nicht in die gängigen Vorstellungen, die sich die Frauen von einer Gefangenen machen, die ihrem nahen Ende entgegensieht. Der Wahnsinn grenzt Kassandra aus, schützt sie aber auch vor der Neugier der Fremden, indem er sie durch normwidriges Verhalten isoliert. Er verbreitet Entsetzen und bildet damit einen Schutz vor der Umwelt.

In ähnlicher Situation wie Kassandra auf dem Gefangenentransport vor Mykene befindet sich Nelly, das Mädchen in *Kindheitsmuster*, in dem sich Christa Wolf selbst beschreibt, als sie gegen Ende des Krieges mit ihrer Familie auf einem Wagen aus ihrer Heimat fliehen muss. Sie ist überfordert mit dem Hinweis eines Verwandten, sie werde dieses Zuhause niemals wiedersehen. Ihre Überforderung äußert sich darin, dass sie nach außen hin so handelt, wie sie glaubt, handeln zu sollen, und Normalität vortäuscht, aber sich nicht sicher ist, wie lange sie das durchhalten kann: „Aber der Fremdling in mir fraß um sich und wuchs, und womöglich würde er an meiner Stelle bald den Gehorsam verweigern.“ Was frisst anderes in ihr als der aufkeimende Wahnsinn?

„Schon stieß er mich manchmal, daß sie mich von der Seite ansahen: Jetzt lacht sie wieder. Wenn man bloß wüßte, worüber?“ [KM 117] Cassandra und Nelly sehen beide lächelnd der Katastrophe entgegen. Cassandra lacht wissend, da sie sicher sein kann, mit ihren Prophezeiungen – dem Untergang Trojas – Recht zu behalten und auf diese Weise gerächt zu werden. Nelly lacht aus Verzweiflung und wird zu diesem Verhalten eher getrieben als es wirklich bewusst herbeizuführen. Beide haben aber gemeinsam, dass sie durch ihr anormales Verhalten dem Wahnsinn verfallen zu sein scheinen und ihre Umwelt ihr Lachen als höchst unpassend, unverständlich und unheimlich begreift.

Auch als die Griechen in Troja dem Pferd entspringen und sofort Myrine töten, lacht Cassandra. Dieses Lachen, das man wohl als ‚irre‘ bezeichnen kann, rettet ihr vorerst das Leben, da die Griechen sie daraufhin schonen, „wie man den Wahnsinn schont“ [KS 232].

„Lachen ist gefährlich; es hat eine subversive Potenz. Wer lacht, glaubt nicht an die Unterscheidung zwischen Richtig und Falsch, zwischen Wahr und Unwahr [...]. Lachen ‚kritisiert‘ die Distanz und Rationalität verlangende Ordnung der Vernunft. In ihm kehrt das Ausgeschlossene, das ‚Andere‘ der Vernunft wieder.“<sup>86</sup>

Den Wahnsinn als Fluchtmöglichkeit vor der grausamen Realität nutzen die Frauen um Penthesilea, als diese von Achill getötet und geschändet wird. Sie geben sich dem Wahnsinn hin. Sie rasen als Pulk durch die Stadt, „ein Zug zu keinem Ort [=Utopie], den es auf Erden gibt: dem Wahnsinn zu.“ [KS 365] Ihr Geheul ist nicht mehr menschlich,

„sie warn am Ende, und sie wußten es, aber der Bereich, in dem man weiß, war durch das Wissen ausgelöscht. Ihr Wissen war in ihrem Fleisch, das unerträglich schmerzte – das Geheul! –, in ihren Haaren, Zähnen, Fingernägeln, in Mark und Bein. Sie litten über jedes Maß [...].“ [KS 365f]

Sie genießen die Betäubung der Sinne, die sie in der Totenklage ekstatisch tanzen lässt. Sie folgen damit den alten Riten um Dionysos. Zur Verehrung des Gottes der Ekstase gehören orgiastische Feiern, die von Lärm, Geschrei und Tanz bestimmt sind. In einem rauschartigen Zustand wännen sich die Frauen dem Gott identisch, was ihnen zu höchster Seligkeit verhilft. Sie verkörpern so eine typische Form des Wahnsinns: den

<sup>86</sup> Dietmar Kamper zit. nach Katharina Theml: Fortgesetzter Versuch. Zu einer Poetik des Essays in der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Texten Christa Wolfs (=Studien zur Deutschen und Europäischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 49). Frankfurt/M. 2003. S. 228

der religiösen Ekstase. Die Frauen geben jede Selbstkontrolle auf, „ihrer Glieder nicht mehr mächtig, an dem Punkt, da höchster Schmerz und höchste Lust sich treffen. [...] Sollte die Wildnis wieder über uns zusammenschlagen. Sollte das Ungeschiedne, Ungestaltete, der Urgrund, uns verschlingen.“ [KS 366] Hier erscheint der Wahnsinn ähnlich wie in Kassandras Fall als Parallelzustand zur Wirklichkeit, in den sich die Seele und mit ihr der Körper rettet, wenn eine Situation nicht zu bewältigen ist.

Ähnlich ergeht es Polyxena, die aus Angst den Verstand verliert, da Odysseus Achill versprochen hat, sie zu opfern. „Sie hatte den Verstand verloren. Sie war irr geworden vor Angst.“ [KS 379]

Der griechische Priester Panthoos begibt sich in Todesgefahr, als er die rhythmischen Tänze der Frauen um Penthesilea stört. Er nähert sich den verzweifelten Weibern nicht in böser Absicht, aber als er als männlicher Grieche sich den um Penthesilea Trauernden nähert, ist er dem Tode geweiht. „Sekundenlang war eine Totenstille. Dann dieser Schrei, Mord- und Verzweiflungsschrei.“ [KS 367] Cassandra wird überrannt und hat keine Chance, das Blutbad zu verhindern.

Die orgiastischen Rituale der Frauen, die auf dionysischen Feiern einen Mann jagten, zerrissen und verschlangen, deutet Wolf in einem Essay als „Reflex eines langwierigen, wahrscheinlich sehr gewalttätigen Geschichtsprozesses, in dessen Verlauf die Frauen besiegt und das Patriarchat installiert wurden.“ Das Phänomen der „wilden Frau“ sei aus der Unterdrückung der Frau entstanden, die in wilden, hysterischen Ausbrüchen Kompensation gesucht habe. Diese ungezügelter Affekte machten natürlich wiederum den Männern Angst, so dass sich ein „Kampf um Leben und Tod“ entwickelt habe: „Nur einer kann siegen, auf allen Gebieten, auch in der Heilkunst.“ [KL 417f]

Nach diesem Vorfall stellt Cassandra fest: „Nein, wahnsinnig war ich nicht, Beschwichtigung war, was ich brauchte. Ruhe, die nicht Grabesruhe war. Lebendige Ruhe. Liebesruhe.“ [KS 367]

Ein weiteres Beispiel für die Nutzung des Wahnsinns als Ort des Rückzugs findet sich, als Cassandra den Untergang Trojas voraussagt und daraufhin in den Kerker gesperrt wird. „O, ich genoß ihn fürchterlich, umgab mich mit ihm wie mit einem schweren Tuch, ich ließ mich Schicht für Schicht von ihm durchdringen.“ [KS 295] Sie

beschreibt den Wahnsinn, den sie als den Schrecken über den Schrecken empfindet, als Produkt der Erkenntnis über das, was einen vernichten wird.

„Ich konnte nicht aufhören, den Wahnsinn zu machen, pulsierender Schlund, der mich ausspie und ansaugte, ausspie und ansaugte. [...] Atemlos war ich, rang nach Luft, hechelte. Rasend schnell und hart schlug mein Herz, wie die Herzen der Kämpfer nach den Wettkämpfen schlagen. Und in mir wurde gekämpft, das merkte ich wohl. Zwei Gegner auf Leben und Tod hatten sich erstorben Landschaft meiner Seele zum Kampfplatz gewählt. Nur der Wahnsinn fest, er an mir. In meinem tiefsten Innern, dort, wohin er nicht vordrang, hielt sich ein Wissen von den Zügen und Gegenzügen, die ich mir ‚weiter oben‘ erlaubte: ein humoristischer Zug in jedem Wahnsinn. Der hat gewonnen, der ihn zu erkennen und zu nutzen weiß.“ [KS 295]

Der Wahnsinn fungiert also als Schutz vor seelischer Überlastung, als Fluchort.

Zunächst aber weiß Cassandra keineswegs mit dem Wahnsinn produktiv umzugehen. Sie lässt sich ganz auf ihn ein, versinkt in ihm und nimmt ihre Sinne immer weiter zurück. Doch

„man zahlt für die Fahrt in die Unterwelt, die von Gestalten bewohnt ist, denen zu begegnen keiner gewärtig ist. Ich heulte. Wälzte mich in meinem Schmutz. Kratzte mir das Gesicht auf, ließ keinen an mich heran. Ich hatte die Kraft von drei Männern [...]. Ich ging an den kalten Wänden meines Zimmers hoch [...]. Ich fraß wie ein Tier [...].“ [KS 296]

Nachdem ihr von Arisbe, die sie heimlich besucht, die richtigen Fragen gestellt worden sind, lässt Cassandra wieder den Teil von sich selbst, den sie als ‚Ich‘ bezeichnen kann, erstarken, und kann ihren wahnsinnigen Part von außen betrachten. „Nicht ohne Bedauern ließ ich den Wahnsinn los“ [KS 297] – im wachen Zustand muss sie sich nämlich mit der Realität konfrontieren lassen und mit der Frage, warum sie die Entwicklung so weit hat kommen lassen, dass sie davon krank werden musste. Arisbe glaubt, es liege in Kassandras Hand, vom Wahnsinn frei zu werden, und fordert ein Ende des Selbstmitleids und die Auseinandersetzung mit der Frage, warum Cassandra die Menschen, von denen sie sich getäuscht fühlt – Hekabe, Priamos, Panthoos – hat so stark werden lassen. Und Cassandra wird sich endlich ihres entscheidenden Fehlers bewusst: Sie hat immer versucht, gleichzeitig in „Übereinstimmung mit den Herrschenden“ zu leben und ihre „Gier nach Erkenntnis“ [KS 298] zu stillen. Es hat des Wahnsinns, des Versinkens in sich selbst und des Auftauchens aus dem Sumpf bedurft, um sich dieses Fehlers bewusst zu werden.

Ihren ersten Anfall von Wahnsinn erlebt Cassandra schon als Kind. Ihr Schmerz über den Tod des geliebten Bruders Aisakos bricht sich auf diese Weise Bahn.

„Hekabe die Mutter hat mit Armen, in denen Männerkraft steckte, meine zuckenden bebenden Schultern gegen die Wand gedrückt – immer das Zucken meiner Glieder, immer die kalte harte Wand gegen sie, Leben gegen Tod, die Kraft meiner Mutter gegen meine Ohnmacht.“ [KS 275]

Sie bekommt von Parthena der Amme einen Trunk eingeflößt, der sie tief schlafen und träumen lässt, und findet so aus dieser Ohnmacht, die durch seelischen Schmerz verursacht wurde, wieder heraus. Auch hierin wird deutlich: Der Wahnsinnige begibt sich auf eine Reise, nach der er ein anderer ist als vorher. Er erlebt eine Grenzerfahrung, nach der die ehemals vertraute Welt verändert wahrgenommen und Selbstverständliches hinterfragt wird. Er betritt im Wahnsinn eine der Vernunft nicht zugängliche Welt, die Welt des Anderen. Üblich ist die Vorstellung zweier getrennter Räume, des Raumes der ratio und des Raumes des Anderen, Kranken. Diese Vorstellung ist nicht nur mit dem Wahnsinn verbunden, sondern taucht auch in Verbindung z.B. mit der Krebskrankheit auf, wie später noch erläutert werden wird.

„Die Figuren, die sich in diesen Räumen aufhalten, bilden unterschiedliche Typen: die einen, meist negativ bewerteten, die sich im Zentrum des Territoriums der Vernunft bewegen, sind die Normalen, Integrierten und Angepaßten; die ‚Außenseiter‘, ‚Randexistenzen‘ oder ‚Grenzgänger‘, denen die Sympathie der betreffenden Diskurse gehört, befinden sich [...] an den Rändern und Grenzen dieses Territoriums.“<sup>87</sup>

Wie andere Krankheiten kann bei Christa Wolf auch der Wahnsinn als Folge inhumaner Zumutungen auftreten. „Ihr [Kassandras] ‚Wahnsinn‘ könnte wirklicher Wahnsinn sein, eine Regression in undifferenziertere Stadien ihrer Person (auch der Menschheitsgeschichte), ausgelöst z.B. durch die Zumutung, ein Tabu zu brechen: etwa als Priesterin ein Menschenopfer vorzunehmen“ [KV 151].

Der Wahnsinn hat etwas Archaisches, er stellt eine Verbindung zu einer anderen Sphäre her, welche Nicht-Wahnsinnigen verborgen bleibt. Cassandra erfährt in dem Moment, dass sich hier der Untergang Trojas anbahnt, und kann diese Vision nur im Wahnsinn verarbeiten. Er bildet also auch eine Art Schutz vor Schmerz. „Nur der Wahnsinn schützte mich vor dem unerträglichen Schmerz [...]. So hielt ich am Wahnsinn fest, er

---

<sup>87</sup> Thomas Anz: Gesund oder krank? S. 148

an mir.“ [KS 295] Und „nach dem Tod des Troilos verlor Briseis, des Kalchas Tochter, beinahe den Verstand.“ [KS 317]

Als Iphinoe, die korinthische Königstochter, geopfert wird, um Kreons Macht zu sichern, ist dies das erste Menschenopfer seit langer Zeit. Nicht einmal die Ältesten können sich noch an eins erinnern. Ihre Amme hält ihre Hand, als ihr wie einem Tier auf dem Altar der Hals durchgeschnitten wird. Wie die Amme mit diesem Erlebnis lebt, ist klar: „Die Amme ist natürlich geisteskrank geworden, mit wirrem Haar und irren Augen lief sie tagelang durch die Straßen von Korinth“, bis man sie schließlich tot unterhalb einer Klippe findet. [MS 119] Der Wahnsinn bildet hier den Rückzugsraum für die zerrissene Seele, aber in diesem Fall bietet nicht einmal er genug Schutz und die Möglichkeit der Regenerierung. Was die Amme miterleben und sehen musste, ist zu grausam, als dass sie es lebend ertragen könnte.

Die Amme wird Opfer gesellschaftlicher Normen und flieht zunächst in den Wahnsinn, dann in den Tod. Sie wird wahnsinnig vor Angst; „Wahnsinn *ist* Angst.“<sup>88</sup>

#### b) *Wahnsinn – eine typische Frauenkrankheit?*

Vom Wahnsinn werden hauptsächlich Frauen ‚befallen‘. „Die Frauen [...] haben bis heute eine größere Empfindsamkeit behalten und [...] größere Spontaneität“.<sup>89</sup> „Die oft mystifizierende Hochwertung realer, halbrealer und fiktiver Frauenfiguren mit mehr oder weniger ausgeprägt pathologischen Merkmalen und entsprechenden Ausdrucksformen ist Kennzeichen der gesamten Gegenwartsliteratur.“<sup>90</sup>

Doch sogar Jason wird „toll“, als er während eines Opferfestes, bei dem Medea einem jungen Stier die Kehle durchschneidet, in dionysische Tänze einbezogen wird und das Bewusstsein verliert. Im Rausch schlachtet er Opfertiere ab und lässt sich willenlos mit einer Salbe bestreichen, die ihm das Bewusstsein nimmt. In ihm verbinden sich bei diesem Fest das Grausen über den Blutrausch der Weiber, die das Blut des Stieres trinken, und das Begehren, das dieses wilde Gebaren in ihm weckt. Er verfällt Medea, als er sieht, wie „schrecklich und schön“ sie in diesem Ritual anzusehen ist, und

<sup>88</sup> ebd. S. 127

<sup>89</sup> Christa Wolf: Kiefern und Sand von Brandenburg. Gespräch mit Adam Krzeminski. In: Dies.: Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1975-1986. München 2000. S. 73-86. S. 74

<sup>90</sup> Thomas Anz: Gesund oder krank? S. 176

ist darum bereit, sich von der Trommelmusik endgültig in Ekstase versetzen zu lassen.  
[MS 62]

Phyllis Chesler hat die Ursachen untersucht, welche bei Männern und Frauen dazu führen, dass sie für verrückt erklärt werden. Sie geht davon aus, dass das, was man gemeinhin Geisteskrankheit nennt, sei es bei Männern oder bei Frauen, „entweder das Ausagieren der abgewerteten weiblichen Rolle oder die totale oder teilweise Auflehnung gegen das Rollenstereotyp“ darstellt.<sup>91</sup> Frauen, die die typisch weibliche Rolle lebten, würden mit ‚typisch weiblichen‘ Symptomen wie Depressionen, Paranoia und Neurosen in die Anstalt eingewiesen; Frauen hingegen, die diese weibliche Rolle ablehnten, verunsicherten sich selbst und ihre Umwelt sehr. Sie würden mit eher weniger weiblichen „Krankheiten“ wie Homosexualität und Schizophrenie eingeliefert. Männer, die sich eher ‚weiblich‘ geben, also als ‚abhängig‘, ‚passiv‘ oder ‚ängstlich‘ auffallen, werden als neurotisch oder psychotisch bezeichnet und oft als schizophran oder homosexuell gekennzeichnet. „Entscheidend ist jedoch, daß Männer weit mehr als Frauen von ihrem Rollenstereotyp abweichen können, ohne sich selbst als ‚krank‘ zu bezeichnen und in Heilanstalten eingewiesen werden zu müssen.“ Frauen seien wegen ihrer hohen emotionalen Abhängigkeit von Männern eher bereit, sich mit einem ‚ängstlichen‘ Mann einzulassen, als Männer es seien, mit einer ‚unabhängigen‘ Frau zusammenzuleben.<sup>92</sup>

Diese etwas stereotype Kennzeichnung der Frauen als eher passiv und ängstlich geht übrigens auf Freud zurück. Aus seiner Sicht sind Frauen, in Korrespondenz zu ihrer eigentlichen Aufgabe, der ‚Brutpflege‘, eher warmherzige Menschen, „die ständig um den Verlust der männlichen Organe und der männlichen Identität trauern.“<sup>93</sup> Chesler allerdings versucht mit diesen zu simplen und die Frauen zum unvollständigen Mann degradierenden Thesen aufzuräumen:

„Die Kopfschmerzen, die Müdigkeit, die chronischen Depressionen, die Frigidität, die Paranoia und die überwältigenden Minderwertigkeitsgefühle, die Freud so zutreffend an Hand seiner vielen Patientinnen beschrieben hat, wurden niemals auch nur entfernt richtig *interpretiert*.“<sup>94</sup>

---

<sup>91</sup> Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? S. 55

<sup>92</sup> ebd.

<sup>93</sup> ebd. S. 78

<sup>94</sup> ebd.

Freud habe in diesen Frauen nur die „hinterhältige häusliche Tyrannei boshafter, zum Selbstmitleid neigender und schlicht unsympathischer Frauen“ gesehen, welche sich auf unverarbeiteten Penisneid oder weibliche Widerborstigkeit zurückführen lasse. Niemals aber sei er auf die Idee gekommen, diese Symptome als „indirekte Kommunikationsmittel, charakteristisch für Sklavenmentalität“, zu lesen.<sup>95</sup> Damit meint sie, dass ‚weibliche‘ Eigenschaften wie Intuition oder Empathie weniger auf biologische Disposition oder freie Wahl zurückzuführen seien. Vielmehr seien sie notwendige Produkte männlicher Unterdrückung, welche „die Sklaverei erträglicher machen“. Diese weiblichen ‚Charakterzüge‘ würden um den Preis der Freiheit und Menschenwürde erkaufte.<sup>96</sup>

Chesler wirft Sigmund Freud vor, die Phänomene der kranken Frauen, die er als Untersuchungsobjekte nutzt, zwar korrekt zu beschreiben, ihre Bedeutung aber nicht zu verstehen. Er werde sich – wie auch Ronald D. Laing in seinem Buch *Sanity, Madness and the Family* – der „universalen und objektiven Unterdrückung der Frau und deren Zusammenhang mit dem Wahnsinn der Frau nicht bewußt.“<sup>97</sup>

„Wer da meint, ich behaupte, daß zwischen den Geschlechtern Krieg herrsche, dem kann ich nur sagen, daß es diesen Krieg immer gegeben hat – und die Frauen immer die Verlierer gewesen sind.“ Dabei werde zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Verliererinnen unterschieden: „‚Schlechte‘ Frauen sind keine guten Verlierer; sie vernichten andere oder versuchen es zumindest. Ophelia in *Hamlet* ist eine ‚gute‘ Verliererin; Medea in *Medea* ist eine ‚schlechte‘.“<sup>98</sup>

Kassandra wird zunehmend Opfer der Männergesellschaft, was sie zwangsläufig auf der Suche nach einem Ausweg dazu bringt, sich mit anderen Außenseitern zu solidarisieren. „Sie erfährt bis auf den Grund, was es heißt, zum Objekt fremder Zwecke gemacht zu werden. Zunehmend entzieht sie sich dann dem Dienst an den Ihren, der sozialen Maschinerie, in die sie eingebaut ist, und pflegt Umgang mit solchen, die – sei es durch Zwang, sei es freiwillig – auch draußen stehn wie sie.“ [KV 151]

---

<sup>95</sup> ebd.

<sup>96</sup> ebd. S. 253

<sup>97</sup> ebd. S. 90

<sup>98</sup> ebd. S. 286

Wolf verwendet das Wahnsinnsmotiv noch in anderer Weise, nämlich zur Disqualifizierung derer, welche die gesellschaftliche Ausgrenzung Einzelner vorantreiben. Dies sind die „vom mörderischen Wahn Besessenen“, die sie manchmal „umbringen, nicht beschreiben“ möchte. [KV 56] Sie schreibt von herrschenden „Wahnsystemen“ [KV 146], die das weibliche Autonomiebestreben behinderten, und beklagt sowohl „Männlichkeitswahn“ als auch „Weiblichkeitswahn“, wenn sie sich von bestimmten Auswüchsen des Feminismus distanziert [147].

Sie beobachtet in ihrer Umgebung, wie Frauen ihre relative ökonomische Gleichberechtigung nutzen, aber nicht der Gefahr zum Opfer fallen, sich wie Männer verbrauchen zu lassen. Stattdessen entwickelten sie Bedürfnisse, welche die Ökonomie ihnen nicht erfüllen könne: Sie meldeten „den Anspruch auf ein ganzes Leben“ an. „In diesem Sinne haben sie die Männer in der Emanzipation schon überholt.“ [ET 198]

Medea, die Heilende, wird möglicherweise „wegen ihres Überhangs an Imagination verleumdet, verfolgt und verfemt“. Medea macht den Männern Angst, da sie von Kolchis andere Werte nach Korinth gebracht hat. Sie soll letztlich „kolonisiert werden“. [ET 504] Aus diesem Zähmungsversuch einer ‚wilden Frau‘ spricht möglicherweise eine männliche

„Psychose: [die] Abwehr einer Bedrohung, die das Patriarchat immer noch von der inzwischen ganz und gar gezähmten, zu einem Produkt seiner Kultur hergerichteten und deformierten Frau spürte. Was man unterdrückt, wird einem unheimlich: den Männern die Frauen [...]“ [KL 419]

Wolf verallgemeinert diese Angst vor dem Unbekannten noch; wir alle wollten

„nicht zugelassene Triebe und Strebungen in uns selbst, unvernünftige Sehnsüchte, wilde Wünsche, die wir nicht ausleben, die aber unser scheinbar emotionsloses, sachliches, objektives, wissenschaftliches Denken und Handeln viel stärker beeinflussen, als wir zu glauben bereit sind“, am liebsten unterdrücken. [KL 419]

Den Kampf des Patriarchats gegen unliebsame Frauen, die die Strukturen der Macht kritisieren, macht Wolf auch im wirklichen Leben aus. In einem Buch von Alice Schwarzer vermisst sie eine klarere Stellungnahme der Autorin, die sich in das Buch persönlicher mit ihren Verletzungen hätte einbringen sollen. Doch Wolf zeigt Verständnis für diese Zurückhaltung, denn Schwarzer wisse, „wie erbarmungslos man gegen eine Frau vorgeht, die das Patriarchat kritisiert und selbst Schwäche zeigt“,

weshalb sie gut daran tue, „die eigene Verletzbarkeit, oder jedenfalls deren Äußerung, zu unterdrücken.“ [ET 514]

c) *Wahnsinn als Ausdruck von Hellsichtigkeit*

Der Wahnsinn aber bildet nicht nur eine Rückzugsmöglichkeit für das weibliche Individuum. Der Vorwurf des Wahnsinns kann auch vom Kollektiv bewusst als Waffe gegen das Subjekt eingesetzt werden. Denn einem Wahnsinnigen wird nicht geglaubt, er ist von jeglichem Diskurs ausgeschlossen. Wenn nun eine Frau zu viel weiß und die Wahrheit zu verbreiten droht, sorgt der Vorwurf des Wahnsinns dafür, dass sie als unglaubwürdig und ihre Meinungsäußerung als vernachlässigbar gilt. Da zum Beispiel Cassandra ihrer inneren warnenden Stimme sofort Ausdruck verliehen hat und so ihre Mitmenschen hat wissen lassen, was sie weiß, hat sie sich zur persona non grata gemacht. Die angemessene Reaktion auf Paris' Ankündigung zeigen die anderen Anwesenden: Es herrscht Grabesstille, da jeder spürt, dass hier „ein Maß, das bisher gültig war“ [KS 293], verletzt wird. Aber keiner sieht wie Cassandra das Ende voraus und niemand würde sich trauen, einen Eklat zu provozieren.

Andererseits kann der Wahnsinn auch in gesellschaftlicher Hinsicht einen Schutz bieten. Frauen, die die ihnen zugedachte Rolle verweigern, werden für wahnsinnig erklärt. Das ermöglicht ihnen, die Wahrheit zu sagen, was einen Mann das Leben kosten würde. Insofern erscheint der Wahnsinn als die weniger schlimme Sanktion.

In *Medea* sind Glaukes Anfälle von Wahnsinn, die epileptischen Anfällen nahe kommen, auch Ausdruck ihres Wissens um das schreckliche Geheimnis Korinths. Wie Cassandra ist sie Trägerin eines gesellschaftlich tabuisierten Wissens. Sie versucht das Geheimnis für sich zu behalten, doch ihr Körper rebelliert dagegen und produziert einen Anfall, in dem Glaukes „Körper sich in gräßlicher Weise verrenkt und auf einen Bogen gespannt zu werden scheint, während ihre Augen sich verdrehen, so daß man nur das Weiße in ihnen sieht, und auf ihre verzerrten Lippen Schaum tritt.“ [MS 76]

Kassandra erleidet nach Paris' Ankündigung, seine Schwester oder eine andere, schöne und reiche Frau zu entführen, einen Anfall, bei dem sich ihr die Haare sträuben, alle Gliedmaßen zucken und sie schließlich in Ohnmacht fällt. Sie ahnt das große Unglück, das dieser Raub nach sich ziehen wird, voraus und kann diese schreckliche Vision seelisch nicht ertragen. Der Wahnsinn erscheint in Form hysterie- oder epilepsieartiger Anfälle: „Auf grauenerregende Weise soll ich gegurgelt haben, Schaum sei mir vor den Mund getreten“, heißt es in *Kassandra* [KS 294], und an anderer Stelle:

„Mein Mund, außer daß er den Schrei hervorstieß, erzeugte diese Art von Schaum, der sich auf Lippen und Kinn absetzte, und meine Beine, die ich so wenig in der Gewalt hatte wie irgendein andres Glied, zuckten und tanzten [...] unbeherrscht waren sie, war alles an mir, unbeherrschbar ich. Vier Männer konnten mich kaum halten“ [KS 270].

Eine Stimme macht sich in ihr breit, die sie und dann auch das Umfeld wissen lässt, dass dieses Unternehmen des Bruders böse ausgehen werde. Nicht Cassandra spricht, sondern es spricht aus ihr. Sie hat die Gabe, Entwicklungen vorauszuahnen, zu ‚sehen‘. So kann sie sagen: „Troias Ende war abzusehen, wir waren verloren.“ [KS 229] Der Wahnsinn erscheint hier als Ausdruck einer schockartigen Erkenntnis, als Zeichen der besonderen Hellsichtigkeit Kassandra. „Aus dem von der Männerkultur hysterisierten Körper der für lügnerisch erklärten Frau spricht im Wahnsinn [...] die unterdrückte Wahrheit.“<sup>99</sup> Wahnsinn als Zeichen der Hellsichtigkeit, der Loslösung von äußeren und inneren Zwängen und aufoktroierten Normen, deren Missbrauch als Herrschaftsinstrument dem Einzelnen gar nicht mehr bewusst ist, da er sie verinnerlicht hat: Hier treffen sich Wolf und Nietzsche.

Panthoos, der griechische Priester des Apollontempels in Troja, wirft Cassandra vor, alle zu belügen, wenn sie den Untergang Trojas voraussagt. Er unterstellt, sie wolle sich durch diese falsche Prophezeiung nur unsterblich machen, sich wichtig geben, und verrate dafür ihre Heimat. [KS 236] Sie erlebt

„das alte Lied: Nicht die Untat, ihre Ankündigung macht die Menschen blaß, auch wütend, ich kenn es von mir selbst. Und daß wir lieber den bestrafen, der die Tat benennt, als den, der sie begeht: Da sind wir, wie in allem übrigen, alle gleich. Der Unterschied liegt darin, ob mans weiß.“ [KS 240f]

Ihren nächsten Wahnsinnsanfall, welcher der Erkenntnis des nahenden Untergangs Trojas zu schulden ist, erlebt Cassandra, als sie sich endlich eingesteht, was sie lange

---

<sup>99</sup> Thomas Anz: *Gesund oder krank?* S. 183

geahnt hat: Die schöne Helena, deretwegen der Krieg gegen die Griechen geführt wird, weil Paris behauptet, sie entführt zu haben, gibt es gar nicht. Es wird Blut vergossen um ein Phantom. Es hat gereicht, zu behaupten, sie sei in der Stadt, um die Trojaner für den Krieg zu begeistern. Paris selbst gesteht es irgendwann seiner Schwester ein: „Komm zu dir, Schwester. Mensch: Es gibt sie [Helena] nicht.“ [KS 304]

Als Urheber des Wahnsinns gelten im griechischen Mythos die Götter. Schicksalsschläge wie der Ausbruch einer Krankheit sind in ihrer Ursache für den Menschen nicht erklärlich und werden darum den (zürnenden) Göttern zugeschrieben. Zu ihnen zählen z.B. Hera, die den Wahnsinn als Strafe für nicht geleistete Verehrung oder aus Eifersucht schickt, Artemis und Athene. Neben den Göttern findet sich allerdings auch ein einzelner Mensch, der als Urheber des Wahnsinns gilt: Medea.<sup>100</sup>

Einerseits galt der Wahnsinn bei den Griechen als Strafe der Götter und als lästige Pein; andererseits auch als willkommene Inspirationsquelle. Der Wahnsinn der Medea hingegen entsprach keiner dieser Vorstellungen, sondern war ein Wahnsinn, der durch Zauberei hervorgerufen wurde und nicht von Göttern geschickt war. Durch Zauberkunde ist es auch dem Menschen möglich, andere in den Wahnsinn zu treiben. Medea steht für den Wahnsinn als Folge von Magie. Ihre Fähigkeit, andere Menschen zu verzaubern, wird ihr zum Verhängnis, denn die Korinther verdrängen alles Irrationale und sehen es als Gefahr an. Jason fühlt sich von Medea „verzaubert“, will sich hüten, „immer wieder auf ihre Kunststücke hereinzufallen“, und sich gegen sie „wappnen, daß ich nicht wieder auf sie hereinfalle.“ [MS 47]

Medeas Zauber ist in Wirklichkeit lediglich Wissen um die Natur. Nach zwei Dürrejahren zwingt sie die Korinther zum Schlachten ihrer Pferde und teilt mit ihnen ihr Wissen um essbare Wildpflanzen. Sie rettet so die Stadt vor dem Verhungern. Doch da Pferde den Korinthern heilig sind, gilt Medea von da an als böse Frau. „Medea sagt, wer die Leute zwingt, an ihr Heiliges zu rühren, mache sie sich zum Feind. Das ertragen sie nicht. So verleumden sie mich, sagt sie. Aber neue Speicher haben sie immer noch nicht gebaut.“ [MS 48]

Ihren Ruhm als Heilerin, der sie schnell aus der Außensicht auch zur gefährlichen Zauberin werden lässt, erwirbt Medea von Beginn ihrer Ankunft in

---

<sup>100</sup> Josef Mattes: Der Wahnsinn im griechischen Mythos und in der Dichtung bis zum Drama des fünften Jahrhunderts. Heidelberg 1970. S. 37ff

Korinth an. Schon die schmerzfreie Geburt ihrer Zwillinge, welche von Gesängen begleitet wird, da die Geburt und das Kind an sich für die Kolcher schon ein Grund zu feiern sind, was den Korintherin fremd ist, zieht viele Frauen in ihren Bann. Medea scheint besonders den Frauen eine Weltsicht und eine Lebenseinstellung zu vermitteln, die ihnen bisher schlicht unbekannt waren, die ihnen aber keine Angst machen, sondern die Augen öffnen. Zumindest hocken sie in Zirkeln zusammen und beginnen ihre Männer mit „nachdenklich distanzierter“ Blicken zu mustern. [MS 110] Dies spricht für eine Selbstreflexion und Neubesinnung, welche wohl auch die Beziehung zwischen den Ehepartnern in eine neue, verfremdende und kritische Perspektive setzt. Kein Wunder, dass vor allem Männern – allerdings auch neidischen Frauen – der rätselhafte, in seiner Ursache schwer festzumachende Einfluss Medeas nicht gefällt. Diese Frau bringt alles in Unordnung. Sie weckt den Sinn für das Unsichtbare, das von den Korinthern normalerweise nicht erkannt wird. Zum einen wird sie zur Gefahr, weil sie das versteckte Skelett Iphinoes und somit das größte Geheimnis der Mächtigen Korinths in den unterirdischen Gängen unter dem Palast entdeckt hat, zum anderen, weil sie den dafür empfänglichen Korintherinnen bisher unentdeckte Bereiche ihrer Wahrnehmung und ihrer Gefühle erfahrbar macht. Akamas sagt: „Doch lebe ich nicht, um meiner Lust zu folgen. Ja, sagt Medea. Ich weiß. Das ist euer Unglück.“ [MS 121]

In Korinth ist Medea die „halb gefürchtete, halb verachtete Barbarin“, die „Zauberin“, die über Zauberkräfte verfügt und den „Zweiten Blick“ hat, die „der schwarzen Magie“ bezichtigt wird, die „reizvolle Wilde“, diejenige, „die uns immer fremd bleiben wird“, die „Fremde“; sie ist „unheimlich“, „gilt als böse Frau“, sie ist „diese Frau, die nicht von unserer Welt ist“. Sie beherrscht jeden Raum, den sie betritt, mit ihrer Ausstrahlung, sie erregt Aufmerksamkeit und Respekt. Ihr Verhalten ist geprägt von Selbstbewusstsein, Gleichmut, Ruhe und Sicherheit. [MS 22ff] Sie bildet sich ein, unantastbar zu sein – „aber genau deshalb *wird* sie angetastet“.<sup>101</sup>

Selbst Tiere können sich Medeas Empathie und Magie nicht entziehen. Jason muss eine als unbesiegt geltende Schlange überwältigen, um an das ersehnte Goldene Vlies zu gelangen. Medea hilft ihm, indem sie die riesige Schlange zuerst mit Gesang besänftigt und anschließend mit Saft aus Wacholderzweigen, den sie in die Augen träufelt, einschlafen lässt. Typisch für die Verwandlung von Tatsachen in Legenden ist

---

<sup>101</sup> Ernst-Richard Schwinge: Medea bei Euripides und Christa Wolf. In: Poetica 35 (2003). S. 275-305. S. 294f

der Umgang mit dieser Episode in der Überlieferung der Korinther. Je weiter entfernt dieses Ereignis war, desto heroischer wirkt Jasons Einsatz und desto weniger Beachtung findet Medeas entscheidende Hilfe. Obwohl Jason eigentlich nur an der schlafenden Schlange vorbei in den Baum klettern und das Vlies herunterholen musste, machen seine Männer aus ihm nach und nach einen Helden und aus Medea eine böse Frau.

Doch nicht nur Medeas scheinbar übersinnliche Aura machen sie zu einer Außenseiterin. Ihre ganz praktischen medizinischen Kenntnisse und ihr Wissen um die Heilkräuter heben sie aus der Masse heraus – und sie durchlebt das, was Jahrhunderte später vielen Frauen passiert, welche aus ihrer Rolle fallen. Über Hexen heißt es auch, viele seien „Hebammen und Ärztinnen gewesen, deren Wissen über schmerzstillende Mittel, Abtreibung und Pflanzenheilkunde oder suggestive Heilmethoden eine Bedrohung für die wissenschafts-, sexual- und frauenfeindlichen Lehren der Kirche darstellte.“<sup>102</sup>

#### d) *Wahnsinn als Mittel gesellschaftlichen Ausschlusses*

Für Wolf ist klar, dass Cassandra ekstaseähnliche Zustände erlebt haben musste, durch die sie sich in Gegensatz brachte zu ihrer sozialen Umgebung. [ET 317] Wolf stellt ihren Frankfurter Poetikvorlesungen zu Cassandra ein Zitat Goethes voran, das sich auf diesen Aspekt des Ausschlusses aus der Gesellschaft bezieht: „Diesem düsteren Geschlecht ist nicht zu helfen; man mußte nur meistens verstummen, um nicht, wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man weissagte, was schon vor der Tür steht.“ [KV 9] Cassandra wird für wahnsinnig gehalten, weil sie Trojas Untergang vorausahnt und diese Ahnung unvorsichtigerweise laut verkündet. Doch ihre Umgebung rächt sich: Sie wird in einen Korb gesperrt, darin gefangengehalten, und trägt Schäden davon: „Denn seit ich im Korb gefangen gesessen, sprech ich leise. Die Stimme ist es nicht, wie alle meinten, die hatte nicht gelitten. Es ist der Ton. Der Ton der Verkündigung ist dahin.“ Und nach ihren schmerzhaften Erfahrungen fügt sie hinzu: „Glücklicherweise dahin.“ [KS 229] Diesen dunklen, stinkenden Ort, an dem sie tastend Knochen findet, empfindet sie als Unterwelt. [KS 375]

<sup>102</sup> Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? S. 99

Nach ihrem Anfall wird Cassandra aus dem Saal geschleift und von Tempelärzten umdrängt – bezeichnenderweise wird die Heilerin Oinone, die alle Heilkräuter kennt, aber nicht aus dem Palast stammt, nicht zu ihr vorgelassen. Und der Öffentlichkeit wird sogleich insinuiert, Cassandra sei krank und damit nicht ernstzunehmen. Schließlich wäre es schlecht, wenn bekannt würde, welche Vision Cassandra hatte, dass ihr Zusammenbruch nämlich der Vorausahnung des Untergangs Trojas geschuldet ist. So kommt es zu den Mechanismen der Machtsicherung, wie sie wohl als zeitlos zu bezeichnen sind: Der Warnende wird für nicht zurechnungsfähig erklärt. „Priamos der König hatte drei Mittel gegen eine Tochter, die ihm nicht gehorchte: Er konnte sie für wahnsinnig erklären. Er konnte sie einsperren. Er konnte sie zu einer ungewollten Heirat zwingen.“ [KS 316]

Priamos entscheidet sich für die erste Möglichkeit. Er sorgt dafür, dass ein eigentlich gesunder Mensch für krank erklärt wird, weil dies ein probates Mittel ist, um jemanden aus der Öffentlichkeit auszuschließen und seine Meinung zu einer nicht maßgeblichen herabzuwürdigen.

Damit entspricht er dem Bild des kranken Menschen, wie es Arno Gruen entwirft. Schon der Titel seines Werks, *Der Wahnsinn der Normalität*, gibt die Richtung seiner Theorie vor: Er hält diejenigen, die gesellschaftliche Machtpositionen innehaben, sowie die, die ihre Autonomie preisgeben, um an dieser Macht teilzuhaben, für die eigentlich Kranken. Die Minderheit, die auf die Zumutungen ihrer Umwelt mit Verstörung reagiert und darum von der Mehrheit für krank gehalten und in Anstalten eingesperrt wird, hält er für die eigentlich Gesunden. Er kritisiert an der herkömmlichen Psychiatrie und Psychologie, dass sie die Menschen und ihren Gesundheitszustand daran bemisst, wie weit ihr Realitätsbezug gegeben oder eben verloren ist. Gruen stellt die Definition von ‚Realität‘ und ihre Gültigkeit in Frage und meint, hinter der Orientierung an der ‚Realität‘, „die gemeinhin das Kriterium für Gesundheit ist“, verberge sich „eine tiefere und weniger augenfällige Pathologie“: „die des ‚normalen‘ Verhaltens, die Pathologie der Anpassung als Folge der Preisgabe des Selbst.“ Damit meint Gruen die Unfähigkeit vieler Menschen – vor allem Männern –, zu ihrem Innern eine Verbindung zu halten. Er geht davon aus, dass die Unterwerfung unter die Macht der Eltern bereits beim Kind dazu führe, dass es sich selbst dafür hasst, seine Autonomie aufzugeben und sich ganz der Herrschaft von Vater und/oder Mutter zu

ergeben. Mit der Autonomie aber gebe es auch seine Fähigkeit auf, im Einklang mit den eigenen Bedürfnissen und Gefühlen zu leben. Um diesen Selbsthass auszuhalten, sei das Kind gezwungen, sich von seinem inneren Selbst abzuspalten. Dadurch verliere es für immer den Zugang zu seinen eigenen, wahren Gefühlen, wozu vor allem auch das Mitleid mit anderen Menschen zähle. Darum entwickelten sich gerade die Menschen, deren Selbst unterdrückt wurde, zu gewalttätigen und empathielosen Geschöpfen, die ihren Selbsthass durch Hass auf ihre Mitmenschen kompensieren oder ihren Schmerz über den Verlust ihres Ichs durch das Zufügen von Schmerzen bei anderen übertünchen müssten.<sup>103</sup>

Zu eben dieser Preisgabe ihrer wahren Empfindungen ist Cassandra nicht bereit und wird darum von ihrer Umgebung pathologisiert.

„Der verstörten Festgesellschaft habe man gesagt, ich brauche Ruhe. Müsse zu mir kommen, der Vorfall sei unbedeutend. Unter den Geschwistern habe sich in Windeseile das Gerücht verbreitet, ich sei wahnsinnig.“ Cassandra wird eingeschlossen, abgeschlossen von der Außenwelt, alle Zugänge werden versperrt. So ist sie auf sich selbst zurückgeworfen, empfindet aber nur Leere und Hass gegen sich und verweigert das Essen. „Ich wollte diesen Leib nicht füttern. Ich wollte diesen verbrecherischen Körper, in dem die Todesstimme ihren Sitz hatte, aushungern, ausdörren. Wahn-Sinn als Ende der Vorstellungsqual.“ [KS 294]

Und es gilt, sich nicht ganz von ihm durchdringen zu lassen, sondern sich eine Metaebene der Distanz zu erhalten, sich des Wahnsinns bewusst zu sein und ihn so für seine Belange zu nutzen. Hier wird auch deutlich, dass Cassandra im Gegensatz zu ihren Unterdrückern über einen inneren, wahren Kern verfügt, ein Selbst, auf das sie zurückgreifen kann und das ihr auch in der Not einen Halt bietet.

Auch die antiken Seher galten als mit ‚heiligem Wahnsinn‘ ‚geschlagen‘. Der Wahnsinn ist dort positiv besetzt, wird in keinem Fall pejorativ gebraucht, sondern im Gegenteil erscheint dem Leser auch die vom Wahnsinn ‚heimgesuchte‘ Cassandra als von der Masse abgehobene Lichtgestalt, deren Wahn ihr positive Impulse verleiht. Von ihrer Umgebung allerdings wird der Wahnsinn als etwas Schreckliches, Abstoßendes und Beängstigendes empfunden und das Attribut ‚wahnsinnig‘ als Schimpfwort gebraucht.

---

<sup>103</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 15-37

Wolf macht Cassandra dadurch zur Identifikationsfigur für alle, die sich gegen mehrheitlich vertretene gesellschaftliche Normen wenden und sich als soziale Außenseiter erfahren. Dazu sind durchaus viele Künstler zu zählen, Cassandra kann auch als Stellvertreterin moderner Schriftsteller gesehen werden. Sie wird ob ihrer Hellsichtigkeit ausgegrenzt und diffamiert. Der Wahnsinn, der ihr ihre seismographischen Fähigkeiten verleiht, wird von den Herrschenden zur Rechtfertigung ihrer Pathologisierung und anschließenden Kriminalisierung missbraucht.

Das Ausschließen aus der Gemeinschaft, welches Foucault als wesentliches Merkmal des Umgangs der abendländischen Gesellschaft mit dem Wahnsinn konstatiert, wurde anhand des Umgangs mit Cassandra bereits erläutert: Nach ihrem Anfall greifen die üblichen gesellschaftlichen Mechanismen. Cassandra wird für wahnsinnig erklärt, in ihrem Zimmer separiert, also von der Umwelt ausgeschlossen, und der ‚Vorfall‘ als unbedeutend heruntergespielt.

„Die engere soziale Umgebung desjenigen, der beginnt, psychisch auffälliges Verhalten zu zeigen, fühlt sich selbst bedroht im Empfinden von Normalität oder Schicklichkeit und versucht zunächst, den Betroffenen mit aller Macht an die geltende Ordnung anzupassen.“<sup>104</sup>

Auch in der DDR muss Wolf feststellen, dass die scharfe Grenzziehung zwischen Vernunft und Wahnsinn viele, die dies nicht aushielten, dazu gebracht hat, das Land zu verlassen. Übriggeblieben seien viele Überangepasste, mit denen zwar ein Staat, aber keine lebendige Gesellschaft zu machen sei (1982). [ET 308]

Die Diffamierung Andersdenkender, die als krank bezeichnet werden, weil sie anders sind, scheint Wolf selbst erlebt zu haben. In einer Diskussion nach einer Lesung verglich Wolf die ‚Abwicklung‘ der DDR, die mit der planmäßigen Verfemung der DDR-Intellektuellen einherging, mit dem Selbstschutz Gesunder vor einem Haufen Kranker. Die Bewohner der ehemaligen DDR erschienen den Westlern von außen als „Bewohner einer Quarantäne-Baracke, infiziert mit dem Stasi-Virus, zum ersten Mal glaube ich wirklich zu begreifen, welche Vorteile dieser Blick bringt, psychologische Vorteile, denn auf diese Infizierten muß man sich nicht einlassen, es ist Selbstschutz...“ [ET 521]

---

<sup>104</sup> Jutta Osinski: Über Vernunft und Wahnsinn. S. 13

Bei Medea finde die Ausgrenzung aus der Gesellschaft nicht nur über den Umweg des Wahnsinns statt. Einige Kolcher um Agameda sowie die mächtigen Männer vom korinthischen Königshof sind aus verschiedenen Gründen daran interessiert, Medea zu schaden und sie aller Anhängerschaft zu berauben. Agameda hegt Rachegefühle, seit sie nach dem Tod ihrer Mutter unter Medeas Schülerinnen war und von Medea mit Vorsatz schlechter behandelt wurde als andere, damit niemand meinen könne, die Tochter einer Freundin werde bevorzugt behandelt. Diese ungesühnte Demütigung möchte Agameda nun endlich begleichen und stellt sich Akamas zur Verfügung, dem sie verrät, Medea sei der Königin in die Kellergänge des Hofes gefolgt. Agameda weiß gar nicht, wie groß dieses Vergehen ist und wie groß das Bestreben der Mächtigen nun sein muss, Medea loszuwerden, bevor sie das entdeckte Geheimnis der Stadt – das Skelett des Menschenopfers Iphinoe – öffentlich macht. Agameda ist nur daran gelegen, gemeinsam mit dem Königshof an Medeas Überheblichkeit, Selbstgewissheit und Unverletzbarkeit zu rütteln. Für ihren gemeinsamen Plan, Medea aus ihrer Mitte zu entfernen, verbreiten sie nun das Gerücht, Medea habe ihren Bruder Absyrtos umgebracht. Der Tod eines nahen Verwandten wird hier also instrumentalisiert und Medea des Mordes beschuldigt. Und das Gift wirkt schnell: Hinter ihrem Rücken wird getuschelt und ganz Korinth ist über das Gerücht informiert, bevor Medea selbst davon erfährt. Ihre Ausgrenzung ist damit bereits unwiderruflich eingeleitet.

Ihr Schicksal wird in einer kleinen Episode bereits vorweggenommen. Während ihrer Flucht mit den Argonauten begibt sich Medea mit Jason auf die Insel der Kirke, um die Götter durch eine Entsühnung über den Tod des Absyrtos zu beruhigen. Nachdem Jason durch einen Trunk eingeschlafen ist, erfährt Medea von Kirkes Schicksal, das ihr eigenes in vielem vorwegnimmt,

„denn auch sie war vertrieben worden, als sie mit ihren Frauen ernsthaft gegen den König und seinen Hofstaat auftrat, sie hetzten die Leute gegen Kirke auf, lasteten ihr Verbrechen an, die sie selbst begangen hatten, und brachten es fertig, ihr den Ruf einer bösen Zauberin anzuhängen, ihr alles Vertrauen zu entziehen, so daß sie nichts, gar nichts mehr tun konnte.“ [MS 98]

Arno Gruen geht in seiner Theorie davon aus, dass die konventionelle Charakterisierung von Wahnsinn, wie sie die offizielle Psychologie vornimmt, durch ihre Betrachtungsweise aus der Perspektive des Realitätsbezugs eine einengende ist. Denn wird menschliches Verhalten nur von der Warte des Realitätsbezugs aus bewertet,

verhindere dies die Annäherung an den Wahnsinn, der „sich selbst überspielt und sich mit geistiger Gesundheit maskiert.“<sup>105</sup> Gruen meint, unser Realitätsbegriff orientiere sich am Typus des kranken Menschen, der seine innere Verzweiflung und Unausgeglichenheit verdränge und sein Innenleben von sich abspalte.<sup>106</sup> Dann werde denen ‚Normalität‘ bescheinigt, die menschliche Wahrnehmungen wie Empathie und menschliches Erleben wie Begeisterung aus ihrem Gefühlrepertoire eliminiert hätten. Wer unter dem Verlust solcher menschlicher Werte leide, werde für verrückt erklärt.<sup>107</sup> Vor allem solche Menschen würden als krank klassifiziert, die versuchten, die Verbindung zu ihrer eigenen Gefühlswelt zu erhalten. Zu ihnen zählt er auch die im klassischen Sinn als wahnsinnig bezeichneten, die Schizophrenen. Die eigentliche Krankheit unserer Zeit aber sieht Gruen im „Wahnsinn, der sich als Normalität maskiert“ – diese Menschen hätten angesichts gesellschaftlicher Widersprüche und Lügen nicht die Kraft, ihren inneren Zusammenhalt zu bewahren.<sup>108</sup>

Auch sei es schwer, hinter den strahlenden Fassaden der Freundlichkeit und Humanität die gut getarnte Rücksichtslosigkeit und die „tatsächliche Krankheit unserer Zeit zu erkennen.“ Es gebe zwei Formen des Wahnsinns: den Wahnsinn als Lebensform, der in unserer Zivilisation als ‚Realismus‘ bezeichnet werde, und den Wahnsinn als Protest gegen die als unerträglich empfundene Form der zwischenmenschlichen Beziehungen, welcher hingegen als Krankheit gelte. So verberge sich der Wahnsinn oftmals unter der Maske der Gesundheit und sei im Begriff, „die Menschheit zunehmend der Selbstvernichtung auszuliefern.“<sup>109</sup> Die Mitmenschen, die wir als stark und gesund wahrnehmen und denen wir darum die Macht über uns anvertrauen, bezeichnet Gruen als die eigentlich Geisteskranken, da sie den Zugang zu ihren wahren Empfindungen verloren hätten und nur noch mit Ideen von Gefühlen umgingen. Sie drückten nicht mehr aus, was sie wirklich seien, sondern all ihr Tun sei darauf angelegt, andere davon zu überzeugen, dass sie angemessen handeln, denken und fühlen. Sie könnten dem Chaos und der Leere in sich selbst nicht ins Gesicht sehen und überspielten ihren Wahnsinn durch Jagd nach Macht. „Um die Leere nicht als die

---

<sup>105</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 10

<sup>106</sup> ebd. S. 23

<sup>107</sup> ebd. S. 10

<sup>108</sup> ebd. S. 24

<sup>109</sup> ebd. S. 11-13

eigene innere Leere anerkennen zu müssen, schaffen sie Zerstörung und Leere um sich herum.<sup>110</sup>

Es drängt sich demnach der Verdacht auf, dass die ‚normale‘ Welt die eigentlich kranke ist. Die Kranken oder vermeintlich Kranken erscheinen bei Wolf oft als die eigentlich Gesunden. Die politökonomischen Umstände schildert sie – ob übertragen auf Korinth und Troja oder aktuell in ihren Tagebuchaufzeichnungen – als eher befremdlich und dem eigentlichen Wesen des Menschen nicht zuträglich. Wer diese Zustände aushält erscheint bei Wolf als deformiert und ‚krank‘. Die Sensiblen hingegen empfinden die modern-zivilisierte Welt als inhuman und werden ob ihrer Reaktion von ihrer Umwelt für krank gehalten.

Interessanterweise haben tatsächlich die Betroffenen, die von ihren Gegnern als ‚krank‘ diffamiert wurden und dadurch an den Rand der Gesellschaft gestellt werden sollten, teilweise dieses Stigma für sich angenommen und ins Positive gewendet. Zu beobachten ist dies in literaturtheoretischen Diskursen, in welchen oft die jeweilige Avantgarde von etablierten ‚Künstlern‘ mithilfe dieser Strategie diffamiert werden sollte.

„Sie behaupten in ihrer Ablehnung vorgegebener poetologischer Regeln im späten 18. Jahrhundert respektvoll die Affinität von Genie und Wahnsinn, nobilitierten um 1800 die Melancholie des Künstlers, erklären hundert Jahre später die nervöse Schwäche des Dekadenten zur Disposition und zum Ausweis ästhetischer Sensibilität oder machen sich in den Avantgardebewegungen seit 1910 den Geisteskranken zur Identifikationsfigur.“<sup>111</sup>

In Nietzsche konnten z.B. die Expressionisten, deren Kunst in der NS-Zeit als ‚entartet‘ bezeichnet wurde, auf diesem Gebiet ihren Meister finden:

„Allen jenen überlegenen Menschen, welche es unwiderstehlich dahin zog, das Joch irgend einer Sittlichkeit zu brechen und neue Gesetze zu geben, blieb, wenn sie nicht wirklich wahnsinnig waren, Nichts übrig, als sich wahnsinnig zu machen oder zu stellen – und zwar gilt dies für die Neuerer auf allen Gebieten.“<sup>112</sup>

Chesler betreibt geradezu einen Rundumschlag gegen Psychiater – und meint sicher allen voran Sigmund Freud, wenn sie schreibt: „Psychiater und Inquisitoren teilen

<sup>110</sup> ebd. S. 26

<sup>111</sup> Thomas Anz: ‚Gesund‘ und ‚krank‘. S. 242

<sup>112</sup> Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? S. 14

gewisse Ansichten über Frauen bzw. Hexen: Weil sie keine Männer sind, sind sie geheimnisvoll und deshalb gefährlich.“<sup>113</sup>

„Da Kliniker und Forscher ebenso wie ihre Patienten und Versuchspersonen von einem männlichen Standard seelischer Gesundheit ausgehen, werden Frauen per definitionem als psychisch geschädigt angesehen – ob sie die weibliche Rolle nun akzeptieren oder ablehnen –, einfach weil sie Frauen sind.“<sup>114</sup>

Es gibt Stimmen, die es als ein typisch weibliches Schicksal bezeichnen, zur Wahnsinnigen erklärt und daraufhin eingesperrt und damit ausgegrenzt zu werden. Phyllis Chesler stellt in ihrem Werk *Frauen – das verrückte Geschlecht?* fest, Wahnsinn und Gefangenschaft seien oft genug sowohl Resultate weiblicher Ohnmacht als auch ein erfolgloser Versuch, diesem Umstand zu entkommen. Sie spiegelten Aspekte der weiblichen Existenz, sie seien sowohl Strafe dafür, Frau zu sein, wie auch für den Wunsch oder das Wagnis, es nicht zu sein. „Ist das Wagnis entsprechend kühn oder dramatisch, ist der Tod (durch langsamen oder raschen Selbstmord) die Folge“.<sup>115</sup> Überhaupt steht für sie der Zusammenhang zwischen „der universalen und objektiven Unterdrückung der Frau und deren Zusammenhang mit dem Wahnsinn der Frau“ fest.<sup>116</sup> Geisteskrankheit entspringe grundsätzlich der geschlechtsgebundenen Rollenzuweisung. Frauen in Irrenanstalten litten häufig unter der ihnen vorgegebenen Frauenrolle und wollten sie nicht annehmen. Freigelassen würden sie aber in der Regel erst, wenn sie die ihnen zuge dachte Form der Femität akzeptierten.<sup>117</sup> Chesler geht noch weiter und behauptet, Frauen würden „per definitionem als psychisch geschädigt angesehen – ob sie die weibliche Rolle nun akzeptieren oder ablehnen –, einfach weil sie Frauen sind.“<sup>118</sup>

Übrigens scheint dieses Motiv der Ausgrenzung von Wahnsinn, das von Foucault so eingehend untersucht worden ist, verbreitet in die moderne Literatur eingegangen zu sein. *März* von Heinar Kipphardt, *Der Hunger nach Wahnsinn* von Maria Erlenberger oder *Raumlicht: Der Fall Evelyne B.* von Ernst Augustin seien stellvertretend genannt. Jutta Osinski stellt in ihrer Untersuchung *Über Vernunft und Wahnsinn* fest, was auch auf die vom Wahnsinn Betroffenen bei Christa Wolf zutrifft:

---

<sup>113</sup> ebd. S. 100

<sup>114</sup> ebd. S. 112

<sup>115</sup> ebd.

<sup>116</sup> ebd. S. 90

<sup>117</sup> ebd. S. 91

<sup>118</sup> ebd. S. 112

„Wer, gesehen unter dieser Perspektive, gesellschaftlichen Normen und Werten nicht entspricht, fällt ihnen zum Opfer: Er hat keine Chance, in seinem eigenen Erleben akzeptiert zu werden, sondern wird stigmatisiert und sozial ausgegrenzt. Das führt in den Wahnsinn und charakterisiert das Verhältnis der Gesellschaft zu den Wahnsinnigen. Generell angeklagt und beschrieben wird die Borniertheit von Normalen und Gesunden, die Anderes und Fremdes nicht ertragen können.“<sup>119</sup>

Olga, eine Figur in *Sommerstück*, die als schwachsinnig charakterisiert wird, fällt der typischen Ausgrenzung anheim: „Olga war es dann gewesen, die die Begrüßung in die Länge gezogen hatte, mit ihren heftigen Rufen: Aufs Sofa! Aufs Sofa!, gegen die Frau Rahmer jedesmal heftig protestieren mußte: Nein! Nein! Auf Olga sollte und sollte man nicht hören.“ Und: „Auf allen Familienfotos [...] stand oder saß Olga am Rand der Gruppe.“ [ST 17] Olga, der man als Kind nichts Besonderes ansah, deren Physiognomie aber mit den Jahren unförmiger, hängender wurde, nimmt hier die klassische, typische Rolle der Geisteskranken ein, die ausgeschlossen wird, nicht integriert wird, sondern immer am Rand der Gesellschaft sitzt und vielleicht gerade dadurch noch zunehmend geistig ‚verfällt‘.

Der Wahnsinn als Grund des gesellschaftlichen Ausschlusses taucht bei der Beschreibung der Droste-Hülshoff wieder auf. Sie passte nicht in die ihr zugedachte Frauenrolle, sehnte sich danach, ein tatkräftiger Mann zu sein. Die gesellschaftliche Sanktion besteht darin, dass ihr nun nachgesagt wird, sie sei nervenkrank gewesen [TK 135].

Die Günderrode aus *Kein Ort. Nirgends* ist kaum in die Erzählung eingeführt, da werden bereits ihre Zerrissenheit und ihr Leid deutlich: „Wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur!“ – Es handelt sich um ein Zitat aus Hölderlins *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland*:

„Muß nicht alles leiden? Und je trefflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du selig bist, das konnt ich lange nicht fassen. Aber die Wonne, die nicht leidet, ist Schlaf, und ohne Tod ist kein Leben. Solltest du ewig sein, wie ein Kind und schlummern, dem Nichts gleich? den Sieg entbehren? nicht die Vollendungen alle durchlaufen? Ja! ja! wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! Denn er nur führt von einer Wonne zur andern [...].“ [KN 13]

<sup>119</sup> Jutta Osinski: Über Vernunft und Wahnsinn. S. 13

Die Dichterin kommentiert: „Der verrückte Dichter. Zuspruch suchen bei einem Wahnsinnigen – als wüßt ich nicht, was das bedeutet.“ [KN 13] Dadurch ist die Günderröde von Beginn an in das Licht der Außenseiterin, der Kranken, Nichtkonformen gesetzt. „Ich fühle zu nichts Neigung, was die Welt behauptet. Ihre Forderungen, ihre Gesetze und Zwecke kommen mir allesamt so verkehrt vor.“ [KN 13]

Die Wurzeln von Geisteskrankheit und speziell Wahnsinn werden also nicht allein im individuell-psychischen Bereich gesucht, sondern auch im gesellschaftlichen. Es geht weniger um eine genetische Bedingtheit oder eine organische Erkrankung, als vielmehr um Wahnsinn als letzte Möglichkeit, menschlichen Beziehungen und gesellschaftlichen Zwängen zu entkommen, die als unerträglich empfunden werden. Damit geht einher, dass die Umwelt, welche sich selbst als normal wahrnimmt, diesen Ausbruch als bedrohlich, fremd und krank empfindet, während der Wahnsinnige versucht, aus einer für ihn kranken Welt zu fliehen und er seine Wahnwelt als die eigentliche, normale, gesunde Umgebung schätzt. Für seine Flucht wird er bestraft, indem er für nicht gesellschaftsfähig erklärt und – in der Moderne – in eine Anstalt gesperrt wird. „Denn die ‚Normalen‘ [und wer wollte sich da ausschließen!] brauchen die Abgrenzung gegen die Verrückten, sie brauchen deren Etikettierung [...], weil sie die Verstörten und weil sie, diese vor Augen, um sich selbst fürchten“<sup>120</sup>, denn schließlich liegen Normalität und Abweichung sehr nahe beieinander, was Angst vor dem Verrücktwerden wecken kann.

---

<sup>120</sup> Wolfgang Hädecke: Der taube Lärm unterhalb der Geschichte. Das Thema Wahnsinn in der neuesten Literatur. In: Neue Rundschau 89 (1978). S. 120-130. S. 125

## 2. Traum

„Der aufgewertete Wahnsinn hat [...] viele Äquivalente: neben Tod und Eros den Traum, den Rausch, die meditative Versenkung oder mystische Ekstase. Das literarische Interesse am Wahnsinn geht meist mit dem intensiven Interesse an einem oder mehreren dieser Äquivalente einher.“<sup>121</sup>

„Dem Künstler, dem Träumenden und dem Wahnsinnigen ist eine von den Bedingungen der Wirklichkeit uneingeschränkte Gestaltung seiner Phantasien gemeinsam.“ Während jedoch der Künstler „seine Bilder unter der Kontrolle des normalen Bewußtseins“ ausgestaltet, fallen „im Traum und in der geistigen Störung Eigenschaften der Bilder“ aus, „welche in der Wirklichkeit von diesen unabtrennbar sind, weil sie in dem erworbenen Zusammenhang des Seelenlebens, der doch den der Wirklichkeit repräsentiert, gegeben und durch ihn gleichsam befestigt sind.“<sup>122</sup>

Mit dem Wahnsinn hat der Traum gemein, dass der Wahnsinnige und der Träumende aus der eigentlich sie umgebenden Welt heraustreten. Sie erhalten Zugang zu neuen Perspektiven und haben ihren Mitmenschen die Erfahrung einer alternativen Welt voraus. Der Wahnsinnige und der Träumende sind den Kategorien von Zeit und Raum enthoben, aller Logik und Annahmen über Ursache und Wirkung. Beide verkörpern in gewissem Sinn auch das Gegenteil dessen, was als das kranke moderne Subjekt beschrieben wird, nämlich des gespaltenen und zerrissenen Menschen, der mit sich nicht mehr im Reinen ist und mit seinem In-die-Welt-Geworfensein hadert. Im Zustand des Wahnsinns wie des Traums kann auch der moderne selbstentfremdete Mensch wirklich bei sich selbst sein, sich als Subjekt erfahren, und kann seiner Rolle als Objekt der Umstände für eine Weile entkommen. Er hat wieder Teil an seiner „eigenen Wildheit“<sup>123</sup> und seiner inneren „Tiernatur“<sup>124</sup>.

Eine Ärztin, die zugeben würde,

„daß sie sich in stillen Stunden das ‚Bild‘ dieses oder jenes Patienten in einer Zusammenschau vorzustellen sucht und daß dies nützlicher für sie ist, als wenn sie sich stundenlang den Kopf zerbreche: Man würde sie wohl schlicht ‚verrückt‘ nennen – verrückt in dem Sinne, daß sie Phänomene sieht, die es gar nicht gibt.“ [KL 416]

<sup>121</sup> ebd. S. 144

<sup>122</sup> Cecil Noble: Krankheit, Verbrechen und künstlerisches Schaffen bei Thomas Mann. Bern 1970. S. 20f

<sup>123</sup> Hans Peter Duerr: Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt/M. 1985. S. 201

<sup>124</sup> ebd. S. 172

Hier findet sich ein Zusammenhang zwischen den Themenkomplexen Geisteskrankheit – Traum – Wissenschaftskritik.

Im Folgenden wird auf den Traum als Element der Erzählungen und Romane von Christa Wolf eingegangen. Aber auch ihre eigenen, persönlichen Erfahrungen mit dem Träumen werden, soweit sie von ihr veröffentlicht wurden, einbezogen.

a) *Der Traum in seiner Funktion für das Schreiben*

Es sollte bereits deutlich geworden sein, dass Christa Wolf der sogenannten zivilisierten Gesellschaft der Moderne skeptisch gegenübersteht. Um auch andere auf die Ungereimtheiten und Missstände aufmerksam zu machen, die unseren Alltag ausmachen, kann der Traum das Mittel sein, einem diese vor Augen zu führen.

Die Verlegung einer Handlung in den Traum kann einem Verfremdungseffekt dienen. Indem dem Leser das eigentlich Bekannte, Selbstverständliche in einem fremden Gewand gegenübertritt, nimmt er es erst bewusst wahr, da es ihm auffällt. So wird er gezwungen, das für ihn Normale mit anderen Augen wahrzunehmen, und er wird in die Lage versetzt, dieses zu hinterfragen.

„Ich hoffe, die ‚Unwahrscheinlichkeit‘ dieser Geschichten, ihre Verlegung in Traum, Utopie, Grotteske kann einen Verfremdungseffekt in bezug auf Vorgänge, Zustände und Denkweisen erzeugen, an die wir uns schon zu sehr gewöhnt haben, als daß sie uns noch auffallen und stören würden. Sie sollten uns aber stören – wiederum in der Zuversicht gesagt, daß wir ändern können, was uns stört.“<sup>125</sup>

Für Christa Wolf scheint der Traum eine große Rolle zu spielen. „Ich achte sehr auf Träume [...] Manchmal werden sie direkt in die Geschichte hineingenommen als Traum. Manchmal sind sie auch nur ein Signal für mich: Jetzt kannst du anfangen...“<sup>126</sup> Ihr Mann äußert den Verdacht, sie könne nur aus der Negation, der Verkrampfung heraus schreiben und führe diesen Zustand darum unbewusst selbst herbei. [ET 166]

Sie träumt einmal, laut zu schreien, und schreit offenbar tatsächlich, wie ihr Mann am nächsten Morgen berichtet. Sie wundert sich, da sie vor dem Einschlafen sich

---

<sup>125</sup> Christa Wolf: Subjektive Authentizität. Gespräch mit Hans Kaufmann (1973). In: Dies.: Werke Bd. 4. S. 401-437. S. 433

<sup>126</sup> Christa Wolf: Schreiben als Lebensäußerung. Gespräch mit Herlinde Koelbl (1997). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 592-606. S. 605

tatsächlich vorgestellt hatte, im Schlaf zu schreien, um ihren Mann auf ihren hilfsbedürftigen Zustand aufmerksam zu machen. Dieser innere Wunsch hat im Traum direkte Umsetzung gefunden. [ET 251] Sie bedauert, sich nicht an alle Träume erinnern zu können, und empfindet das Träumen als legitime und wichtige subjektive Gegenwelt. [ET 314]

Wolf selbst sagt von sich (1982), sie sei um jeden Traum froh, den sie nicht vergesse, da sie aus ihm etwas über sich selbst und ihr Befinden erfahren könne. Würde sie alle Träume der letzten Zeit zusammennehmen, brächten sie eine Menge ihrer Probleme an den Tag. [ET 303f]

Der Traum nimmt auch eine besondere Rolle in ihrem Schreibprozess ein. Das Schreiben, das Bemühen um Wiederbringen der Vergangenheit, bringt „das Unterste nach oben“. [KM 250] Auf das Wissen um die Existenz der ‚Bogner-Schaukel‘, eines Folterinstruments der NS-Diktatur, führt die Erzählerin einen Traum zurück, der sie lange beschäftigt. Sie träumt von einem Gasthaus voller weißbärtiger Männer, in dem sie in einem Zimmer einen kleinen missgestalteten Mann findet, der auf ihre Bitte hin den Raum verlässt. Kurze Zeit später allerdings bricht er auf einer Schaukel sitzend durch das zersplitternde Glas der Tür in den Raum. Er wird gefoltert und soll eine Aussage machen, doch die Erzählerin bemerkt voller Entsetzen, dass der Mann keinen Mund zu reden hat. Sie denkt, sie sollten ihn schreiben lassen, doch als er Papier und Stift erhält, muss sie feststellen, dass er einfach nichts weiß und darum auch nichts aussagen kann. Sie leidet, auch nach Erwachen noch, vor allem unter ihrer Rolle als stumme Beobachterin, die mitansehen muss, wie der Mann gefoltert wird, ohne ihm helfen zu können. [KM 250] Offensichtlich verarbeitet die Erzählerin auch hier die ständige Beschäftigung mit den Kriegs- und Leidenszeiten, welche ihre Schreibe am Roman *Kindheitsmuster* mit sich bringt.

In einem anderen Traum befindet sich die Erzählerin im Winterurlaub und ist umgeben von sterilen, wohlerzogenen „Leuten der gehobenen Mittelklasse“, in deren Familien die Väter mit „Herr Professor“ anzureden sind. Diese abstoßende Nüchternheit und Emotionslosigkeit überträgt sie in einen Traum, in dem sie mit dem Auto durch eine „saubere, viereckige Stadt in den Farben Weiß und Rot“ fährt – die Akkuratheit und Kälte der Menschen findet sich also in dieser Architektur wieder. Sie gerät permanent in Sackgassen, fühlt sich also gefangen und weiß keinen Ausweg, bis sie

schließlich auf verschneiten Straßen ins Schleudern gerät und „mit den Vorderrädern über dem Abgrund“ hängt. Doch dieser Traum ist nicht nur Aufarbeitung der sie umgebenden Atmosphäre, sondern zugleich Vorausdeutung: „Am Morgen steht die Todesnachricht, auf die du gewartet hast, in der Zeitung, nun doch zu früh.“ [KM 182] Wahrscheinlich handelt es sich um den Tod Brigitte Reimanns, der hier im nächtlichen Traum erahnt wurde – deren Krebserkrankung ließ, wie die Erwartungshaltung der Erzählerin hier bestätigt, das Schlimmste befürchten. Diese Todesnachricht geht sofort in den nächsten Traum ein – „Du schläfst ein und erwachst mit dem Gedanken an ihren Tod, aber du lebst.“ [KM 183]

Im Zusammenhang des Sich-Erinnerns spielen Träume in *Kindheitsmuster* eine zentrale Rolle. Die Erinnerung ist eine tragende Kategorie dieses Romans – und jene wird eben vielfach im Traum geleistet. Schon in ihrer Aufzeichnung aus dem Jahr 1970 in *Ein Tag im Jahr* erwähnt Wolf den Plan, ein „Kindheitsbuch“ in Angriff zu nehmen, in dem sie die Flucht und alle unschönen Vorgänge wahrheitsgetreu wiedergeben und die Vertreibung aus dem „Paradies, das aber kein Paradies war“, schildern und „Parallelen zu heute durch genaue Schilderung des Erziehungsmechanismus herauskriegen“ möchte. [ET 154]

„Wie funktioniert das Gedächtnis? [...] Ferner soll die erste, leicht löschbare Spur durch bioelektrische Vorgänge zwischen den Zellen aufgezeichnet werden, während die Speicherung, die Übernahme in das Langzeitgedächtnis, wohl eine Angelegenheit der Chemie ist: Gedächtnismoleküle, im Dauerspeicher fixiert... Übrigens soll nach neueren Erkenntnissen dieser Vorgang nachts stattfinden. Im Traum.“ [KM 74f]

Das bedeutet: Der Traum nimmt hier tatsächlich eine exponierte Stellung ein, wenn es um Erinnerung, Gedächtnis, Aufarbeitung geht.

Bei ihren Erinnerungen ist die Erzählerin auf nichts so sehr angewiesen wie auf ihr Gedächtnis. Sie beschäftigt sich während des Schreibens ausdrücklich mit den Prozessen des Erinnerns und Vergessens und macht das Forschen nach der Funktion und dem Funktionieren des Gedächtnisses zu einem Leitmotiv des Romans. Sie bemüht sich nicht nur um die Aufarbeitung des individuell Erlebten, sondern stellt es in größere Zusammenhänge und betreibt so gleichzeitig ein Stück allgemeine Vergangenheitsbewältigung. Dafür bezieht sie zeitgenössische Zeitungszitate mit ein und zwingt sich und den Leser so auch zu unangenehmen Erinnerungen. „Die sich später darauf beriefen, von KZs hätten sie nichts gewußt, hatten total vergessen, daß

ihre Gründung als Nachricht in der Zeitung stand.“ Doch dabei bleibt sie nicht stehen, sondern geht immer noch eine Ebene tiefer, indem sie das Funktionieren des Gedächtnisses zum Thema macht: „Verwirrender Verdacht: Sie hatten es tatsächlich total vergessen. Totaler Krieg. Totale Amnesie“. [KM 64]

Als ein Signal empfindet die Erzählerin in *Kindheitsmuster* auch, dass ein immer wiederkehrender Traum schließlich ausbleibt. Nachdem sie oft von den Straßen ihrer Heimatstadt geträumt hat, geschieht dies schließlich nicht mehr. Die Distanz zur eigenen Vergangenheit macht auch vor der Geographie nicht halt. Bevor sie sich entschließt, das besagte Städtchen zum ersten Mal seit der Flucht nach dem Krieg zu besuchen, hat sie offenbar den Bezug weitgehend verloren. Nach dem Besuch kehrt der Traum tatsächlich wieder. [KM 89]

Der Roman wird eingeleitet mit den Schilderungen dessen, wie schwer es war, einen geeigneten Anfang zu finden. Die Schwierigkeit besteht nicht nur darin, über sich selbst als Kind in der dritten Person zu schreiben. Sondern die Erzählerin plagt auch die Verantwortung, die damit verbunden ist, über verstorbene Verwandte zu schreiben, ohne dass diese dazu Stellung nehmen können. Sie träumt, die ganze Familie säße zusammen in einem Zimmer und sie sei die einzige, die Lebende von Toten unterscheiden könne. Sie aber muss „in die Küche gehen, den großen Abwasch machen. [...] Du bist traurig und verschließt die Tür, damit niemand kommen und dir helfen kann.“ [KM 24] Es lastet eine große Verantwortung auf der Erzählerin, wenn sie sich daran begibt, die Vergangenheit gegenwärtig zu machen. Tatsächlich erscheinen dem Leser im Roman die längst Verstorbenen ebenso lebendig wie die noch Lebenden. Und die Einzige, die tatsächlich die Fäden in der Hand hat und den Überblick behalten kann, nämlich die Autorin, muss sich verstecken. Christa Wolf tritt in diesem Roman über ihre Kindheit nicht auf, obwohl sie die einzig Kompetente ist. Sie bleibt hinter Nelly unsichtbar wie die Erzählerin in jenem Traum sich hinter der Küchentür versteckt. Sie muss „den großen Abwasch machen“, im übertragenen Sinne der großen Herausforderung begegnen, ihre Familiengeschichte auf verantwortungsvolle Weise zu schreiben.

Das Schreiben des Romans löst in der Erzählerin, die an solchen Stellen mit der Autorin gleichzusetzen zu sein scheint, Prozesse aus, die in Träumen verarbeitet werden. Ihre Unruhe, die aus dem Drang zu schreiben rührt, führt zu „nächtlichen

Magenschmerzen, die wiederum die merkwürdigsten Träume auslösen“. So träumt sie, dass das Nachbarhaus ihrer Kindheit brennt und sie von einer Krankenschwester am Löschen gehindert wird, obwohl im Haus die an Magenkrebs erkrankte Nachbarin liegt. Dieser Traum wird ganz unkommentiert und wie nebenbei beschrieben. Er soll wohl tatsächlich vor allem deutlich machen, welche tiefgehenden und aufrührenden seelischen Vorgänge durch das Graben in der Vergangenheit ausgelöst werden. Schließlich betont die Erzählerin immer wieder die Schwierigkeit des angemessenen Erinnerens, welches dem Geschehenen gerecht wird. Gerade die Aufarbeitung der eigenen Kindheit scheint eine fast unlösbare Aufgabe darzustellen, da eigentlich von Beginn an klar ist, dass man angesichts der vergangenen Jahre und der eigenen Wandlungen Geschichtsklitterung betreiben muss. „Wer Hand an seine Kindheit legt, sollte nicht hoffen, zügig voranzukommen. [...] Das Schuldgefühl, das Handlungen wider die Natur begleitet, ist ihm sicher“. [KM 44]

Der Schreibprozess in Verbindung mit der Reise in die eigene Vergangenheit löst regelmäßig reflektierende Träume in der Erzählerin aus. Ein Traum beschäftigt sich mit dem Phänomen Erinnerung, auf das die Erzählerin immer wieder gestoßen wird. Der Traum spielt in einer Stadt, die ihre Heimatstadt sein soll. Sie wird beschuldigt, einen Gegenstand unterschlagen zu haben, den sie habe aufbewahren sollen. Sie fühlt sich schuldig, weiß aber weder, was, noch wo sie suchen soll. Sie führt den Mann, der den Gegenstand sucht und der offenbar einem Auftrag folgt, in ein Haus am Waldesrand. Dort trägt sie einer Frau das Gesuch vor, die sich zunächst an nichts erinnern möchte. Dann zeigt sie auf eine Flasche in einem Netz, woraufhin die Träumende und der Mann froh sind, den Gegenstand gefunden zu haben, obwohl die Erzählerin ahnt, dass sie eigentlich etwas anderes gesucht hat. „Sehen Sie, sagt der Begleiter, das war eine echte Erinnerungslücke! – Wie froh du bist, für alles eine Erklärung zu haben, die dich entlastet und mit der du übereinstimmen kannst.“ [KM 178] Dieser Traum gab der Erzählerin den entscheidenden Impuls, in ihren Schilderungen von der dritten in die zweite Person zu wechseln. „Es ist der Mensch, der sich erinnert – nicht das Gedächtnis. Der Mensch, der es gelernt hat, sich selber nicht als ein Ich, sondern als ein Du zu nehmen.“ [KM 177] Der Traum stellt also den Auslöser dar, die Erinnerungslücken mühsam aufzufüllen.

Auch vom eigenen Tod träumt die Erzählerin. Sie ist zum Tode verurteilt, lehnt sich jedoch nicht dagegen auf. Sie ist selbst empört über ihre Passivität angesichts einer bleibenden Lebenserwartung von einer Stunde. Jedoch ist sie vor allem besessen von dem Bedürfnis, den anderen nicht durch Aufruhr lästig zu fallen. Lieber still und heimlich sterben als vorher noch durch Verzweiflungs- und Angstausbrüche unnötig für Ruhestörung zu sorgen! Sie hofft, „rein zufällig“ ihren Tod geträumt zu haben, dass es sich also hier nicht um einen prophetischen Traum handelt. Es taucht ein ungeschlachter Arzt auf, „der sich in routinemäßigen Hilfeleistungen und herzerreißend sachlichen Kommentaren erging“. [KM 308]

Im „breiten, bequemen amerikanischen Bett, unter der beheizten Decke“ während einer Reise in die USA bleiben die Träume fast ganz aus. Die amerikanische Lebensweise lähmt bei ihr die Reflexion, das Nach-Denken und das Sensorium für Kommendes. Es fehlt sogar die „Verwunderung über die Traumlosigkeit“, sie stumpft ab und verliert eine Dimension ihres Wesens. Um so drastischer dann der Traum, an den sich die Erzählerin doch eines Morgens erinnern kann: In ihrer alten Heimatstadt wird sie zu Hilfe gerufen, weil eine alte Klassenkameradin darunter leidet, dass sich ein Insekt unter ihrem Auge festgesetzt hat. „Du reagiertest – im Traum – mit einer dir selbst unerwarteten Härte auf das Leiden der Gleichaltrigen“. Sie kann – und will – der Geplagten nicht helfen und der Grund ist relativ klar:

„Die Szene spielt in einem großbürgerlich-konventionell eingerichteten Raum, unter selbstzufriedenen Leuten, während auf der anderen Straßenseite das Gerichtsgebäude mit vergitterten Fenstern war, hinter denen, wie dir die ganze Zeit über bewußt blieb, Gefangene schmachteten.“

Das Leiden der Klassenkameradin stellt sich der Träumenden als lächerlich und vernachlässigbar dar angesichts der Leiden der Gefangenen. Es erscheint ihr offenbar dekadent und verachtungswürdig, um ein stechendes Insekt einen solchen Aufwand zu betreiben und dabei das eigentliche, massenhafte Elend zu ignorieren. Beschrieben wird hier der Eindruck, den die Erzählerin vom american way of life gewinnt: „Der Traum [...] bediente sich der Erinnerungslandschaft, um eine gegenwärtige Beklemmung endlich auszudrücken. Totenkälte ging von ihm aus.“ [KM 377] Der Traum spiegelt die Verdrängung des Eigentlichen zugunsten des Oberflächlichen, wie die Erzählerin sie offenbar in Amerika wahrnimmt. Bei dem Bemühen um Ausgrenzung des Todes und um die angeblich volle Auskostung des Lebens bleibt die Erkenntnis dessen auf der

Strecke, dass das Leben erst durch den Tod seinen additiven Charakter verliert und lebenswert wird. Das sterile traumlose amerikanische Dasein strömt paradoxerweise gerade durch seine Negierung der Sterblichkeit die Todeskälte aus, die hier beschrieben wird. Auch Max Frischs Walter Faber erkennt dies nach seiner Wandlung, welche durch die Begegnung mit dem Tod eintritt.

Die Gleichgültigkeit gegenüber anderen, das Kreisen um das goldene Ich und die Ablehnung gesellschaftlicher Verantwortung, die damit einhergeht, müssen die Erzählerin in den USA derart angegriffen haben, dass sie ihre Aggressionen im Traum ausleben muss. Der Traum übernimmt hier auch die Funktion, das auszudrücken, was auf anderem Wege nicht zu bewältigen wäre: Er drückt „eine gegenwärtige Beklemmung endlich“ aus. [KM 377]

Im Traum wird der Erzählerin bewusst, was sie beschäftigt, und ihr tritt in Bildern vor Augen, was sie sich im wachen Zustand nicht eingestehen würde. So träumt sie in der Phase der Beschäftigung mit den letzten Kriegstagen, dass ihr Mann ihr vorwirft, sie sei untauglich für den Beruf des Schriftstellers, weil sie nicht in der Lage sei, einen Leichenberg in seinen Einzelheiten zu beschreiben. Dies sei jedoch Bedingung, um im 20. Jahrhundert schreiben zu können. Dieser Traum wird unkommentiert gelassen. Er verdeutlicht, wie tief sich die Eindrücke dieser Vergangenheit im Bewusstsein verankert haben und vor allem, wie hilflos sich die Erzählerin gegenüber diesen Bildern und Geschehnissen fühlt. Sie versucht, das Geschehene mit Worten begreifbar zu machen, und muss sich eingestehen, dass dies ein hoffnungsloses Unterfangen ist. In diesem Traum werden ihr die Grenzen der Sprache bewusst. Das Erinnern, die Arbeit gegen das Vergessen, möchte sie durch Sprache leisten – und muss erkennen, dass die Sprache als Medium stört, unzulänglich ist, nicht die Realität erfasst. „Diese Sprach-Unmächtigkeit. Gut beleuchtete Familienbilder ohne Worte. Sprachloses Gebärdenspiel auf ordentlich aufgeräumter und abgestaubter Bühne.“ [KM 225]

„Nachts, im Traum, soll nach neueren Erkenntnissen die Übernahme von Erlebnisstoffen vom Kurzzeit- in das Langzeitgedächtnis geschehen. Du stellst dir ein Volk von Schläfern vor, ein Volk, dessen Gehirne träumend den ihnen gegebenen Befehl befolgen: Löschen löschen löschen. Ein Volk von Ahnungslosen, das, zur Rede gestellt, später wie ein Mann aus Millionen Mündern beteuern wird, es erinnere sich nicht.“ [KM 221]

Von der Mehrheit ihrer Mitmenschen hat die Erzählerin offenbar den Eindruck, sie nutzen den Traum vor allem zum Löschen der Erinnerung, quasi als Blockade zwischen Kurz- und Langzeitgedächtnis, damit dieses nicht unnötig belastet wird. Es gibt jedoch auch Ausnahmen, Menschen, die mit ihren Träumen heftig auf Vergangenes reagieren. So erzählt ihr eine junge Frau, sie habe, „nach einem vortägigen Saunabad in einer sehr engen Badezelle, nachts zum erstenmal in ihrem Leben geträumt, sie werde vergast. Merkwürdigerweise habe sie dabei ein Kind auf dem Arm gehabt, ihr Kind, obwohl sie doch kinderlos sei...“ [KM 350] Hier erfolgt sogar die Übertragung der Erinnerung auf die nächste Generation. Statt zu verdrängen und den vielbeschworenen ‚Schlusstrich‘ zu ziehen, bezieht die junge Frau im Gegenteil noch die Zukunft mit ein, indem sie von dem ungeborenen Kind träumt.

Die Erzählung *Unter den Linden* wird mit einer Traumerfahrung der Erzählerin eingeleitet: „Neulich, nachdem ich sie lange gemieden hatte, ist mir die Straße im Traum erschienen. Nun kann ich endlich davon berichten.“ [UL 383] Christa Wolf hat hier offensichtlich ihr Verhältnis zu Träumen verarbeitet, wie es bereits zitiert wurde: „Ich achte sehr auf Träume [...] Manchmal sind sie auch nur ein Signal für mich: Jetzt kannst du anfangen...“.<sup>127</sup> Und nicht nur von der Sprach-, sondern auch aus der Tatenlosigkeit befreit der Traum: „Es wurde Sommer, da träumte ich, der Tag sei gekommen. Ich brach auf, denn nun war ich bestellt.“ [UL 384] Ohne Traum wäre die Erzählerin nicht aufgebrochen und hätte nicht angefangen zu schreiben, er ist der große Motivator dieser Erzählung.

### b) *Träume in Romanen und Erzählungen*

Eines der großen Themen Christa Wolfs, die Verdrängung des Triebhaft-Unbewussten durch die Ratio, verbindet sie mit Nietzsche. Träume der Protagonistinnen, die im Folgenden analysiert werden sollen, scheinen die klassische Vorstellung des Traums zu erfüllen, der das Unbewusste sichtbar macht.

Die ‚Weltfremdheit‘ der Christa T. entspringt unter anderem einem als träumerisch zu bezeichnenden Gemüt: „Niemand hat sie [Christa T.] auseinanderhalten können, was

---

<sup>127</sup> Christa Wolf: Schreiben als Lebensäußerung. S. 605

nicht zusammengehört: den Menschen und die Sache, für die er eintritt, die nächtlichen unbegrenzten Träume und die begrenzten Taten bei Tageslicht, Gedanken und Gefühle.“ [NC 77]

Ellen träumt in *Sommerstück* von einem Verfolgten, der in einem letzten verzweifelten Kampf wild um sich schlägt – in der entsetzlichen Gewissheit, dass seine Kräfte irgendwann nachlassen und seine Häscher ihn einfach mitnehmen werden. Der Mann, der ihn festnehmen wird, hat vorher „ohne eine Geste, ohne ein Wort“ von der Träumenden und ihrem Mann Einlass durch die Hintertür in ihr Haus erhalten, wo er nur noch abzuwarten braucht, bis der Gesuchte durch Rütteln der Türe Einlass begehrt. Die Frau steht gelähmt, weswegen der Verfolger selbst die Tür öffnet. Der Gesuchte ist vor dem Haus von Männern umgeben, gegen die er sich nun verzweifelt mit einer Sense zur Wehr setzt. Doch alle wissen, dass es sich um eine letzte Verzweiflungstat handelt und er auf diese Weise nur seine Kräfte vergeudet. In der Träumenden, welche die Szene vor dem Haus immer nur mittelbar durch das Küchenfenster betrachtet, blitzt zwar noch mal ein „Hoffnungsfunke“ auf. Aber: „Sie brauchten ihn sich nur totwirtschaften zu lassen“. Im Aufwachen hört Ellen nur noch die Stimme des Gejagten: „Unsere Enkel fechtens besser aus.“<sup>128</sup> – „Der Abgrund von Trauer, in den sie wieder stürzte“ [ST 87].

Für wen steht hier der Gehetzte, von wem wird er gehetzt? Denn man wird wohl davon ausgehen können, dass dieser Traum zur Deutung einladen möchte. Zumal Ellen für sich eine Lehre aus dem Traum zieht: „Unbegrenzte Kräfte bedeuten unendliches Leiden für die Verfolgten. Vielleicht ist es nicht so schlecht, wenn irgendwann die Kräfte nachlassen. Wenn sie gerade noch ausreichen, sich irgendwo zu verkriechen, in dieses Eckchen hier [...]“ [ST 87]. Die Unerhörtheit dieser Idee wird Ellen jedoch gleich bewusst: „So laufen die Gedanken, wenn man sie einfach laufen läßt, wenn man müde wird und nicht aufpaßt“ [ST 87]. Offenbar empfindet Ellen den Sommeraufenthalt auf dem Land als Verschnaufpause, als Ruhepol in einem ansonsten von Abwehrkämpfen geprägten Leben. Sie identifiziert sich mit dem geplagten, andauernd mit Abwehrkämpfen beschäftigten Menschen, der letztlich doch keine Chance hat. Der

---

<sup>128</sup> Zeile aus dem Lied ‚Wir sind des Geyers schwarzer Haufen‘ aus der Zeit des Bauernkriegs 1524-26. Das Zitat stammt allerdings aus der 6. Strophe, welche Kurt Zacharias 1921 schrieb: „Geschlagen ziehen wir nach Haus, heijah, ho! / Die Enkel fechten’s besser aus, heijaho, ho!“

Verfolgte im Traum wird beschrieben als „verwildert, braungebrannt, auf der Flucht“, also als äußerst vital, naturnah, vielleicht gar im positiven Sinn animalisch. Sein Peiniger hingegen ist jemand „mit einem Auftrag, er handelte, wie er zu handeln hatte, er war glatt, stumm, unangreifbar. Er wartete“ [ST 86]. Er erscheint anämisch, emotionslos, maschinenhaft, nur der Erfüllung seines Auftrags verpflichtet, und erinnert in seinem Auftreten an die Vertreter anonymer bedrohlicher Mächte bei Kafka oder die ‚grauen Herren‘ in *Momo*. Weshalb der Gejagte festgenommen werden soll, wird nicht erwähnt, der Auftrag bleibt unspezifisch und damit austauschbar. Anstelle des maschinenartig handelnden Auftragsmenschen könnte jeder andere opportunistische Mensch stehen, dem ein Befehl mehr zählt als sein Gewissen. Und der sich wehrende, kämpfende Mensch kämpft auf der anderen Seite chancenlos und allein gegen eine überlegene Macht und gewinnt dadurch und durch sein menschenähnlicheres Aussehen und Auftreten die Sympathie des Lesers. Er verteidigt sein Leben in hoffnungsloser Weise, während sein Jäger nichts tun muss als zu warten, bis der andere sich selbst zugrunde gerichtet hat. Ebenso müht sich jeder Mensch sein Leben lang, mit der Gewissheit, dass ihn am Ende doch der Tod einholen wird.

Aus Ellens Reaktionen auf den Traum lässt sich eine Identifikation herauslesen, auch sie muss sich also verfolgt und zu schwach fühlen. Und sie hat ein schlechtes Gewissen, wenn sie sich eingesteht, dass der Kampf gegen die Verfolger sie langsam zermürbt und sie sich ab und zu nach einer Nische sehnt, in der sie einfach nur leben könnte. Dies scheint im politischen Sinne nicht opportun, da schließlich, zumindest der Theorie nach, der sozialistische Mensch bis zum Schluss an die gerechte Gesellschaft glaubt und den Rückzug ins Private und den Hedonismus dem dekadenten und entfremdeten Menschen überlässt.

Ellen – und damit die Erzählerin – lässt hier also, verschlüsselt in einem Traum bzw. der Reaktion auf diesen, möglicherweise leichte ‚Ermüdungserscheinungen‘ hinsichtlich des Einsatzes für den Sozialismus erkennen.

Darauf verweist ebenfalls eine Bemerkung Ellens, welche sie „für sich selbst überraschend“ macht: „Ich glaube, wir müssten anders leben. Ganz anders.“ [ST 28] Diese Erkenntnis bricht aus ihr heraus, nachdem sie geträumt hat, in einem Schacht eingeklemmt zu sein, bedroht von einem lärmenden großen Schaufelrad, das gleichzeitig die einzige Verbindung zur Außenwelt und für sie lebensbedrohlich ist. Nur

wenn sie sich dünn mache wie ein Blatt Papier, könne sie sich an die Oberfläche retten. „Fast unsichtbar werden: Das war der Preis für Überleben. Sie hatte keine Wahl.“ [ST 28] Die Idee des Sozialismus hat keine befriedigende Realisierung erfahren, ist gescheitert – die Bank vor dem Haus verliert ihre Farbe, droht jeden Tag zusammenzubrechen [ST 31] – nun fühlen sich die, die in ihm die große Alternative sahen, an die Wand gedrückt, aller Entwicklungsmöglichkeiten beraubt. Entweder müssen sie mitschwimmen im Strom oder sie gehen unter.

Die Erfahrung, im eigenen Haus von fremden Männern bedrängt und bedroht zu werden, macht die Erzählerin in *Was bleibt* in einem Traum. Das Gefühl der Bedrohung, das durch die allgegenwärtige Beschattung durch Spitzel der Stasi genährt wird, überträgt sie in ihren Traum, in dem sich „jeden Schamgefühls bare[...] Männer“ gegen die Eisenstange pressen, die die „todsichere Hintertür“ in der Küche verrammelt. [WB 227]

Auch Nellys Mutter, Charlotte, träumte als Kind und offenbar auch später wiederholt denselben Traum. Er handelt davon, wie sie als kleines Mädchen sonntags dem Großvater zuliebe vor der Familie vorsingen soll, ihr aber Melodie und Text nicht einfallen. Er handelt von der Schande, die sie durch ihr Verhalten über den Großvater bringt, von seiner alle peinlich berührenden Reaktion und ihrem Wissen: „Sie, Charlotte, in ihrer Vergeßlichkeit ist an allem schuld.“ Aufgewacht ist sie „immer mit ein und demselben Gedanken, der also wohl noch zu dem Traum gehören mußte: Alles ist verkehrt.“ [KM 81] Dieses Gefühl, den Ansprüchen nicht zu genügen, ihre Rolle nicht ausfüllen zu können und die Menschen zu enttäuschen, die Hoffnungen in sie setzten, muss Charlotte lange begleitet haben. Es hat sich immer wieder in diesem Traum Ausdruck verschafft. Offenbar war Nellys Mutter in ihrer Rolle unsicher und ängstlich darauf bedacht, die herrschenden Konventionen zu erfüllen. Schon die unbedeutendsten Grenzen zu überwinden schien ihr unmöglich. Gerne hätte sie z.B. diesen Traum einmal nachts aufgeschrieben, wenn sie von ihm aufgewacht war. Doch sie hielt es für unmöglich, als „Frau eines Lebensmittelkaufmanns“ nachts aufzustehen, um ihren Traum niederzuschreiben. Noch dreißig Jahre später, als sie Nelly ihren Traum erzählt, fragt sie diese: „Wie konnte ich das“, doch nun ist es keine Frage mehr. Nelly „bleibt nichts übrig, als ihr zu bestätigen: Das konntest du nicht, nein.“ [KM 82]

Nelly bestätigt ihre Mutter in ihrer unselbständigen und nach Konformismus strebenden Haltung, weil ihr klar ist, dass diese nach drei Jahrzehnten sowieso nicht mehr aufzubrechen ist. Für den Roman ist die Wiedergabe des Traums und Charlottes Reaktion auf ihn dennoch wichtig, da sie den Leser in seinem Eindruck bestätigen, dass Nelly aus einem politischen Kleinbürgermilieu stammt, welches ihrer Beeinflussung durch die nationalsozialistische Erziehungsmaschinerie nichts entgegenzusetzen hatte. Das Bemühen um Eingliederung in die Masse, welches hier aus Charlottes Person spricht, trug sicher zu Nellys Begeisterungsbereitschaft für die gängigen Parolen bei.

Die klassische Vorstellung, dass ein Individuum seine Erfahrungen entweder direkt oder auch erst nach einer gewissen Zeit im Traum verarbeitet, taucht immer wieder auf. Bei Medea braucht es einen Anstoß von außen, bis sie endlich von ihrem Bruder Absyrtos träumen kann. Er wurde von rasenden Weibern in einem uralten Ritual getötet, seine Knochen wurden auf einem Acker verteilt. Medea sammelte die Knochen auf und warf sie auf ihrer Flucht aus Kolchos hinter sich ins Meer, um so die Kolcher von einer Verfolgung abzuhalten. Nachdem Medea für die Mächtigen Korinths zur Gefahr geworden ist, weil sie Iphinoes Skelett entdeckt hat, streuen sie das Gerücht, Medea habe ihren Bruder umgebracht, um sie öffentlich zu desavouieren und so ihre Ausgrenzung vorzubereiten. Die Konfrontation mit dieser üblen Nachrede sorgt dafür, dass Medea endlich von ihrem Bruder träumen kann. Bisher war ihr dies, wahrscheinlich wegen des damit verbundenen Schmerzes, verwehrt, doch nun muss sie sich der Vergangenheit stellen. Die Verarbeitung der Vergangenheit durch das Träumen mag hier auch die Funktion der Selbstvergewisserung haben. Niemand, nicht einmal Jason, glaubt sicher an die Unschuld Medeas. So kann vielleicht der Traum dazu beitragen, dass sie sich wenigstens selbst ganz sicher sein kann, denn sie ist ihre einzige Zeugin. Zudem löst die erzwungene Beschäftigung mit dem Tod des Bruders endlich lange aufgestaute Emotionen, die Medea bisher in sich verschlossen trug. Da sie sich nun mit diesem Tod beschäftigen *muss*, kann sie nichts mehr verstecken und verdrängen; sie lässt nun endlich den Tränen ihren Lauf, die sie lange zurückgehalten hat. Der Traum steht hier für Aufarbeitung, Erinnerung und Seelenhygiene. „Mich befahl eine unlöschbare Trauer, die jetzt wieder erwacht, wie auch mein Gedächtnis

aufgerissen wird und all diese Erinnerungsbrocken auf einmal freiliegen, so wie jedes Jahr neue Steine auf dem Acker nach oben getrieben werden.“ [MS 98]

In der Erzählung *Unter den Linden* (1970) findet der Traum nicht nur in klassisch-analytischer Weise, sondern vor allem im Sinne eines Gestaltungselements Verwendung. Die Tatsache, dass es sich um einen Traum handelt, wird immer wieder explizit erwähnt: „Du weißt, daß man im Traum begreifen kann, man träumt.“ [UL 386] „Ich kann ja nur sagen, wie es in meinem Traum wirklich zugeht und werde dich nicht mit Erklärungsversuchen behelligen.“ [UL 390] „Mein Traumzensor, weniger streng als du, ließ es durchgehen.“ [UL 409] Das Erzähler-Ich schwankt zwischen aufgesetzt wirkender Selbstsicherheit („Da ich neuerdings selbst ohne Zweifel bin, wird man mir wieder glauben. Nicht mehr bin ich an die Tatsachen gekettet. Ich kann frei die Wahrheit sagen“ [UL 383]) und verwirrender Desorientierung: „Ich dachte (wie man im Wachen und Träumen listig etwas denken kann, um sich selbst zu täuschen), ich würde mir nun endlich die neuen Stadtviertel ansehen [...]. Aber schon der Busschaffner war im Komplott – mit wem, bleibt dahingestellt“ [UL 384]. Das Ich gerät durch absurden Zufall dahin, „wo sie mich hinhaben wollten: vor der Staatsoper, Unter den Linden“ [UL 384]. Wer ‚sie‘ sind, erfährt der Leser nicht, und fühlt sich so in die ‚Prozess‘-Mühlen eines Franz Kafka versetzt. Auch die juristischen Begrifflichkeiten, die bemüht werden („Strafen“, „eidbrüchig“ [UL 388], „Richtertische[...]“, „Untersuchungskommissionen“, „Prüfungsausschüsse“ [UL 392], „Vernehmung“, „Instanz“ [UL 409], „Urteil“, „Freispruch“ [428]), erinnern an das kafkaesk-absurde Suchen nach einem Ausweg. Der Schluss legt allerdings nahe, dass die Erzählerin selbst es ist, die über sich zu urteilen sucht und mit sich ins Gericht geht, um sich über die eigenen Motive und Gedanken klar zu werden.

Vom eigenen ‚In-die-Welt-Geworfensein‘ „kaum noch überrascht“, sucht das Ich nach etwas Verlässlichem, immer Gleichen, woran es sich endlich orientieren kann. Nach der Devise „Im Traum holt man nach, was man immer versäumt hat“ [UL 385] möchte es sich endlich die Große Wachablösung ansehen. Doch groteskerweise unterläuft der Wache ausgerechnet dieses Mal ein Fehler und die perfekt einstudierte Choreographie verläuft ungeordnet, so dass auch dieser Griff nach Raum- und Zeitorientierung fehlschlägt. Ihre „Moskauer Armbanduhr“ kann die Erzählerin

merkwürdigerweise nicht lesen, „das Zifferblatt der Uhr verschwamm immer mehr, je näher ich es meinem Gesicht brachte.“ Die Ironie: „Alle Leute, die keine Uhr haben, fragen mich nach der Zeit.“ [UL 390] Kurze Zeit später stellt sie dann „mit einem Blick auf meine zuverlässige Moskauer Uhr fest, daß es gleich drei war.“ [UL 396]

Schon zu Beginn der Erzählung wird zwischen der Traum- und der eigentlichen Realität unterschieden. Die Straße Unter den Linden wird in Wirklichkeit „durch Zeitungsbilder und Touristenfotos mißbraucht“ und existiert auch ohne die Träumende. Die Straße im Traum dagegen „hält sich auch über lange Zeiträume unbeschädigt für mich bereit“ [UL 383], bietet also die Gewähr der Verlässlichkeit und Beständigkeit gegenüber der tatsächlichen Schnelllebigkeit.

Der Traum wird auch hier in weiten Teilen als Ort und Mittel der Verarbeitung verwendet. Die Erzählerin verarbeitet in ihrem Traum die Trennung von ihrem Geliebten, einem Arzt. Die Trauerarbeit wird durch den Traum und die dadurch erreichte Konfrontation mit den Lokalitäten der vergangenen Liebe eingeleitet. Erst die begonnene Überwindung der Krise, welche der Traum eingeleitet hat, ermöglicht der Erzählerin das Schreiben.

Die Erzählerin träumt am Ende, dass sie einer Frau begegnet, die eine solche Selbstsicherheit, Freiheit und Freundlichkeit ausstrahlt, die die Erzählerin sich selbst immer gewünscht hat. Nach dem Erwachen wird ihr klar: „Das war ja ich. Ich war es gewesen, niemand anders als ich selbst, der ich begegnet war.“ Ihr wird bewusst, dass der ganze Traum nur den Sinn hatte, dass sie wieder zu sich selbst finden sollte. „Ich sollte mich wiederfinden – das war der Sinn der Bestellung.“ Die Gewissheit über die eigene Identität macht sie glücklich, denn „höher als alles schätzen wir die Lust, gekannt zu sein.“ [UL 434]

Der Traum bildet hier also den Rahmen für die Verarbeitung gekränkter Gefühle und bietet die Möglichkeit, dadurch zu neuen Einsichten und zu neuem Selbst-Bewusstsein zu gelangen.

Eine interessante Verschränkung ergibt sich zwischen den Romanen *Medea* und *Leibhaftig*. Medea folgt der Königin aus Neugier heimlich in die Kellergewölbe unter dem Palast und entdeckt auf diese Weise das schreckliche Geheimnis Korinths, nämlich die Leiche Iphinoes, welche geopfert wurde, um Kreons Macht zu sichern. Die Patientin

in *Leibhaftig* durchlebt, angeregt durch die Nachricht, ein toter Säugling sei in einem Keller gefunden worden, einen Traum, in dem sie ebenfalls durch ein riesiges unbekanntes Kellerlabyrinth läuft, um diesen Säugling zu finden – „wer sich darin verirre [...], dem gnade Gott.“ [LB 111] Auch sie wird getrieben von dem Wunsch, die Wahrheit zu erfahren: „Einmal kommt die Zeit, da man dem Vergessenen nachgehen muß.“ [LB 111] Medea ist dem Geheimnis Korinths auf der Spur, welches sie die Stadt und deren Bewohner erst durchschauen lässt. Die Erzählerin in *Leibhaftig* taucht hingegen in die jüngste deutsche Vergangenheit hinab. Zudem erforscht sie sich selbst und ihre eigene Vergangenheit. Die Erkundung des Kellerlabyrinths ist gleichzeitig die Suche nach Wahrheit in sich selbst. „Das Labyrinth in meinem Gehirn entspricht dem Labyrinth unseres Kellersystems.“ [LB 139]

Ihr Traum wandelt sich zu einer Reise durch die Zeiten und schließlich ist sie das siebenjährige Kind, das seiner Tante Lisbeth und deren mit einem Juden gezeugten heimlichen Sohn begegnet. Der Keller erscheint ihr als „Grablabyrinth der nicht zur Welt gebrachten Kinder“ [LB 111]. Dieses Motiv taucht bei Vergil und später bei Heinrich von Veldeke bereits auf, welche einen der ersten ‚Bezirke‘ der Hölle den Selbstmördern und ungeborenen Kindern zuwies, die dort Qualen ausgesetzt waren. Bevor sie aber den Säugling findet, kommt sie an einer Lücke in einer Mauer vorbei, welche mit ‚MAUERDURCHBRUCH‘ überschrieben ist. Sie erschrickt: „Welche Mauer!“ [LB 112] Hier verbinden sich die Trümmerlandschaften von 1944 mit dem Fall der Mauer 1989. Das Unheimliche ist, dass die Kellerräume, die sie jenseits dieser Mauer durchläuft, exakt jenen gleichen, welche sie vorher durchquert hat, alles verhält sich spiegelbildlich zu dem, was sie gerade vorher gesehen hat. Soll das heißen, diesseits und jenseits der Mauer, in Ost und West, sieht alles gleich aus, abgesehen von der spiegelbildlichen Verkehrtheit? Da finden sich dieselben Pfeile an den Wänden, welche die Richtung weisen – nur in die entgegengesetzte Richtung. Es finden sich auf beiden Seiten Unrat und Ratten und überall dieselben Spiegelgänge. Das lässt nicht nur die Assoziation zu DDR und BRD aufkommen, sondern ebenso die zwischen Korinth und Kolchis in *Medea*.

Ein weiterer Traum führt sie in die ‚Unterwelt‘ hinab, welche sie durch eine von Baggern aufgerissene Straße erreicht. In den Gesteinsschichten unter der Straße findet sie mit ihrer Begleiterin Kora Zeugnisse vergangener Zeiten, welche von der Nachwelt

konsequent und erbarmungslos zugeschüttet und mit Beton übergossen werden. Sie ist sich sicher, wenn sie nur ein bisschen graben würden, stießen sie auf Knochen – ebenso wie Medea. [LB 144]

Immer wieder ergibt sich die Parallele Kellergänge – Unterwelt – Unterbewusstsein. Sie träumt oft von unterirdischen Gewölben, in denen sie verstorbenen Bekannten und Verwandten begegnet, so auch ihrem Freund Urban, der sich das Leben genommen hat und dessen Tod sie im Traum verfolgt. [LB 162]

### c) *Die Romantikrezeption*

Besonders die ‚Unwahrscheinlichen Geschichten‘, zu denen *Unter den Linden*, die *Neuen Lebensansichten eines Katers*, der *Kleine Ausflug nach H.* und *Selbstversuch* zählen, verweisen mit ihren phantastisch-surrealen Traumelementen auf die Romantikrezeption der DDR-Literatur. Realität und Traumerfahrung gehen – vor allem in *Unter den Linden* – ineinander über, bis ihre Konturen verwischt sind. Die drei Handlungsebenen, die diese Erzählung umfasst, können durch die Traumstruktur so in Verbindung miteinander treten, dass auch die Identitäten der verschiedenen Personen der drei Ebenen nicht immer klar zu trennen sind. Dieser Versuch, der Umwelt auf fremden Pfaden zu begegnen, stammt aus der romantischen Literatur. Da das romantische Ich der Wirklichkeit als Fremdem nicht auf übliche Weise gegenüber treten kann oder will, muss es sich einen eigenen Weg suchen und bricht dadurch mit vielen gesellschaftlichen Konventionen.

Die Romantikrezeption erfolgte in der DDR zu einem Zeitpunkt, als die romantische Utopie als Alternative zu aktuellen Strukturen in Erwägung gezogen wurde. Es war die Zeit vor und nach der Biermann-Ausbürgerung, in der sich viele sozialistisch denkende Intellektuelle aus dem öffentlichen Diskurs ausgeschlossen fühlten und sich neu besinnen mussten: „Wir waren ja Sozialisten, wir lebten als Sozialisten in der DDR, weil wir dort uns einmischen, dort mitarbeiten wollten. Das reine Zurückgeworfensein auf die Literatur brachte den einzelnen in eine Krise.“<sup>129</sup> Diese Krise wurde nicht allein durch die Problematik der Biermann-Ausbürgerung hervorgerufen. Insgesamt waren gesellschaftliche Entwicklungen zu beklagen, die nach

---

<sup>129</sup> Christa Wolf: Projektionsraum Romantik. Gespräch mit Frauke Meyer-Gosau (1982). In: Dies.: Werke Bd. 8. S. 236-255. S. 236

Verarbeitung riefen: „die Abtrennung des humanen und sozialen Fortschritts vom ökonomischen bzw. die Vernachlässigung, alternative Lebens- und Arbeitsformen auf breiter Basis zu erproben.“ Des Weiteren „das unaufhaltsame Auseinanderklaffen der Bereiche von Geist und Macht, Denken und Handeln.“<sup>130</sup> Von der Romantikrezeption zeugt z.B. Ulrich Plenzdorfs *Neue Leiden des jungen W.*

Die Diskussionen, welche viele Intellektuelle zu jener Zeit über die Romantik führten, arbeitet Wolf in *Leibhaftig* ein. Die kranke Erzählerin erinnert sich einer Debatte mit dem Freund Urban, der ihr vorwarf, von der Idealisierung der Autoren nicht loszukommen und sich nicht genügend um Objektivität zu bemühen. Ihr Mann konnte nur mit den Achseln zucken: „Kleist? Der soll ein Vorläufer des Irrationalismus ein? Merkt ihr denn gar nicht, daß Urban einfach keine Ahnung von Literatur hat?“ [LB 100]

Wolf begegnete dieser existenziellen Krise, indem sie sich Romantikern wie Kleist und Günderrode zuwandte. „Das Problem am Gegenwartsmaterial zu bearbeiten, wäre mir gar nicht möglich gewesen, das wäre naturalistisch und banal geworden, platt. Ich habe diese beiden Figuren genommen, um ihre Problematik für mich durchzuspielen.“<sup>131</sup>

Das Modell der Frühromantik hat Wolf gereizt, weil sie dort nach den Wurzeln der Spaltung zwischen Mensch und Gesellschaft, zwischen Literatur und Macht suchen wollte. Das Schicksal, das vor allem die Frauen seit Jahrtausenden erleben, nämlich ausgeschlossen zu sein von den eigentlichen Entscheidungsprozessen einer Gesellschaft, erfahren die Intellektuellen und Literaten in der Romantik ebenso, wie dies offensichtlich in der zeitgenössischen DDR der Fall war. Der Hinweis auf alternative Lebensformen war schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht gefragt in einer Gesellschaft, „die sich daranmachte, Industriegesellschaft zu werden, die Arbeitsteilung weiterzutreiben, die Menschen in Anhängsel der Maschinen zu verwandeln; den Begriff ‚Fortschritt‘ neu zu definieren, aufklärungsfern [...]“<sup>132</sup> Hier zeigen sich auch wieder deutliche Ansätze der Aufklärungs-, Fortschritts- und Wissenschaftskritik der Christa Wolf, welche an anderer Stelle ausführlich erläutert wird. Auch der Bezug zu Foucault wird hier deutlich, da Wolf an den romantischen Intellektuellen vor allem ihr Anderssein und ihr daraus resultierendes

<sup>130</sup> Sonja Hilzinger: Christa Wolf. S. 107

<sup>131</sup> Christa Wolf: Projektionsraum Romantik. S. 236

<sup>132</sup> ebd. S. 238

Ausgeschlossensein interessiert. Sie waren nicht Teil einer größeren Bewegung, sondern entbehrten im Gegenteil des Einflusses auf politische Diskussionen. Sie mussten ihre Nonkonformität mit der Existenz im gesellschaftlichen Abseits büßen, ebenso, wie Foucault dies am Beispiel des Umgangs mit Wahnsinnigen herausarbeitet.

Die jungen Intellektuellen blieben Außenseiter ohne gesellschaftliche Unterstützung, da die damalige wie heutige Gesellschaft „einen bestimmten Typ von Mensch, der die Ganzheit suchte, einen universalen Glücksanspruch hatte, nicht gebrauchen konnte.“<sup>133</sup>

Auch in ihrer Bewertung von Ratio und Gefühl zeigt sich Verwandtschaft zwischen Wolf und den Romantikern, wenn sie etwa die Günderrode sagen lässt: „Aber alles, was wir aussprechen, muß wahr sein, weil wir es empfinden.“ [KN 37]

„Damit sei nicht gesagt, daß eines das andere ersetzen solle. Ihr Ziel ist ganzheitliches Denken und eine ganzheitliche Lebenspraxis, die Überwindung der Antinomien Denken und Handeln, Poesie und Wirklichkeit, Gefühl und Verstand – eine andere Art von Harmonie freilich, die nicht auf Unterdrückung, sondern auf Miteinanderwirken beruht.“<sup>134</sup>

Diese Aussage trifft auch Wolfs Einstellung zu Krankheit und ihrer Behandlung durch eine neue, möglichst ganzheitliche Medizin, welche die Möglichkeit miteinschließt, dass Sprache, Gedanken und Vorstellungen im Therapieprozess eine große Rolle spielen könnten.

Die Romantikrezeption stellt im Hinblick auf die Betrachtung und Bewertung von Krankheit eine Determinante des Wolfschen Werks dar. Die Romantik hat in Abkehr von aufklärerischen Moral- und Krankheitsbildern die Bewertung von Krankheit und Gesundheit in gewisser Weise umgekehrt. Der Wahnsinnige wurde zum Genie verklärt, der Kranke zum Sensiblen und der Schwache zum Vorbild des Künstlers. Es erfolgte also eine Verkehrung des bis dahin geltenden Bildes vom mit Krankheit zurecht bestraften Sünder in einen Menschen, dessen Andersartigkeit und Ausgeschlossensein ihn positiv auszeichneten. Das Kranke wurde zum eigentlich Gesunden stilisiert und die Gesellschaft pathologisiert, nicht das Individuum. Auch Wolf erklärt die Krankheit des einzelnen oft mit den ihn umgebenden krankmachenden Bedingungen. Nicht das Individuum wird für seine Krankheit verantwortlich gemacht,

---

<sup>133</sup> Christa Wolf: Ich bin schon für eine gewisse Maßlosigkeit. Gespräch mit Wilfried F. Schoeller. In: Dies.: Werke Bd. 8. S. 157-170. S. 167

<sup>134</sup> Monika Totten: Zur Aktualität der Romantik in der DDR. In: ZfdPh 101 (1982). S. 244-262. S. 247

sondern seine Krankheit erscheint als Folge und Ausdruck der Gesellschaft, welche so pathologisiert wird. Wie die Romantiker bewertet Wolf den Erkrankten als Opfer der Umstände, welche ihn in diesen Zustand zwingen. Nicht der Kranke vertritt ‚das Böse‘, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse, da sie diese Krankheit hervorrufen. „Die Kranken sind nicht Schuldige, sondern in ihrer seismographischen Sensibilität oft sogar bewunderungswürdige Opfer pathogener Verhältnisse.“<sup>135</sup> „Das Fazit bleibt nach wie vor, daß Kleists ‚Gemütskrankheit‘ und Günderrodes Zerrissenheit im wesentlichen gesellschaftsbedingt sind“<sup>136</sup> – wobei man natürlich bedenken muss, dass beide ihre künstlerische Kreativität aus eben gerade dieser Diskrepanz zwischen sich und der Masse beziehen.

In ihrem Rückgriff auf die Romantiker wandte sich Wolf bewusst gegen die lange geltende, von Georg Lukács aufgestellte Doktrin, dass allein der klassische Realismus als gültiges Literaturerbe der DDR zu gelten habe. Wolf warf Lukács vor, mit seinem Verdikt „gegen Kleist, gegen die Romantiker“ einen folgenschweren Fehler verantworten zu müssen: „Der Dekadenz, zumindest der Schwäche, der Lebensuntüchtigkeit geziehen, sterben sie zum zweitenmal an der Unfähigkeit der deutschen Öffentlichkeit, ein Geschichtsbewußtsein zu entwickeln.“ [TK 110]

Entscheidend hier ist, dass Christa Wolf aus genannten Gründen auf Biographien und Strukturen der romantischen Literatur zurückgriff und in ihren Erzählungen dieser Zeit dem Traum eine besondere Stellung einräumte.

---

<sup>135</sup> Thomas Anz: *Gesund oder krank?* S. 82

<sup>136</sup> Monika Totten: *Zur Aktualität der Romantik in der DDR.* S. 248

### 3. Einfluss der Seele auf den Körper

Die Tendenz, Vorgänge des Körpers und damit auch die Krankheit als Ausdruck seelischer Prozesse bzw. Leiden zu verstehen, erlebt in der Romantik eine Neubelebung. Sie geht von einer unbedingten Einheit von Körper und Seele und „der Seele als einzigem Prinzip des Lebendigen“ aus. Novalis meint dazu: „Jede Krankheit kann man Seelenkrankheit nennen.“<sup>137</sup> Die Romantik erhöhte die Krankheit insofern zu einer positiven Erscheinung, als sie in ihrer Bedeutung zur Erschließung des Unbewussten geschätzt und ihr eine steigernde und klärende Kraft zugeschrieben wurde. Krankheit passte sich insofern harmonisch in das romantische Lebensgefühl ein, als dieses an Schlaf, Traum, Hellsehen, an der innigen Teilnahme an allem Pathologischen, Nächtigen und Zwielfichtigen orientiert war.<sup>138</sup>

Christa Wolf selbst sagt in einem Gespräch, sie verstehe Krankheit als „Warnsignal, das aus uns selbst kommt“.<sup>139</sup> Das impliziert, dass Körper und Geist auf eine bestimmte Weise miteinander kommunizieren und der Körper signalisieren kann, dass er Hilfe benötigt. So fragt sich Wolf: „Welche Wirkung haben unsere Gedanken, hat unser ‚Geist‘ auf unseren Körper? [...] ‚Empfindet‘, wenn ‚ich‘ hoffnungsvoll oder verzweifelt bin, jede einzelne meiner Zellen Hoffnung oder Verzweiflung?“ [KG 347]

Der Erzählerin in *Leibhaftig*, die mit einer Bauchhöhlenentzündung wochenlang im Krankenhaus mit dem Tode ringt, wird in ihren bewusstseinschwachen Phasen deutlich, dass es tief in ihr einen Bereich gibt, in dem die Unterschiede zwischen Geistigem und Körperlichem schwinden, „in dem eines auf das andere wirkt, eines aus dem anderen hervorgeht. Eines das andere ist. Also nur Eins ist.“ [LB 98] Und so wappnet die Patientin sich geistig gegen die schädlichen Eindringlinge in ihrem Körper, sie übernimmt die ‚Befehlsgewalt‘ über ihre Antikörper und ruft zum Kampf. Die Ärzte stellen bei ihr eine rätselhafte Immunschwäche fest, die sich keiner so recht zu erklären weiß. Der Leser wird im Verlaufe der Erzählung dann mitgenommen auf Spurensuche.

Der zuständige Chefarzt, eine der wenigen positiv gezeichneten Mediziner in Wolfs Werk, ist sich ebenfalls sicher, dass es einen Grund geben muss, weshalb ihr

---

<sup>137</sup> zit. nach: Fernand Hoffmann: Thomas Mann als Philosoph der Krankheit. S. 135

<sup>138</sup> ebd. S. 133

<sup>139</sup> Christa Wolf: Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk (1987/88) In: Werke Bd. 12. S. 53-102. S. 56

Immunsystem derart geschwächt ist. Auf ihren verlegenen Erklärungsversuch, möglicherweise könne seelische Erschöpfung die Ursache sein, geht er jedoch nicht ein. [LB 126] Die Patientin aber hat eine klare Theorie: Das Immunsystem habe ersatzweise den Zusammenbruch übernommen, die Person in die Krankheit geführt, „um sie auf diese etwas umständliche und langwierige Weise dem Sog zum Tode hin zu entziehen und die Verantwortung einem anderen zuzuschieben, nämlich Ihnen, Herr Professor.“ [LB 129] Auch sieht sie im Arzt den Menschen, der sie stellvertretend von etwas Böartigem befreit, da sie selber nicht dazu in der Lage ist. [LB 132] Auf der Suche nach der Ursache ihrer Krankheit fragt sie sich: „Habe ich zu oft mitgespielt bei ähnlichen Anlässen, will mein Körper mir das andeuten?“ [LB 133] Möglicherweise habe sie auch das Denken, das zu schmerzhaft geworden sei, gegen andere Schmerzen eingetauscht, „eine Art Kuhhandel“. [LB 152]

Von den Ärzten hält die Patientin in dieser Hinsicht jedoch nicht allzu viel. Die Chirurgen stießen niemals auf die Seele, so tief sie auch schnitten, und darum glaubten sie nicht an sie. [LB 160] Ihr zuständiger Professor spricht von der Seele wie von einem „possierlichen Tierchen“ und gibt zu, dass sich der Verlauf mancher Fälle nur durch „solche immateriellen Störmanöver“ erklären lasse. [LB 161]

Die Protagonistin erinnert sich an anderer Stelle eines Erlebnisses, welches Jahre zurückliegt. Ein Film, den sie gemeinsam mit ihrem Freund Lothar gedreht hat, soll ‚abgenommen‘ werden. Kurz vor der Vorführung rast ihr Puls, sie erleidet einen Zusammenbruch und muss in die Poliklinik gebracht werden. Dadurch verpasst sie die Vorführung des Films. In ihr streiten die Angst davor, ihren inneren Zustand zu verraten, und die Erleichterung, nicht an der Vorführung teilnehmen zu müssen. „Tief in mir kicherte jemand mit mir über mich.“ – Das klingt, als habe der Körper die Seele entlasten wollen, als sei der Zusammenbruch als Rettungsanker an willkommener Stelle eingetreten. [LB 9] Als Lothar ihr nach der verpassten Vorführung zum Film gratuliert, fragt sie sich, „ob mein Körper, hinter dessen Schliche ich allmählich kam, das alles nur inszeniert hatte, damit ein solches Wort von Lothar mir vollkommen gleichgültig sein konnte.“ [LB 13] Ebensolcher Gedanke schießt ihr auch im Krankenhaus durch den Kopf: „Es war eben zuletzt alles ein bißchen viel“ [LB 84], und der Körper habe sie schlicht lahmlegen wollen, um sie von anstehenden Verbindlichkeiten zu befreien. „Eine andere Möglichkeit, niemandem mehr etwas schuldig zu sein, gibt es auf Erden

nicht.“ [LB 84] Soll heißen: Es gibt keine bessere Entschuldigung für Nicht-Erscheinen, Nicht-Folgen, Nicht-Mitmachen als die Krankheit. Sollte der Druck zu hoch sein, sorgt der Körper nötigenfalls für eine Auszeit. Dann bleibt man eben „halb ärgerlich, halb erleichtert“ liegen. [ET 200]

An einer Stelle in ihren Tagebuchaufzeichnungen hält Wolf ein Gespräch über Krankheit fest: „Die Dinge verschränken sich. Und nach unserer materialistischen Anschauung *müssen* sich die seelischen mit körperlichen Komplikationen verbinden.“[ET 89]

In ihren Notizen in *Ein Tag im Jahr* schildert Wolf ihre Vorbereitungen zu ihrem Vortrag *Krebs und Gesellschaft*. Während der Vorbereitungszeit kreisen ihre Gedanken immer wieder um die Dreiteilung, die jeder automatisch mitdenkt, wenn er ‚Mensch‘ hört: Der Mensch wird in Geist, Körper und Seele zerlegt. Eigentlich aber müsse man von einer Einheit sprechen, die vielleicht ‚Geistkörperseele‘ zu nennen wäre, oder eben einfach ‚Mensch‘. In jedem Fall fragt sie sich, wie man sich das Zusammenspiel dieser drei Elemente vorzustellen hat, wie sich der Zustand von Geist und Seele auf den Körper auswirkt, und was vor sich geht, wenn Körperzellen zu Krebszellen ‚entarten‘. [ET 483f]

Auswirkungen des Seelenzustands auf das körperliche Befinden sind ein Topos, welcher sich im Werk Christa Wolfs auffallend häufig findet. Schon in der *Moskauer Novelle* von 1961 wird psychosomatisches Leiden angedeutet. Zu Beginn erfährt der Leser in einem Rückblick, dass der Bürgermeister von Fanselow auf den Einfall der Russen mit Krankheit reagierte [MN 12]. Veras verstorbener Vater, von dessen Gesicht sie verfolgt wird, starb, nachdem er festgestellt hatte, falsch gelebt zu haben [MN 26] – also aus Verzweiflung und Verlust des Lebensmuts, nicht etwa an körperlichen Gebrechen. Hier klingt an, dass es eine ‚richtige‘ und eine ‚falsche‘ Art zu leben gibt, und dass es nie zu spät ist, noch auf den ‚richtigen‘ Weg zu finden. Allerdings kann die Erkenntnis des geistigen Irrtums so schmerzhaft sein, dass ein Mensch daran zerbricht.

Ähnlich gibt sich der ‚Heinersdorf-Opa‘ in *Kindheitsmuster* dem Tod hin, als er sein erklärtes Ziel, achtzig Jahre alt zu werden, erreicht hat. Weitere Motive für sein an sich befremdendes Verhalten, sich bewusst zum Sterben hinzulegen, mag das Hinscheiden seiner gleichaltrigen Familienangehörigen in den Monaten zuvor sein – die

alte Generation stirbt in den letzten Kriegswochen scheinbar an Typhus, Hunger, Heimweh, tatsächlich aber an dem Gefühl, den Jüngeren eine Last zu sein [KM 432]. Dass sie sich überflüssig fühlen in diesen Wirren des Kriegsendes, nimmt ihnen den Lebensmut, wie auch Veras Vater in *Moskauer Novelle*. Das Ende einer Zeit war bereits spürbar, für den Beginn einer neuen wähten sie sich nicht mehr jung genug, statt dessen fühlten sie sich als Ballast auf dem Weg in die Fremde. Jahrzehnte später greift Christa Wolf in anderem Zusammenhang noch auf dieses Erklärungsmuster zurück: „Es ist kein Zufall, dass Franz Fühmann 1989 nicht erlebt hat, etwas in ihm hatte entschieden, es gehe auch ohne ihn“<sup>140</sup>; „ich glaube, dass die Hoffnungslosigkeit, das Gefühl des Scheiterns, sich auf seinen Körper ausgewirkt hat, diese Krankheit zum Tode hervorbrachte.“<sup>141</sup> Und: „Die [Irmtraud] Morgner hat den Zusammenhang von seelischer Verletzung, Krankheit und Tod überdeutlich in sich verspürt“.<sup>142</sup>

Auch Nellys Mutter Charlotte in *Kindheitsmuster* leidet seelisch und körperlich an dem Verlust ihrer Heimat. Sie magert ab und erscheint älter, als sie ist.

„Die Überfunktion der Schilddrüse als medizinische Erklärung für die katastrophale Veränderung [...]; doch erklärt die Erinnerung das Wichtigste nicht: Was die Schilddrüse zu ihrer erhöhten Tätigkeit antrieb. Da trafen die Alten es besser, wenn sie sagten: Aus Kummer fällt sie vom Fleische.“ [KM 476]

Die Erzählerin in *Kindheitsmuster* leidet an Unruhe und nächtlichen Magenschmerzen als Zeichen dessen, dass sie nicht vom Schreiben ablassen kann [KM 56], und an starkem Herzklopfen bei dem Gedanken an die Erneuerung der Folter im 20. Jahrhundert [KM 77] – an anderer Stelle erklärt sie, die Aufgabe des Herzorgans bestehe im Vermelden eines „inneren Gejagtseins“, welches man ansonsten zu leugnen geneigt sei. [KM 506] Kopfschmerzen sind bei ihr ein Ausdruck von Spannung, Angst und Zwiespalt. [KM 222f] Zum Einschlafen verwendet sie eine besondere Methode: Die völlige Erschöpfung durch intensive Konzentration. [KM 112] Die psychische Anspannung wegen der Bespitzelung durch die Stasi äußert sich bei der Erzählerin von

---

<sup>140</sup> Christa Wolf: Nirgends sein o Nirgends du mein Land (1995). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 546-553. S. 550

<sup>141</sup> Christa Wolf: Was tut die strenge Feder? (1994) In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 535-545. S. 544

<sup>142</sup> Christa Wolf: „Der Mensch ist in zwei Formen ausgebildet.“ Zum Tod von Irmtraud Morgner (1990). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 252-254. S. 254

*Was bleibt* in Unruhe, Schlaflosigkeit, Gewichtsverlust und schlechten Träumen. [WB 20]

Und Kleist bricht der Schweiß aus und er verliert die Kontrolle über seine Beine, als er sich wieder Mal in Gedanken darüber vertieft, in welchem Zwiespalt er steckt: Entweder seine innere Suche nach Glück und Sinn abzutöten oder aber dieser verzehrenden Suche nachzugeben und dafür am „irdischen Elend zugrunde zu gehen.“ [KN 32f]

Auch Nelly in *Kindheitsmuster* zeigt Anzeichen psychosomatischen Leidens. Sie hat eine ganz besondere Beziehung zum ‚Führer‘, den sie nie zu Gesicht bekommt: Er ist für sie „ein süßer Druck in der Magengegend und ein süßer Klumpen in der Kehle“ [KM 73] und seine Worte, welche den Zweiten Weltkrieg einleiteten, heben ihr Herz an und lassen es wieder fallen [KM 252]. Auch sie kann ihr Gehirn bewusst überanstrengen – dies führt bei ihr zu Kopfschmerzen [KM 93]. Was sie hier bewusst herbeiführt, passiert ihr in anderer Situation zwar regelmäßig, aber ungewollt: Jedes Jahr an Weihnachten, wenn sie im Weihnachtstheater mitspielt, bekommt sie vor Aufregung Fieber und wird nach der Aufführung krank. [KM 147] Angst wirkt wie Gift auf den Körper und löst Magendruck aus [KM 535] - auch Cassandra spürt sie als vibrierende Spannung in der Magengrube. [KS 266] Ellens Körper hingegen reagiert mit einem Stich im Innern, wenn sie von Grund auf erschüttert ist [ST 23] und ihre Kopfhaut zieht sich zusammen, als sie erfährt, dass eine Patientin von Sonja sich umgebracht hat. [ST 176]

Während eines Appells infiziert sich Nelly mit einer Bronchitis. Die Aufregung lässt sie stark schwitzen, so dass der Wind sie abkühlt. Nellys Angstschweiß rührt daher, dass ein Jungmädchel wegen eines Diebstahls für einige Zeit aus dem Bund ausgeschlossen wird. Das Schlimmste für Nelly aber ist, dass sie Mitleid mit ebendiesem Mädchen empfindet, obwohl sie doch immer bemüht ist, „Begeisterung über die Gradlinigkeit der Führerin“ aufzubringen. Sie fühlt sich versagen, will nicht wahrhaben, dass sie Angst und Mitgefühl zeigt, und flüchtet sich schließlich in die Krankheit: „Da kam das Fieber, sie konnte sich zu Bett legen“ [KM 284] – beinahe eine Wohltat, da die Kranke der Realität entfliehen kann, statt sich ihr stellen zu müssen. Die Mutter aber soll diese Form der Flucht nicht bemerken, ihr erzählt Nelly nichts von dem

Strafgericht des Jungmädels, sondern die geht davon aus, dass Nelly im Wald gespielt und sich dabei verkühlt hat.

Als Nellys Tante Jette angeblich an einer Lungenentzündung stirbt, tatsächlich aber Opfer des Euthanasieprogramms wird, reagiert deren Schwester Lucie mit einem Migräneanfall, sie erbricht sich und kann weder essen noch trinken [KM 291].

Ihren wohl schwersten Zusammenbruch, welcher auch im Fieber endet, erleidet Nelly, als sie Flüchtlingen in ihrem Dorf vom Wagen herabhilft und dabei einen toten Säugling an dessen Mutter weiterreicht. Deren Verzweiflung lässt Nellys Sinne schwinden, ihre Erinnerung bricht in dem Moment ab und sie kann lange nicht darüber reden. Die ganze Situation der flüchtenden Menschen ist ihr nicht vollkommen begreiflich, aber:

„Das allerletzte Zeichen dafür, dass sie im Grunde Bescheid wusste, ohne unterrichtet zu sein, kam Nelly aus ihrem eigenen Körper, der sich, da ihr eine andere Sprache durchaus verwehrt war, in seiner Weise ausdrückte. [...] Zuerst weinte Nelly bloß, dann kam das Fieber hinzu. ‚Nervenfieber‘, behauptete Charlotte.“ [KM 408f]

Hier wird die Möglichkeit der Flucht aus der grausamen Realität in die Krankheit beschrieben, wie sie bereits hinsichtlich des Wahnsinns thematisiert wurde. Der Geist lässt, wenn er eine überfordernde Situation nicht bewältigt, den Körper erkranken. In der folgenden Genesungszeit, welche in der Regel im abgeschlossenen Raum stattfindet, kann die Seele sich in der Abgeschlossenheit von der Umwelt erholen. Medea rettet sich in die Krankheit, um nicht „bei diesem jungen Priester in die Lehre zu gehen, lieber wurde ich krank.“ [MS 22] „Die Krankheit, wie sie mich auch durchschüttelt, will mir eine Atempause verschaffen [...]. Halb willentlich überlasse ich mich dem Fieber.“ [MS 27] Medea hat also die Möglichkeit der bewussten Beeinflussung der Krankheit.

Krankheit erscheint hier keineswegs als etwas Unheilvolles, Todbringendes, dem sich der Betroffene schicksalhaft zu unterwerfen hat. Medea ist sogar in der Lage, Krankheit positiv zu nutzen, kennt deren „geheimen Sinn“ und weiß ihn bei anderen sogar „zur Heilung zu nutzen“. Bei sich selbst versagt diese Gabe, wie sie meint. So ganz stimmt das jedoch nicht. Im Folgenden trägt die Krankheit ihr „Fetzen von Bildern, Gesichtern“ [MS 27] zu, aus denen das Geschehen der Vergangenheit wiederersteht. Die Krankheit bringt also Nutzen mit sich, wenn auch nur halb willentlich von Medea gesteuert.

Christa Wolf entdeckt dieses Phänomen auch an sich selbst. Als sie trotz schmerzender Ellenbogen schreibt, statt sich zu schonen, erkennt sie eine unbewusste Strategie: „Allzu durchsichtiges Manöver: durch körperlichen Schmerz den seelischen vermeiden oder erträglich machen...“.<sup>143</sup> Auf ihrer Griechenlandreise, welche den Beginn der Beschäftigung mit dem Cassandra-Mythos darstellt, ist sie von Athen entsetzt: „Eine Männerstadt. Angst, Abwehr, ja Abscheu haben meinem Körper ein Signal gegeben, mir wurde schlecht.“ [KV 70] Schließlich wird sie jedoch „infiziert“ von einem „Kreta- und Troia-Syndrom“, das sich als „Dauerfieber“ äußert – hervorgerufen durch die „Obsession von einem Namen: Cassandra.“ [KV 78]

Bei ihrer Enkelin Jana vermutet die Autorin in ihrem Eintrag von 1973 in *Ein Tag im Jahr*, dass ihr Husten vielleicht einen Widerstand des Körperchens gegen die Krippe ausdrücke. [ET 180] Ihre Tochter Tinka trägt aus der Zeit der Auseinandersetzungen um die Biermann-Intervention eine schwere Bronchitis und Lungenentzündung davon. [ET 230] Ihre Freundin Carola „konnte nicht essen, ihr ist oft übel in letzter Zeit, nicht vom Magen, sondern von der Seele her.“ [ET 247]

Mitte der 70er Jahre wird es für Wolf offenbar immer schwieriger, mit den öffentlichen Anfeindungen von allen Seiten zu leben. Sie sehnt sich nach einem Ort der Ruhe, an dem sie einfach leben darf, wie sie ist, ohne sich ständig rechtfertigen zu müssen. Sie ist sich der Naivität und Unerfüllbarkeit dieses Wunsches bewusst, aber auch des Kräfteschwunds, der mit dem dauernden Kampf einhergeht. Darum wünscht sie sich manchmal einen „Zusammenbruch, der mir vielleicht eine Pause von ein paar Wochen beschaffen könnte.“ Ihr Körper zeigt sich aber den Herausforderungen gewachsen, sie hat „nicht mehr als ein bißchen Blutdruckanstieg manchmal, ein bißchen Hals- und Magenschmerzen, gehäufte Migräne: Das war früher schlimmer, aus minderen Anlässen.“ [ET 224]

Und auch der Zusammenbruch, welchen sie in *Leibhaftig* schildert, könnte genau diesem Zweck dienen: die Seele zu entlasten. „Nicht einmal staunen kann ich, daß ich hierher geraten mußte, auf den Boden dieses Schachtes, damit Sorgen und Mühen vergehen. Eine Ahnung will mir aufdämmern, als sei diese ganze aufwendige Veranstaltung aus keinem anderen Grund inszeniert.“ [LB 52]

---

<sup>143</sup> Christa Wolf: Auf dem Weg nach Tabou. Versuch über Paul Parin (1992). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 384-399. S. 396

Betont werden diese psychosomatischen Leiden noch durch das Zitat einer Zeitungsschlagzeile von 1971: „Aus Angst krank: 30 Prozent aller Patienten leiden unter neurotischen Fehlhaltungen“ [KM 400]. In einer Selbstreflexion fragt sich die Erzählerin, weshalb sie sich die Erinnerung an die jüngste Geschichte nicht erspart. Bewältigung kann nicht Sinn ihres Bemühens sein, denn Millionen Tote sind nicht zu ‚bewältigen‘. Sie schildert in lexikalischem Stil Langzeitfolgen des Geschehenen:

„Überlebenssyndrom: Psychisch-phisches Krankheitsbild bei Menschen, die extremen Belastungen ausgesetzt waren [...]. Hauptsymptome: Schwere anhaltende Depressionen mit zunehmenden Kontaktstörungen, Angst- und Beklemmungszustände, Alpträume, Überlebensschuld, Gedächtnis- und Erinnerungsstörungen, zunehmende Verfolgungsangst.“ [KM 485]

Die gegenseitige Beeinflussung von Körper und Seele kann sich natürlich auch positiv auswirken: Lenka, die Tochter der Erzählerin, erinnert sich, dass ihr Fieber sank, wenn ihre Mutter nachts an ihrem Bett saß [KM 508]. In *Sommerstück* ist die Rede von „psychosomatische[n] Symptome[n]“, als es um Jennys Bauchschmerzen geht, die gemeinsam mit der Angst verschwanden, sobald ihre Mutter ihr eine Geschichte erzählte und den Bauch streichelte [ST 173]. Und der politisch belastete Bürgermeister, der sich vor der neuen Situation in die Krankheit flüchtete und ob der Schicksalsschläge abgemagert ist, wird nach Entzug seines Amtes schlagartig gesund [KM 534].

Die wohl am stärksten ausgeprägte Empfindsamkeit in der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele lässt Cassandra erkennen. Sie kann willentlich in Ohnmacht fallen, ihr Bewusstsein also bis an die Grenzen treiben. Sie nutzt diese Fähigkeit regelrecht als Waffe, verwendet sie mit strategischer Planung. In Aineias' Gegenwart erleidet sie einen solchen Anfall. Das Triumphgefühl, das diese Ohnmacht begleitet, ist für Cassandra selbst nicht verwunderlich – nur „merkwürdig für den, der die listigen Bündnisse zwischen unseren unterdrückten Äußerungen und den Krankheiten nicht kennt.“ [KS 270] In einem entscheidenden Moment, als sie von Männern des Palastes verhaftet wird, vermisst sie die Ohnmacht oder den Wahnsinn als Zuflucht: „Keine Erlösung durch Ohnmacht oder durch Gesichte.“ [KS 373]

Kassandras stark ausgeprägter Sinn für Entwicklungen, ihre Sensibilität, die sich als Sehergabe äußert, führt dazu, dass sie äußerst empfänglich ist für Stimmungen der

Außenwelt. Ihr Wissen um den Untergang Trojas, um ihren eigenen und den Tod der sie umgebenden Menschen muss sich darum auf ihr seelisches und körperliches Befinden auswirken. Sie ahnt den schlechten Ausgang, die Gefahr, aber hält sich zurück, um ihr Wissen und ihre Verzweiflung nicht hinauszuschreien. Sie stemmt sich gegen

„diese Angstgewißheit. Mir braucht man nicht zu sagen, warum die Geburt der Zwillinge so schwer war. Meine Muskeln sind verhärtet. Ich hatte das Gefühl, mit meinem Körper jene Stelle abzudecken, durch die, für mich nur spürbar, andre Wirklichkeiten in unsre Welt der festen Körper einsickerten. Die die fünf Sinne, auf die wir uns verständigt haben, nicht erfassen, weshalb wir sie verleugnen müssen.“ [KS 348]

Dies ist eine Anklage gegen die Beschränkung auf die menschlichen fünf Sinne; Kassandras Sehergabe scheint allein darauf zu beruhen, dass sie sich öffnet für weitergehende Empfindungen, für das, was sie „andre Wirklichkeiten“ nennt. Das mag dasselbe sein, was Arisbe mit dem, „was wir in uns nicht zu erkennen wagen“ [KS 369], umschreibt.

Medea entdeckt auch an ihren ‚Gegnern‘ körperliche Veränderungen, die von seelischen Einflüssen herrühren. Medea reflektiert über die enorme Fähigkeit zu lügen, welche die korinthischen Männer an den Tag legen. Sie erinnert sich, dass sie und ihr Bruder als Kinder sich einen Spaß daraus machten zu testen, wer die Eltern überzeugender belügen konnte. Aber sie konnten beide nicht überzeugen, da ihnen diese Täuschungsfähigkeit offenbar abging. Die Korinther stellen nun ein abschreckendes Beispiel für Medea dar, da sie nicht nur in der Lage sind, andere zu belügen, sondern auch sich selbst belügen. Dies aber geht nicht spurlos an ihnen vorüber. Sie leiden anscheinend indirekt unter dieser ‚Fähigkeit‘, die man auch als Krankheit bezeichnen könnte, denn ihr Körper wehrt sich gegen den geistigen Selbstbetrug. Medea hat an vielen Korinthern ‚Verhärtungen‘ ausgemacht, also offensichtlich Verspannungen, die wohl von der Unwahrhaftigkeit herrühren. Es war für Medea auch schwer, diese körperlichen Verhärtungen, die Folge seelischer Verhärtung waren, zu erweichen. Die Männer wehrten sich gegen Mitgefühl, das offenbar als Serum wirkte. Sobald dieses Medikament aber seine Wirkung entfalten konnte, brachen „gestandene Männer“ in Tränen aus und schämten sich erst recht – ob wegen ihrer Tränen oder weil sie sich ihre Krankheit eingestehen mussten, wird nicht klar. Besonders schmerzhaft ist es dann für Medea, als sie auch bei Jason diese Verhärtungen entstehen fühlt. Dies geht einher mit

seiner zunehmenden Bindung an den korinthischen Hof, mit seiner Selbstverleugnung um des Friedens willen, „für euch [...], für dich und die Kinder. Daß sie dich hier sein lassen.“ [MS 102] Glauke hingegen lässt sich von Medea gern an Kopf und Nacken massieren und genießt, wenn sich „diese vibrierende Schwere im Zentrum meines Kopfes auflöste“.[MS 132] Aber auch sie schämt sich im Nachhinein, als ihr Kontakt mit Medea unterbunden worden ist und die gegnerischen Kräfte sie beeinflussen, dass sie Medea ihre Geheimnisse verraten hat, dass sie sich hat hinreißen lassen, in ihre Vergangenheit hinabzusteigen und Erinnerungen preiszugeben, die sie bis dahin verdrängt hatte. Sie fühlt sich von Medea ausspioniert und bereut es, sich hingegen und ihr vertraut zu haben. Ihre Angst, zuviel von sich und ihren Problemen verraten zu haben, wandelt Glauke nun in Hass auf Medea. Er gründet auch darin, dass Medea sie verlassen hat wie einst ihre Mutter sie schon verlassen hat. [MS 138] Vor allem aber ist es für Glauke schmerzhaft, sich unter Medeas „beruhigenden Sprüche[n]“ [MS 143] auf ihre Vergangenheit einzulassen. Sogar ihre Erinnerung an Iphinoe, ihre ältere Schwester, die den Machtränken buchstäblich zum Opfer fiel, wird wieder lebendig. Nachdem Medea von der Allgemeinheit geächtet wird und ihr Einfluss auf Glauke schwindet, wird diese in den Strudel der Gerüchte hineingesogen. Sie lässt sich von Turon einreden, Medea habe ihr „all diese Bilder, all diese Gefühle eingeflößt“ – „oder möchtest du lieber glauben, liebe Glauke, daß du in einer Mördergrube lebst?“ [MS 146] Natürlich nicht, und so verfällt Glauke in dasselbe Verhaltensmuster wie die meisten anderen Korinther – sie verweigert die Wahrheit, weil sie zu schmerzhaft und unbequem ist. Daher rühren wiederum die oben beschriebenen körperlichen ‚Verhärtungen‘, da der eigene Körper auf Verbiegungen der Seele irgendwann doch reagiert.

Die Grundlage für die psychische Deformation, deren Folge auch physische Krankheiten sein können, sieht Wolf in der Erziehung zur Anpassung. Kinder werden meist dazu angehalten, ihre eigenen, wahren und individuellen Wünsche, Vorstellungen und Träume unter die Normen unterzuordnen, welche durch die Erwachsenen, vor allem die Eltern, vertreten werden. Von Beginn an gilt es, das eigene Selbst so zu verbiegen, dass es in die vielfältigen Anforderungen und Zwänge passt, die von außen an es herangetragen werden. So kommt es zur „Pathologie der Anpassung“ und zu Leben, „die sich unter Anpassungsdruck von ihren wahren Bedürfnissen abtrennen, in das Netz

einer trügerischen Realität geraten und im eigentlichen Sinn nicht gelebt werden.“ [KG 335f] So ist für Wolf wirkliche Gesundheit nicht möglich, wenn der Kampf um die Integrität der eigenen Person aufgegeben wird. Fritz Zorn meint an sich selbst beobachten zu können,

„daß die Schäden, die durch eine falsche Erziehung hervorgerufen worden sind, so groß werden können, daß sie in ihren extremsten Formen [...] sich auch als neurotisch bedingte Krankheiten, zum Beispiel Krebs, manifestieren können.’ Seinen Tumor betrachtet er als ‚verschluckte Tränen‘“. [KG 336]

Und Wolf fasst für sich selbst zusammen:

„Ich glaube, daß der Krebs eine seelische Krankheit ist, die darin besteht, daß ein Mensch, der alles Leid in sich hineinfrißt, nach einer gewissen Zeit von diesem in ihm steckenden Leid selbst aufgefressen wird. Und weil ein solcher Mensch sich selbst zerstört, nützen auch die medizinischen Behandlungsmethoden in den meisten Fällen überhaupt nichts.“ [KG 337]

Dies ist ein sehr hartes Urteil, wenn man bedenkt, welche Hoffnung an Krebs erkrankte Menschen in mögliche Therapien setzen. Wolf provoziert, um den Fokus auf den Menschen als Einheit von Körper, Seele und Geist zu lenken, der die drei Säulen der Krebstherapie, Bestrahlung, Chemotherapie und Operation, ihrer Meinung nach nicht gerecht werden können. Solange die Lebensbedingungen des modernen Menschen stetig inhumaner werden, kann die Krankheit nicht an ihrer Wurzel gepackt werden. Sind es vielleicht die falschen Normen und der übermächtige Druck, die das Wachstum, das nicht mit Fortschritt gleichzusetzen ist, nämlich das Wachstum der Krebszellen, beschleunigen?

Doch können die eigenen Gedanken auch therapeutische Funktion haben? Sind Materie und Geist womöglich so miteinander verflochten, dass sie einander zerstören, behindern, aber auch stützen und stärken können? „Was hindert uns dann, jene Gedanken und Vorstellungen in uns wachzurufen und zu entwickeln, die kreativ, wohltätig, aufbauend, heilsam sind?“ [KG 349] Wolf meint, die hierarchisch-bürokratischen Machtstrukturen, in denen wir lebten, seien schuld daran, dass wir uns nicht frei in neuen kreativen Denk- und Handlungsräumen bewegen könnten. Uns würde eingeredet, Freiheit bestünde in dem ungehinderten Missbrauch unserer Fähigkeiten, so dass es sich schließlich nur um Freiheit zur Verantwortungslosigkeit handle. [KG 349]

Übungen, die den Bewegungsapparat funktionsfähiger machen, die ein Wohlgefühl durch Körperempfinden herstellen, lassen Christa Wolf auf einmal das finden, was sie lange gesucht hat: „das Zusammenfallen, Einssein von seelisch-geistigem Befinden und Körpergefühl auf physiologischer Grundlage.“ [ET 289]

a) *Liebe als Krankheit*

Vera, die sich in Moskau in Pawel verliebt hat, bekämpft diese Liebe wie eine Krankheit, da sie ihr geordnetes Leben mit ihrem Ehemann durcheinanderbringen würde. Ihrem Mann schreibt sie tatsächlich nach ihrem Entschluss, Pawel nicht näherzukommen, sie habe ein Fieber überwunden. Übrigens zerreißt sie anschließend diesen Brief – die Versuchung, das Fieber, ist wohl doch noch nicht besiegt [MN 35]. Nach einem klärenden Gespräch mit Pawel brechen schließlich Kopfschmerzen aus, die sich bei Vera den ganzen Tag über angekündigt hatten [MN 79].

Liebe als Krankheitsbote taucht auch in *Der geteilte Himmel* wieder auf – Rita Seidels Arzt ist sich sicher, dass „nur Liebe ein junges Ding so krank machen kann“ [GH 14]. Vielleicht erahnt auch Rita die Ursache ihres Leidens, schließlich weint sie die ganze Nacht hindurch, nachdem ihr verkündet worden war, sie sei gesund. Möglicherweise hätte sie ein klar bestimmbares und behandelbares körperliches Symptom besser verarbeiten können.

Günderrodes Liebe zu Savigny in *Kein Ort. Nirgends* äußert sich in freudiger Selbstvergessenheit und schnellerem Herzschlag [KN 20]. Bettina von Arnim hingegen fühlt sich in ihrer bürgerlichen Normen entsprechenden Ehe eingeeengt und geistig und körperlich „auf der Marterbank“.<sup>144</sup>

Eine besondere Form der Liebeskrankheit befällt Paris, den Sohn des Trojanischen Königs Priamos, in *Kassandra*. Selbst die aller Pflanzen und ihrer heilenden Wirkungen kundige Oinone macht sich große Sorgen um ihn, da die Krankheit des Paris ihr unbekannt sei. Zwar liebe er sie, doch in ihren Armen rufe er nach einer anderen Frau, Helena.

---

<sup>144</sup> Christa Wolf: Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an. Ein Brief über die Bettine. 1979. In: Dies.: Werke Bd. 6. S. 177-221. S. 185

„Sie sei ihm von Aphrodite versprochen. Aber habe schon jemals ein Mensch gehört, daß Aphrodite, unsre liebe Liebesgöttin, einem Manne eine Frau zutreibt, die er gar nicht liebt? Nicht einmal kennt? Nur besitzen will, weil sie angeblich die schönste aller Frauen sei? Weil er durch ihren Besitz der erste aller Männer werde?“ [KS 292]

Und Cassandra, in ihrer Empfänglichkeit für Stimmungen und Entwicklungen ebenso dünnhäutig wie Medea, reagiert auf diese Nachricht: „Wie jedem Menschen gab mir der Körper Zeichen; anders als andre war ich nicht imstande, die Zeichen zu übergehn.“ [KS 293] Sie versteht langsam, was sich um sie herum ankündigt: Paris wird nach Sparta fahren und versuchen, Helena zu rauben.

#### 4. Opfermetaphorik

Gegenüber ihrem Arbeitsplatz blickt Christa Wolf auf eine Abbildung des Löwentors von Mykene – und sieht darin auch das Tor eines Konzentrationslagers. „Die Opfer, Mensch und Tier, durch wie viele Tore, zu wie vielen Schlachtstätten getrieben in der mehr als zweitausendjährigen Geschichte des Abendlandes!“<sup>145</sup>

Von Nelly Sachs zitiert sie:

„Der Tod ist mein Lehrmeister gewesen. Meine Metaphern sind meine Wunden.' [...] Sie sah die Spur der Opferfeuer, die durch die Geschichte der Menschheit brennen, sah die Feuer der Scheiterhaufen münden in den Verbrennungsöfen von Auschwitz. [...] Betroffener als sie könnte niemand fragen, warum wir Sündenböcke brauchen. Sie sieht den unendlichen Zug der Opfer – auch der Tieropfer! –, und sie wendet den Blick nicht von den Henkern.“<sup>146</sup>

Doch auch für das im positiven Sinn Unzivilisierte, das sich in Wahnsinn und Traum Bahn zu brechen vermag, stehen die Tiere im Wolfschen Werk. Tiere verbindet mit dem Wahnsinnigen, dass sie nicht zwischen Innen- und Außenwelt unterscheiden, sie also eine große Einheit empfinden und ihnen die Gespaltenheit, welche den Menschen kennzeichnet, fremd ist. Dies haben sie übrigens mit Kindern gemeinsam. Einer Freundin von Wolf in Meteln „wird jedes Tier zum Kind.“ [ET 243] Ihr selbst geht das Bild einer Katze nach, die sich in einer Marderfalle gefangen hatte, und sie fragt sich: „Mit welchem Recht vergreifen wir uns an den Tieren.“ [ET 307]

Überhaupt fügt Wolf sich mit ihren Thematisierungen von Vernunft- und Zivilisationskritik, Wahnsinn, Traum und dem Verhältnis zwischen Männern, Frauen und Kindern in Diskurse der siebziger und achtziger Jahre ein, wie sie auch in der Bundesrepublik verbreitet waren. „In all diesen Diskursen nimmt die Frau eine ähnlich unzivilisierte und mithin hochbewertete Position ein wie der ‚Schizo‘, der Wilde, der Träumer, das Kind oder das Tier.“<sup>147</sup> Das Tier nimmt bei Christa Wolf verbreitet eine solche Stellvertreterrolle ein, steht metaphorisch für das Un-Vernünftige, Schwache, Unterlegene und ist mithin positiv besetzt. Es gehört in diesem Sinne neben „dem Kranken, dem Wilden, dem Kind“, der Frau und dem Künstler zu den

<sup>145</sup> Christa Wolf: „...der Worte Adernetz“. S. 699

<sup>146</sup> ebd. S. 702

<sup>147</sup> Thomas Anz: Gesund oder krank? S. 170

„bedeutungsäquivalenten Figuren“ der vernunft- und zivilisationskritischen Diskurse der siebziger und achtziger Jahre. Für das Tier gilt das Gleiche, was Anz über den Künstler konstatiert: Es gilt „als beschädigtes, ‚kolonialisiertes‘ und ausgegrenztes Opfer zivilisierter Disziplinierungstechniken“.<sup>148</sup>

Auch der Tod begegnet immer wieder als Tod von Tieren. Die neugeborenen Fohlen der Stuten, die auf der Flucht zu Kriegsende den Wagen mit den Habseligkeiten der Menschen ziehen, werden erschossen. Sie noch mit durchzubringen, würde kostbare Zeit und Mühe kosten, und so werden sie zu Opfern der Situation und der Zweckmäßigkeit [KM 453]. Der DDR-Grenzsoldat tritt einen jungen Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, mit dem Stiefel zur Seite. „Du sagst: Sie sind aber roh. Er fragt: Soll ich mich vielleicht auch noch um jeden toten Vogel kümmern? Soll ich vielleicht meine Mütze darunterhalten, damit keiner aus dem Nest fällt? Da hat er recht, das kann er nicht.“ [KM 589] An dieser Stelle nimmt man der Erzählerin die Zustimmung nicht ganz ab. Man ist versucht zu argumentieren: Der Soldat würde vielleicht einer sinnvolleren Tätigkeit als bislang nachgehen, wenn er sich um das Wohlergehen der jungen Vögel sorgte. Der Schutz des jungen Lebens nähme ihm seine Rohheit und Blindheit.

Zu überlegen wäre, ob der Soldat und der Vogel nicht ein sehr ähnliches Schicksal teilen. Der Mensch ist in dieser Begegnung der klar Stärkere und kann sich darwinistisch durchsetzen. Innerhalb seiner Ordnung und Umwelt aber kann der Grenzsoldat ebenso Opfer der Verhältnisse werden und als kleines wehrloses Ding zur Seite getreten werden. Dies würde für ihn wahrscheinlich nicht – wie für den Vogel – die Existenz beenden, aber vielleicht doch die soziale Existenz bedrohen. In diesem Sinne ließe sich diese Textstelle ironisch-sarkastisch verstehen: Nein, dieser Soldat kann tatsächlich keine Rücksicht auf hilflose Tiere nehmen, da seine Sozialisation und sein Selbstverständnis dem entgegenstehen. „Da hat er recht, das kann er nicht“ mag bedauernd-bemitleidend gemeint sein. Dass die Erzählerin aber tatsächlich der Erklärung des Grenzsoldaten folgt und zustimmt, ist wenig wahrscheinlich.

Für den (Opfer-) Tod der Tiere in den Texten Christa Wolfs zeichnet immer der Mensch verantwortlich. Die Tiere sterben nicht im Überlebenskampf mit ihren Artgenossen oder natürlichen Feinden, sondern immer im Kontext der sogenannten

---

<sup>148</sup> ebd. S. 185

Zivilisation. Der Kater, der schreit, als die Frau ihm auf den Schwanz tritt, wird vom Mann an die Scheunenwand geschmissen. Der Fehltritt der Frau geschieht während des Tanzens, also einer kulturellen Handlung, welche aus reinem Ausdruck der Freude dem Menschen vorbehalten ist. Der Schmerzensschrei des Katers bricht in die harmonische Szene so ein, dass man vom Einbruch der Natur in die Kultur sprechen könnte. Bezeichnenderweise reizt dies vor allem den Mann, wie dies auch z.B. in *Medea* und *Kassandra* der Fall ist, als die bestehende Ordnung durch (dort: weiblichen) Instinkt und Empathie bedroht wird. Wie hier der Kater dafür getötet wird, die Grenze zwischen Kultur und Natur gestört zu haben, werden dort *Kassandra* und *Medea* als Vertreterinnen einer natürlichen Ursprünglichkeit von den mächtigen Männern verfolgt. „Um wieviel lieber soll ihn ein tollwütiger Hund gerissen haben als ein toller Mensch, um wieviel besser wäre er einsam verendet als unter den Augen des Vaters. So geht es zu, wenn wir nicht dabei sind.“ [NC 31] „Wir“ – das sind wohl die Menschen, die ob dieses Erlebnisses „ein Mißtrauen [fassen] gegen den hellen Tag und die glatten Gesichter.“ Denen nachts „der Kater [...] auf der Brust [hockt], das große schwarze Tier“. [NC 31] Christa T. fragt den jungen Dorfschullehrer, ob er schon einmal junge Vögel gegen die Scheunenwand geworfen habe, offenbar um ihn dann besser einschätzen zu können – ist er einer ‚von uns‘ oder nicht? [NC 50] ‚Wir‘ sind auch die, die sich „an ein Versprechen gebunden“ fühlen: „Allen soll geholfen werden, gleich.“ [NC 147]

Der Einsatz von Tieren für die Verdeutlichung der Opfer, die unsere Kulturform fordert, ist geschickt gewählt; Tiere sind nicht durch Rationalität ‚verblendet‘ und darum grundsätzlich unschuldig, da sie rein gefühls- und instinktgeleitet handeln. Dies verbindet sie in gewissem Maße mit den menschlichen Opfern in Wolfs Texten, die ebenfalls noch auf ihre Emotionen hören und „mit eigenen Ohren Ungehörtes hören“<sup>149</sup>, also noch eine weniger entfremdete Zugangsform zu ihrer Umwelt haben und dadurch ihren Mitmenschen als fremd, gefährlich und unberechenbar erscheinen. *Kassandra*, von *Apoll* mit der Sehergabe versehen, aber auch mit dem Fluch belegt, dass ihr keiner glauben solle, wird mit einem Hund verglichen, da sie das Schicksal „wittert“ [KV 17]. Angesichts des Todes verhält sie sich in der literarischen Bearbeitung von *Aischylos* „ruhig wie ein gottgetriebenes Tier“ [KV 21]. In ihren letzten Stunden vor dem Tod

---

<sup>149</sup> Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. S. 43

reflektiert sie darüber, ob sie sich hingeben wird wie ein Opfertier („als Schlachtopfer“ [KS 253]) oder ob sie ihr Vorhaben, bis zuletzt die Ereignisse bewusst zu verfolgen und sich selbst dabei zu beobachten, wird durchhalten können. Sie kann nicht anders: Sie muss sich bis zuletzt Rechenschaft ablegen über das, was passiert.

„Werd ich, um mich nicht vor Angst zu winden, um nicht zu brüllen wie ein Tier – wer, wenn nicht ich, sollt das Gebrüll der Opfertiere kennen! – werd ich denn bis zuletzt, bis jenes Beil – werd ich denn noch, wenn schon mein Kopf, mein Hals – werd ich um des Bewußtseins willen bis zuletzt mich selber spalten, eh das Beil mich spaltet, werd ich –.“ [KS 250]

Der Tod der Tiere durch den Menschen verweist auf eine Form von Barbarei, gegen die die Aufklärung im Namen der Vernunft und der Rationalität eigentlich vorgehen wollte. Man war angetreten, sich durch den Intellekt von der Mythenwelt zu trennen und so sich auch von mittelalterlicher Gewalt freizumachen. Tatsächlich aber ist die Gewalt des rational Denkenden aus Angst vor dem Natürlichen, welches er überwunden glaubt, eine wesentlich gefährlichere und zerstörerische Gewalt als eine solche, welche natürlichen Motiven entspringt. Natürliche Gewalt muss nicht legitimiert werden – Tiere kämpfen und töten aus Hunger oder Überlebensangst. Menschliche Gewalt aber entspringt einem Gemisch aus Urängsten vor dem Vorrationalen und womöglich einer pseudorationalen Argumentation. Hinzu kommt die Fähigkeit des Menschen zum Einsatz von Waffen; bei Christa Wolf spielt allerdings die Ergründung der Motive von Gewalt und sozialem Ausschluss eine größere Rolle als ihre Ausführung.

Wie sehr die ‚zivilisierte Barbarei‘ unsere Gesellschaft beherrscht, zeigt Wolf, indem sie selbst Kinder als ‚Täter‘ auftreten lässt. Christa T. ist entsetzt, als sie mit ansehen muss, dass ihre Schüler noch nicht ausgebrütete Vogeleier aus dem Nest holen und an einem Stein zerschlagen und ein Junge für eine Wette versucht, einer Kröte den Kopf abzubeißen. Eine solche Szene lässt sie an jeder Hoffnung auf eine wirklich humane und gerechte Welt zweifeln. Dabei hatte sie die Kinder doch beschworen „die jungen Katzen nicht im Fluß zu ertränken, die alten blinden Hunde nicht mit Steinwürfen zu verfolgen, die Küken nicht gegen die Wand zu werfen.“ [NC 42] Ihr Entsetzen über solche Vorfälle löst in ihrer Umgebung nur Befremden aus: „Ich wundere mich über Sie, Kollegin. Ich denke, Sie sind vom Lande. Und da weinen Sie um eine Kröte?“ [NC 124] Hier spricht der Technokrat, der nichts versteht. Christa T. hat im Nachhinein davon geträumt, der Junge mit der Kröte würde Reue zeigen und

weinend im Stroh liegen. Doch die Hoffnung auf Mitgefühl wird enttäuscht. Die Erzählerin solidarisiert sich mit Christa T.: „Wie stimmen wir im Innersten überein mit allen, die solche Schlüsse, je weniger sie stattfinden, um so heftiger begehren.“ [NC 124] Wieder das ‚Wir‘. Daraus spricht die Hoffnung, dass es noch eine Reihe von Menschen gibt, die mit dem Verstand fühlen können.

Wenn eine Gesellschaft sinnlose Gewalt und vor allem fehlendes Mitleid so weit internalisiert hat, dass sie ihre Kinder in diesem Sinne sozialisiert und so aufwachsen lässt, fehlt jede Antwort auf die Frage, wer sich denn eigentlich in Zukunft für die Humanisierung einsetzen könnte. Dies spüren wohl auch die Freunde in *Sommerstück*, die auf einem zerstörten Hof eine verhungerte Katze in einem Vogelbauer finden, in den sie von Jugendlichen gesperrt worden ist. Die Menschen – in ihrem Wesen offenbar den Empfindsamen wie Medea und Cassandra näher als der Masse – verstehen den Käfig mit der toten Katze als ein Warnzeichen, von dem sie in der Folgezeit alle träumen. Sie identifizieren sich in ihren Träumen mit der Katze, sehen sich selbst als Opfer, hinter dem sich die Tür verschließt, denn: „In der ersten Zeit auf dem Lande hat das prall Gegenständliche noch eine weitere Bedeutung, eine symbolische, gleichnishafte Wirklichkeit tritt aus ihm hervor, die wir in den Städten nicht mehr bemerken.“ [ST 105] Die Erzählerin nimmt sich selbst also nicht aus, wenn es um die Abstumpfung der Sinne durch die Zivilisation geht. Immerhin aber sind sie und ihre Freunde in der Lage, in naturverbundener Umgebung auf dem Lande zu einer Form von empfindsamer Wahrnehmung zurückzufinden. Christa Wolf stellt selbst fest, die Sinne täten sich auf dem Land auf, sie verkümmerten schnell und schmerzhaft in zwei, drei Stadttagen. Das sei eine der Anstrengungen von Berlin. [ET 236] Der verhungerten Katze in *Sommerstück* entspricht das zerstörte Elsternest in *Nachdenken über Christa T.* Beide stehen als Symbole für gedanken- und sinnlose Brutalität, die Freundlichkeit im zwischenmenschlichen Umgang erschwert und im größeren Maßstab (gesellschaftspolitische) Illusionen und Utopien zerstört, weil sie Hoffnungen auf Verbesserung begraben.

Eine Episode verdeutlicht die Sorge um den zivilisierten Menschen, die Wolf umtreibt: Sie berichtet von einem krebserkrankten Jungen, dessen sehnlichster Wunsch es ist, vor seinem bevorstehenden Tod noch als Rekordhalter ins Guinness-Buch zu kommen. Per Schneeballsystem sollen so viele Menschen wie möglich dazu

aufgefordert werden, ihm eine Genesungskarte zu senden. Wolf schildert ihr Unbehagen: Einerseits kann sie diesen letzten Wunsch des Kindes nicht verurteilen. Aber:

„Wie konnte denn ausgerechnet dies sein letzter, glühender Wunsch werden: Rekordalter zu sein in einer Disziplin, die nicht er, die die Krankheit zum Tode, der Krebs, ihm erfunden hatte; und daß anscheinend nicht die Zuwendung, das Mitgefühl der Menschen, die ihm schreiben, das wichtigste für ihn ist, sondern die *Anzahl* der Zusendungen. Auf makabre Weise, dachte oder richtiger: empfand ich, ist dieser englische Junge ein Kind unserer Zeit und ihrer Verkehrtheit.“ [KG 330]

In grauer Vorzeit wurden noch die Menschen selbst geopfert. In Stein- und Bronzezeit wurde der Göttin der Fruchtbarkeit jährlich ein Jüngling geopfert, später dann ein männliches Kind, dann alle acht bis neun Jahre ein Menschenopfer – z.B. bei den Griechen als Stellvertreter des Gottessohnes Dionysos. Dann nahm das Lamm die Rolle der Menschenopfer ein, als Sündenbock [KV 87ff]. In *Kassandra* ist es ironischerweise der griechische Apollonpriester Panthoos, der die Troer lehrt, auf das rituelle Knabenopfer zu verzichten. Als dann die Griechen das Skäische Tor, dessen Standfestigkeit nicht durch ein Menschenopfer erbeten worden ist, zu stürmen drohen, „da hieß es: Der Verräter Panthoos. Mein harmloses gutgläubiges Volk.“ [KS 265]

Für erschrockenes Schweigen bei den Zuhörern sorgt eine Geschichte in *Sommerstück*, die von einem beinahe erfolgten Menschenopfer erzählt. Auf der Flucht aus Griechenland waren sechzig Menschen in Gefahr, weil ein schreiender Säugling sie zu verraten drohte. Sein eigener Vater sollte ihn töten, um alle anderen zu retten. Der setzte das Messer auch tatsächlich an die Kehle des kleinen Jungen, brachte es aber nicht übers Herz, ihn zu töten. Der Säugling blieb am Leben und verhielt sich von da ab ganz still. [ST 72] Dies ist wohl eine ‚moderne‘ Form des Menschenopfers.

Das Ersetzen von Menschenopfern durch Tieropfer stellt einen deutlichen Sprung in die Zivilisation dar. Der junge Mann, der in vorpatriarchalischer Zeit der Priester-Göttin beigegeben wurde, um ein Kind zu zeugen, wurde im Beisein des ganzen Stammes der Göttin geopfert, in der Gewissheit von Wiedergeburt und Auferstehung. In Jahrhunderten wurde das männliche Menschenopfer umgewandelt in das Opfer eines männlichen Tieres.<sup>150</sup>

<sup>150</sup> Christa Wolf: *Dünn ist die Decke der Zivilisation*. S. 649

Umgekehrt steht das Opfern von Menschen für unzivilisierte Barbarei schlechthin. Medeas Reaktion auf ihren Fund unter dem Korinthischen Palast, wo sie in absoluter Dunkelheit in einem hadesähnlichen gewölbeartigen Labyrinth die kleinen Knochen der geopfertten Königstochter ertastet, lässt ihr Grausen vor einer solch längst überwunden geglaubten Tat erkennen. Voller Hoffnung war sie nach Korinth mitgefahren, die Abfahrt aus Kolchis war eine Flucht gewesen. Sie hatte den Legenden geglaubt, die diese Stadt als heilsbringend priesen, und muss nun feststellen: „Die Stadt ist auf eine Untat gegründet.“ [MS 27] Medea ist entsetzt und lässt in dem Moment alle Hoffnungen, die sie mit Korinth verbunden hatte, fallen. Für Naivität ist in ihr kein Raum mehr und zu Jason kann sie nur bemitleidend sagen: „keine Menschenopfer, glaubst du das immer noch? Ach, mein Armer.“ [MS 61] Ihr wurde von Merope bestätigt, was sie nach ihrem Erlebnis in dem hadesartigen Kellergewirr unter dem korinthischen Palast bereits geahnt hat: Iphinoe wurde geopfert, um die Macht des Königs zu sichern. „Er hat es befohlen, sagte Merope. Er hat sie aus dem Weg haben wollen, Iphinoe. Er hatte Angst, wir würden sie an seine Stelle setzen. Und das wollten wir auch. Wir wollten Korinth retten.“ Mit dieser Gewissheit hat alles für Medea seinen Sinn verloren: Ihre Flucht aus Kolchis, dass sie ihre Freunde zum Mitkommen überredet hat, die schlimme Überfahrt und die leidvolle Erfahrung, „als halb gefürchtete, halb verachtete Barbarin in Korinth“ leben zu müssen. [MS 103]

Dem Menschenopfer Iphinoe entsprechen die Opfer Iphigenie und Paris. Iphigenie wurde von ihrem Vater Agamemnon vor der Überfahrt geopfert, um gute Winde zu erbitten. Als Cassandra ihn darauf anspricht, windet er sich, diese Untat zu gestehen, und meint schließlich, er habe sie „opfern müssen“. Dazu aber meint Cassandra: „Das war nicht, was ich hören wollte, aber Wörter wie ‚morden‘, ‚schlachten‘ sind ja den Mördern und Schlächtern unbekannt.“ [KS 286] Agamemnon versucht sich herauszureden, er habe es nicht gewollt, aber seine schadenfrohen neidischen Fürsten hätten darauf bestanden – so wird auch dieses Menschenopfer zu einem Opfer für die Machterhaltung. Über die Griechen meint Cassandra: „Sie handeln übereilt und töricht. Glauben das Unglaubliche, tun, was sie nicht wollen, und betrauern selbstmitleidig ihre Opfer.“ [KS 346]

Paris wurde als Säugling ausgesetzt, weil sein Vater König Priamos nach einem Orakel fürchtete, durch ihn seine Macht über Troja zu verlieren. [KS 283] Die Parallele

fällt irgendwann auch Cassandra auf, als sie Abstand zu ihrer Heimat, dem Palast, gewinnt:

„Dem Priamos hätte kein Priester ein solches Opfer abverlangen dürfen. Arisbe sah mich groß an, da fiel mir Paris ein. War es dasselbe. War es wirklich dasselbe: einen Säugling heimlich töten lassen und ein erwachsenes Mädchen öffentlich schlachten? Und ich erkannte nicht, daß es dasselbe war? Weil es nicht mich, die Tochter, betraf, sondern Paris, den Sohn? Du brauchst viel Zeit, meine Liebe, sagte Arisbe.“ [KS 287]

Kassandras Bruder Troilos wird eines der ersten Opfer des Trojanischen Krieges. Er kann sich schwerverletzt in den Apollotempel retten, um von Cassandra versorgt zu werden. Doch sein Gegner Achill, „das Vieh“ genannt, dringt in den heiligen Ort ein und köpft Troilos im Anblick der Apollo-Statue. „Nun schoß das Menschenblut auf den Altar, wie sonst Blut aus den Rümpfen der Opfertiere. Das Opfer Troilos. Der Schlächter, schauerlich und lustvoll heulend, floh. Achill das Vieh. Ich fühllos lange Zeit.“ [KS 311] Diese grausame Szene kann wohl stellvertretend für den Krieg stehen, in dem es grundsätzlich unzählige Menschenopfer gibt. Die besondere Grausamkeit, welche sich mit Mordlust vermengt, vermittelt Cassandra, dass nun alle Dämme gebrochen sind. „Wenn es das gibt, ist alles möglich.“ [KS 311] Der Grieche achtet nicht einmal den Tempel des Apoll und genießt den Todeskampf seines Opfers. Hier sind kein Mitgefühl und keine Liebe mehr zu erhoffen, damit erlischt auch die Hoffnung.

Und tatsächlich muss Cassandra im Laufe des Krieges bislang Unvorstellbares erfahren: Dass die Griechen den toten Hektor gegen trojanisches Gold aufwiegen, das für seinen Mörder bestimmt ist. Dass Achill Priamos anbietet, das Gold zu behalten, wenn er dafür seine Tochter Polyxena, Kassandras Schwester, an die Griechen ausliefert. Und dann Priamos' Antwort, wenn Menelaos auf Helena verzichte, bekomme Achill Polyxena. In der Folgenacht, in der Achill die Leiche seines Lieblings Patroklos verbrennen muss, „schlachtete Achill das Vieh als Opfer zwölf Gefangene, die edelsten, zwei Söhne Hekabes und Priamos' darunter. In jener Nacht verließen uns die Götter. Zwölfmal der Schrei, der eines Tieres. Zwölfmal gruben sich der Mutter Fingernägel tiefer in mein Fleisch.“ [KS 357]

Diese Opfer nehmen die Hinterbliebenen ein Stück mit in den Tod.

„Zwölfmal hatte das glühende Eisen in uns jene Stelle ausgebrannt, aus der Schmerz, Liebe, Leben, Träume kommen können. Das namenlose Weiche, das

---

den Menschen zum Menschen macht. Hekabe, als sie von mir abfiel, war eine alte Frau, hohlwangig, weißhaarig. Andromache ein wimmerndes Bündel in der Ecke. Polyxena scharf und entschlossen wie ein Schwert. Priamos, bar jeden Königtums, ein kranker Greis.“ [KS 357]

Der Kampf zwischen Troern und Griechen nimmt noch eine andere Wendung, als Penthesilea eingreift und von Achill getötet wird. „Der Mann, unfähig, die Lebendige zu lieben, wirft sich, weiter tötend, auf das Opfer“ und schändet die Amazone. „Was soll werden, wenn das um sich greift. Die Männer, schwach, zu Siegern hochgeputscht, brauchen, um sich überhaupt noch zu empfinden, uns als Opfer. Was soll da werden. Selbst die Griechen spürten, hier war Achill zu weit gegangen.“ Um Achill, der nun um Penthesilea weint, zu strafen, schleifen die Griechen die Frauenleiche übers Feld und schmeißen sie in den Fluss. „Die Frau schinden, um den Mann zu treffen.“ [KS 365]

## 5. Zivilisations- und Wissenschaftskritik

### a) Zweifel an ‚objektiver‘ Medizin und Wissenschaft

Seit den siebziger Jahren setzte sich Christa Wolf wie auch andere Autoren (z.B. Heiner Müller, Christoph Hein, Volker Braun, Günter Kunert) vom Modernitäts- und Fortschrittsdenken ab, da es zunehmend als selbstzerstörerisch und inhuman empfunden wurde. Ihre Kritik verband Wolf mit einer neuen Perspektive, die teilweise als feministisch bezeichnet wird<sup>151</sup>, womit man ihr allerdings nicht ganz gerecht wird, wie noch zu zeigen sein wird.

In ihrem Essay *Krankheit und Liebesentzug*, den Wolf anlässlich der Tagung zu psychosomatischer Gynäkologie verfasste und vor den teilnehmenden Medizinerinnen vortrug, gesteht sie, eine „rein naturwissenschaftlich-physiologisch orientierte medizinische Haltung einfach nicht“ zu verstehen – und es falle ihr schwer, dieses „Geständnis“ zu machen. Sie sei in ihren Vorarbeiten zu der Rede den Begriffen ‚Psyche‘ und ‚Seele‘ nachgegangen und habe feststellen müssen, dass dem wissenschaftlicheren ‚Psyche‘ im Sprachgebrauch meist der Vorrang gegeben werde, von ‚Seele‘ sei eher im literarisch-künstlerischen Bereich die Rede. Vor allem aber sei ihr aufgefallen, dass Psyche wie Seele sehr ‚unmännliche‘ ‚Dinge‘ seien, sie würden auch in Wörterbuchbeispielen meist erklärt mit „Die Psyche der Frau“, „Verständnis für die kindliche Psyche haben“, „Die Psyche der Eingeborenen“, „Die weibliche Psyche“. ‚Das Wissenschaftliche‘ hingegen sei ja eher ‚männlich‘ dominiert, gelte als fern von Emotionen, basierend auf Experiment und Beweis, fern des Zufalls, „abgelöst von Werten, die in der unwissenschaftlichen Menschenwelt sonst gelten mögen“. [KL 412]

---

<sup>151</sup> Katharina Theml: Fortgesetzter Versuch

In einem Essay beschreibt Wolf ihre eigene Art, Krankheiten fern von ‚objektiver‘ Medizin zu beurteilen. Sie schildert die Situation, als ihre Mutter eine Fehlgeburt hatte und sie selbst als im Grunde unwissendes Kind doch eine Ahnung hatte, dass die Mutter dieses Kind vielleicht nicht hatte austragen ‚wollen‘. Und sie fährt fort: „Diese Art Wissen, das nicht durch naturwissenschaftliche Methoden zu erwerben und in der Sprache der Wissenschaften nicht auszudrücken ist, hat sich mir immer mehr verfestigt, hauptsächlich durch einfache Selbstbeobachtung.“ Darum wolle sie ihre Zuhörer – im Gros Mediziner – fragen, weshalb zugunsten angeblicher Objektivität die Selbstbeobachtung und die Erfahrung mit der eigenen Krankheit nicht nur missachtet, sondern geradezu geächtet werde. [KL 413] Hier drängt sich ein Bezug zu Medea auf, der Frau, die auch wegen ihres der männlichen Gesellschaft verdächtigen Wissens um Heilung durch Empathie verachtet wird. Mitgefühl gilt vielfach als weibisch und schwächlich, „wir sind so in die Konformität gepreßt worden, daß wir uns des empathischen Mitfühlens mit dem Leiden anderer Menschen schämen. Aber Empathie ist unser ursprünglicher und erster Weg der zwischenmenschlichen Kommunikation.“<sup>152</sup>

Typisch für Wolfs Schilderung moderner Wissenschaft und ihrer Vertreter ist der Arzt Dr. Riesenschlag (!), an den sich Nelly wendet, als dieser ihr eine Perle aus der Nase operieren muss. Dr. Riesenschlag hantiert mit metallenen Instrumenten und holt die Perle mit einem Blutstrahl heraus. Er wirkt insgesamt gleichmütig, nüchtern, emotionslos, als Vertreter einer kalten technischen Atmosphäre. [KM 34]

Auch der Arzt, der den Bruder der Erzählerin in *Störfall* von seinem Hirntumor befreien soll, setzt wie Dr. Riesenschlag auf die Vollkommenheit seiner technischen Geräte, um den Patienten zu beruhigen. Die besorgte Schwester – die Erzählerin – aber vermutet, dass die Apparate zu grob sind, um den wirklichen Zustand des Bruders zu erfassen. [SF 23] Die Schilderung der beiden Ereignisse eines Tages – Hirnoperation des Bruders und die Katastrophe von Tschernobyl – lässt Kritik der Erzählerin an der gängigen Form von Wissenschaft, welche eine Wissenschaft der Männer ist, deutlich werden. Sie stellt indirekt die These auf, die stetige Neuschöpfung technischer Geräte jeglicher Art sei Ausdruck männlicher Unfähigkeit zu Liebe und starken Gefühlen. Wolf schreibt von ungeheurer technischer Schöpfung – diese kann einem tatsächlich

---

<sup>152</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 63

nicht geheuer sein. Für Wissenschaftler sei real, was messbar sei, und „den ganzen übrigen ungeheuren Bereich der Wirklichkeit blenden sie aus.“ [ET 484] Die wissenschaftlichen Innovationen stellen demnach Ersatz dar für das gefühlsbestimmte Leben, welches den Menschen eigentlich glücklich machen würde. Die Männer, die die friedliche Kernenergie erfanden, hätten „unter ihrer überentwickelten Gehirntätigkeit leiden müssen“, wenn sie nicht dieses – leider destruktive – Ziel verfolgt hätten. [SF 38ff] Es entsteht der Vergleich mit den Ratten, welche in Tierversuchen permanent auf die Taste drücken, welche ihnen über Gehirnströme Lustgefühle verabreicht. Sie halten sich in einem Wahn nur noch an dieser Taste auf und vernachlässigen ihre natürlichen Bedürfnisse, so dass sie sogar die Gefahr eingehen, zu verhungern und auszusterben.

So hat auch der Mensch Lustbefriedigung und Zerstörungsdrang gekoppelt – Wissenschaftler können ihren Forschungs- und Konstruktionstrieb nicht bändigen, selbst wenn ihre Erfindungen zu Zerstörung, Verletzung und Tod führen. [SF 55] Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden.

Die Chirurgen lassen die Erzählerin eine gewisse Ehrfurcht und Scheu vor ihren ungeheuren Eingriffen in den Menschen vermissen. Sie gehen als Technokraten vor, zeigen in ihrem Handwerk ebenso wenig Fingerspitzengefühl wie andere Wissenschaftler auch, etwa Atomwissenschaftler. In einigen ihrer Werke gibt Wolf ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, dass die männlich dominierte moderne Medizin derart dogmatisch darauf beharrt, Seele und Körper als unabhängige, getrennte Elemente zu begreifen.

Ihrer Vermutung nach würden wir die Sprache unserer Organe wesentlich besser entschlüsseln und verstehen können, wenn wir nicht darauf bestünden, „Körper- und Seelengedächtnis“ zu trennen. [KM 442] Sind vernunftbegabte Wesen denkbar, die die Spaltung des heutigen Menschen in Leib, Seele, Geist nicht kennen? Cassandra erlebt diese Operation, die Trennung dieser Elemente am lebendigen Leib. Reale Kräfte in ihrer Umgebung verlangen je nach Bedarf partielle Selbstverleugnung. „Sie erlernt Abtötungstechniken.“ [KV 114] Da Vinci meinte dazu: „Die Erkenntnis, die nicht durch die Sinne gegangen ist, kann keine andere Wahrheit erzeugen als die schädliche“. Die Menschen können dies „nach dem langen gefährlichen Experiment mit der abstrakten Rationalität, das im instrumentalen Denken endete“, nicht mehr einsehen, da ihre Sinne

verödet sind und sie „mit Recht Angst davor haben, sie zu reaktivieren“ oder aber gar nicht mehr dazu in der Lage sind. [KV 156]

Erhellend für das Bild, das Wolf immer wieder von Medizinern zeichnet, ist ein Gespräch zwischen Patientin und Arzt in *Leibhaftig*. Die Patientin stellt fest, der Arzt mache die Menschen, die er als blind bezeichnet, gehend. Er bestätigt dies und fügt an, sie wolle die Blinden anscheinend sehend machen, und da sei es kein Wunder, wenn es ihr manchmal die Beine weghaue. Sie ist sich daraufhin sicher, er lache sich wahrscheinlich ins Fäustchen über diese „unbelehrbar Naiven“, die glauben, die Menschen noch sehend machen zu können. Doch er weist dies zurück: „Warum soll sich unsereins nicht zurücksehnen nach der Zeit, da das Wünschen noch geholfen hat und Ihre Müllerstochter Stroh zu Gold spann?“ Offenbar hält er es also doch für sehr unzeitgemäß, heutzutage dieses Ansinnen zu verfolgen, und verweist es in ferne Zeiten und den Bereich der Märchen. [LB 176] Die Patientin aber lässt sich nicht irritieren, sie bemitleidet ihn und stellt sich vor, dass der Preis für die Gemütsruhe des Unbeteiligten die verzehrende Langeweile sei. Sie möchte also keinesfalls ihr Bemühen um die Suche nach Wahrheit tauschen gegen seine Illusionslosigkeit und scheinbare Gewissheit.

Auch in *Kein Ort. Nirgends* stellt der Arzt eine Negativfigur dar. Caroline von Günderrode lässt sich von einem Chirurgen zeigen, an welche Stelle sie den Dolch ansetzen müsste, um sich ins Herz zu treffen. Zu dieser Dienstleistung ist der Arzt bereit – zur Heilung der Leiden Günderrodes aber kann er nichts beitragen. Dadurch nimmt er eine höchst fragwürdige, destruktive Rolle ein und wird dem Bild eines heilenden Fachmanns in keiner Weise gerecht. [KN 14] Dies verbindet ihn mit dem jungen Arzt in *Nachdenken über Christa T.*, der sich zum „Unterhändler des Gegners“ macht und meint, Christa T. dazu bringen zu können, sich mit dem nahenden Tod einfach abzufinden: „Mit dreißig, glauben Sie mir, hat man alles wirklich Wichtige hinter sich.“ [NC 199] Ein wenig feinfühler Hinweis, der im Übrigen auf Protest der Kranken hin sofort zurückgenommen und als ironische Bemerkung fallen gelassen wird – „da läuft der über mit fliegender Fahne.“ [NC 200]

Mediziner werden im Werk der Christa Wolf selten positiv gezeichnet, meist tragen sie unsympathische Charakterzüge, leiden an mangelnder Humanität und erscheinen halbgebildet.

Das Lieblingswort des Doktors, der sich des Leidens Kleists in *Kein Ort. Nirgends* annimmt, ist bezeichnenderweise ‚gewiss‘. Kleist, zerfressen von Zweifeln und beschäftigt mit Selbstmordabsichten, würde gerade dieses Wort sicher gar nicht über die Lippen bringen können. Die Welt des Mediziners und die Welt des Künstlers erscheinen als unüberbrückbar getrennt. Während der eine Mensch sich in allem sicher ist und nichts in Frage stellt, wird der andere von Selbstzweifeln gepeinigt. Bestätigt wird dies von dem Ausspruch des Doktors, es sei nicht gut, dass der Mensch zu tief in sich hineinblicke. Er lehnt also jede Reflexion von vorneherein ab, erklärt sie für unnützlich und schützt sich selbst auf diese Weise vielleicht vor unangenehmen Erkenntnissen über seine eigene Person. Er ist sich denn auch mit Pfuld darin einig, dass die Wand zwischen den Phantasien der Literaten und den Realitäten der Welt nicht durchbrochen werden sollte. Kleist kann sich einer solchen Meinung nicht anschließen. [KN 18f]

Auch Savigny will sich bemühen, Kleist „an die Grenze zu führen, die zwischen Philosophie und Leben gesetzt ist“, geht also auch von einer Spaltung aus, welche der Doktor zwischen Gesunden und Kranken vermutet. Savigny scheint Symptom und Ursache des Kleistschen Leidens zu benennen, wenn er meint, wer die Philosophie beim Wort nehme und das Leben am Ideal messe, müsse zum Verbrecher oder Wahnsinnigen werden. Kleist vermutet hinter dieser Erklärung, Savigny lehre ihn, Goethe zu verstehen. [KN 47f] Damit meint er wohl vor allem, dass er die Unterschiede zwischen sich und dem Dichturfürsten noch deutlicher zu erkennen vermag. Die positive Zeichnung Kleists durch Wolf lässt erahnen, dass er durchaus als Identifikationsfigur fungieren kann. Mit seinem Mangel an Orientierung und seiner Unsicherheit, was feste und eindeutige Standpunkte hinsichtlich des Lebens und der Welt angeht, entsprach und entspricht Kleist eher dem Typus des modernen Schriftstellers als der in Harmonie und Sicherheit schwelgende Goethe. Auch „das Bild vom wahnsinnigen Hölderlin ist der Gegenwartsliteratur offensichtlich lieber als das des gesunden Dichters.“<sup>153</sup>

Kleist und Doktor stellen die Repräsentanten der beiden getrennten Welten dar. Kleist scheint in diesem Vergleich die Rolle des Kranken, von der Gesellschaft Isolierten einzunehmen, während der Doktor das Gesunde, Starke und darwinistisch Durchsetzungsfreudige vertritt. Kleist selbst erkennt diese implizite Rollenverteilung. So sieht er den Unterschied zwischen sich und Goethe darin, dass Letzterer die

---

<sup>153</sup> Thomas Anz: *Gesund oder krank?* S. 198

Vernunft in Gut und Böse, in gesund und krank einteilt. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass der Hinweis auf Goethes Einteilung in das gesunde Klassische und kranke Romantische sowie seine Abwertung des Kranken schlechthin etwas zu kurz greift. Anz weist darauf hin, dass Goethe durchaus auf den Verdienst von Krankheit, eine um so stärkere Gesundheit nach sich zu ziehen, hinweist: „Krankheiten, wenn sie glücklich vorübergehen, bringen mehr Nutzen als Schaden.“<sup>154</sup> „Individuelle Bildungs- und kulturelle Evolutionsprozesse werden in seiner Sicht durch Krisen und Krankheiten entscheidend gefördert.“<sup>155</sup> Immerhin hat Goethe mit Werther und Tasso Künstlerfiguren geschaffen, die durchaus als krank zu bezeichnen sind.

Kleist kann die Welt jedoch nicht in ‚krank‘ und ‚gesund‘ spalten, da er beide Teile in sich beherbergt. Er („und mit ihm die Autorin“<sup>156</sup>) sagt von sich, dass er die Welt nicht wie der Geheime Rat aus Weimar „in gesund und krank“ teilen könne [KN 76]. Die Günderröde glaubt an einen Abgrund hinter der Schönheit der Natur, an ein grässliches Chaos, „gräßlich wahr“ – Kleist ist sich sicher, dass die „Älteren“, womit er wohl auf Goethe anspielt, diese beiden Wörter nie zusammen verwenden würden. Für Kleist und Günderröde aber ist ‚wahr‘ nicht gleichbedeutend mit ‚schön‘, ‚heiter‘ und ‚harmonisch‘. Sie fühlen sich innerlich zerrissen, so dass sie nirgendwo Harmonie empfinden können. Günderröde kann nicht einmal den Anblick einer schönen Blumenwiese ertragen, sie muss sich die Augen abschirmen; und auch Kleist spürt, dass die Vollkommenheit der Natur seiner Zerrissenheit entgegensteht. [KN 86] Sein Arzt Wedekind muss erkennen, dass Kleist von etwas zerrissen wird, dessen er nicht Herr ist. Kleist nennt die Krankheit schließlich selbst beim Namen: „Das Unglück, von Bindungen abzuhängen, die mich ersticken, wenn ich sie dulde, und die mich zerreißen, wenn ich mich löse.“ [KN 40]

Die wesentlichen Aspekte der Wolfschen Skepsis hinsichtlich männlich dominierter Wissenschaft finden sich in der Satire *Neue Lebensansichten eines Katers* (1971). Schon zu Beginn stellt der Kater fest, dass moderne Autoren nicht mehr – wie sein Vorbild Kater Murr – von ‚Seele‘ sprechen, sondern diesen „hypothetische[n] Gegenstand, wissenschaftlich niemals verifiziert, dem frühen neunzehnten Jahrhundert

---

<sup>154</sup> zit. nach Thomas Anz: ‚Gesund‘ und ‚krank‘. S. 243

<sup>155</sup> ebd.

<sup>156</sup> Thomas Anz: ‚Gesund‘ und ‚krank‘. S. 243

unentbehrlich“, durch „Tricks wie ‚Mutmaßungen‘, ‚Nachdenken‘ und die Äußerung von ‚Ansichten‘ in die Enge getrieben hätten. [NL 436] Kurz: Von ‚Seele‘ zu sprechen ist höchst unmodern, man versucht diesem zu komplexen und nebulösen Begriff auszuweichen. Der „Ernährungswissenschaftler und Physiotherapeut“ Dr. Fettback führt diesen Gedanken weiter aus: Das sehe ja sogar er, „daß die Seele eine reaktionäre Einbildung sei, die viel unnützes Leid über die Menschheit gebracht“ habe, und sein Chef, „kybernetischer Soziologe“, Dr. Hinz, pflichtet ihm bei:

„Anstatt jene Verschwendung ideeller und materieller Produktivkräfte zu dulden, die aus diesem unkontrollierten Seelenunwesen natürlich entsprungen sei, hätte man frühzeitig ein möglichst lückenloses Nachschlagewerk für optimale Varianten aller Situationen des menschlichen Lebens anlegen und auf dem Verwaltungswege jedem Haushalt zustellen sollen.“ [NL 438]

Hier sind in satirischer Überspitzung die Mängel und Neurosen moderner Wissenschaft zusammengefasst: Sie missachtet den Menschen, da sie seine Seele für überflüssig und lästig hält, hat sich allein maximaler Produktivität und Effizienz verschrieben und verfolgt als höchstes Ziel lückenlose ‚Aufklärung‘. Dass im menschlichen Leben nicht alles zu kontrollieren ist und es Bereiche gibt, die weder vollkommen entschlüsselt werden noch in einem handlichen Lexikon festgehalten werden können, kommt hier niemandem in den Sinn. Es fragt auch niemand nach dem Sinn dieses Treibens. Der Kater stellt sich vor, dieses Nachschlagewerk bestehe bereits – die Folge wäre: „Der technisch-wissenschaftliche Fortschritt wäre um Jahrzehnte früher ausgelöst worden, und die Menschheit könnte schon in der Zukunft leben. Die wohlige Zufriedenheit, nach der es jedes Geschöpf verlangt, hätte sich längst ausgebreitet...“ [NL 439] Weshalb aus der Existenz dieses Kompendiums, also dem Wissen über „optimale Varianten aller Situationen des menschlichen Lebens“ Glück und Zufriedenheit erwachsen sollten, wird nicht geklärt, aber das ist ja gerade Teil der Satire: Unbekümmert-naive ‚Fortschritts‘-Gläubigkeit zeichnet sich gerade durch Fehlen einer kritischen Selbsthinterfragung aus. Als einziges Argument wird vom Kater Max immer wieder der volkswirtschaftliche Gewinn erwähnt, welcher aus der Ansammlung dieser gigantischen Datenmenge erwachsen soll.

Um direkt allen Klischees des modernen Katers/Mannes zu entsprechen, schließt sich der Kater auch dem Diktum seines Professors an, dass das ‚Weib‘ sich „den fortschrittlichen Testmethoden seiner Wissenschaft viel hartnäckiger entzieht als der

Mann.“ [NL 437] Auch Kater Max bevorzugt unter den Katzen ein „sanftes, anschmiegsames Geschöpf ohne Herrschsucht.“ [NL 465]

Typisch auch, dass die Forscher des ‚Totalen Menschenglücks (TOMEGL)‘ selbst an Magengeschwür und Schlafstörungen leiden. Sie verfolgen das Ziel, die Menschheit von ‚der Tragödie‘ zu befreien, und verzetteln sich selbst durch ihre Seelen- und Geistlosigkeit in ihrer kranken Psyche. [NL 441]

Die drei Wissenschaftler verfolgen das Ziel, ein ‚System der maximalen körperlichen und seelischen Gesundheit (SYMAGE)‘ des Menschen zu errichten. Zu diesem Zweck sammeln sie in riesigen Karteikästen, die „wie Soldaten in Reih und Glied“ [SV 450] stehen, Karten zu Schlagwörtern des menschlichen Lebens, welche sie mit Unterkategorien dieser Schlagwörter befüllen. Der Kater Max macht sich einen Spaß daraus, die Zettel durcheinanderzubringen, so dass etwa die Anpassungsfähigkeit nicht mehr im Kasten Soziale Normen steckt, sondern zu den Lebensgenüssen sortiert ist. Absurderweise ist der Professor, als er dies entdeckt, nicht entsetzt, sondern hält diesen Einfall für den Beweis seiner Genialität und macht es gar „zu einem Stützpfiler von SYMAGE“. [NL 451] SYMAGE soll ebenso wie TOMEGL mit dem bisherigen mystischen und irrationalen Umgang mit dem Leben, welcher nur „Unordnung, Zeitverschwendung, unökonomische[n] Kräfteverschleiß“ gekostet hat, aufräumen und stattdessen „ein logisches, unausweichliches, einzig richtiges System der rationellen Lebensführung unter Anwendung der modernsten Rechentechnik“ erarbeiten. [NL 451f] Die Männer möchten also das Leben an sich unter Kontrolle bringen, wollen es beherrschbar machen und sich unterwerfen – was sich übrigens auch in des Professors Umgang mit seinem Garten ausdrückt, „den er nicht aus Passion, aber aus Ordnungsliebe“ pflegt. [SV 456] Sie versuchen wie der Professor in *Selbstversuch*, die Welt durch ein „Fangnetz aus Zahlen, Kurven und Berechnungen dingfest“ zu machen, „wie einen ertappten Sünder, mit dem man sich nicht weiter einlassen muß. Von dem man sich distanziert – am raffiniertesten mittels einer unübersehbaren Aufzählung von Fakten, die wir als wissenschaftliche Berichte ausgeben.“ [SV 484] Diesen Drang zu herrschen und Gefühle zu unterdrücken scheint Christa Wolf bei Männern immer wieder offenzulegen, ob es nun um ihren Umgang mit Frauen, der Natur oder der Welt allgemein geht. Was Kirke zu Medea sagt, kann wohl verallgemeinert werden:

„Aber Verzweiflung ertragen sie alle nicht, zum Verzweifeln haben sie uns abgerichtet, einer muß ja trauern, oder eine. Wenn sie nur noch von

Schlachtenlärm und Geheul und dem Wimmern der Niedergeschlagenen erfüllt sein würde, dann bliebe sie einfach stehen, die Erde, meinst du nicht.“ [MS 99]

Und auch in diesem Beispiel vergessen oder verdrängen die Wissenschaftler einen Großteil dessen, was den Menschen und das Leben ausmacht. Dass sie die Beschäftigung mit der Seele als ökonomische Zeitverschwendung betrachten, wurde bereits erwähnt. Auch den Traum, in dem seelische Vorgänge vielfach verarbeitet oder nacherlebt werden, hat Dr. Fettback in seiner speziellen Art analysiert und befunden, „Träume jeglichen Inhalts erklärten sich aus Störungen der Darmperistaltik“. [NL 454]

So kann es gehen, wenn der Forscher, der das Menschenglück und die Gesundheit lückenlos aufzeichnen will, sich ausschließlich auf Kategorien wie Effizienz, Ökonomie und Kontrolle stützt und obendrein die menschliche Psyche aus seinen Forschungen ausklammert, weil sie eben diesen Anforderungen nicht genügt.

Phyllis Cheslers Gedanke spiegelt sich hier wieder: „Die moderne Welt, die Politik und die Wissenschaft – das ganze rationale Grundsystem – lehnen eine Berücksichtigung des Irrationalen, ja jegliche Beziehung dazu, das heißt zu den Ereignissen des Unbewußten oder zur Vorstellung eines kollektiven Bewußtseins, völlig ab.“<sup>157</sup> Wolf drückt es ähnlich aus: „Für den echten Naturwissenschaftler ist die Welt der Gefühle unerheblich, irrational, irreal, und was auf sie Bezug nimmt, Irrationalismus.“ [KL 425]

Da der Computer Heinrich sich schließlich weigert, TOMEGL und SYMAGE sinnvoll miteinander zu verbinden, und nur Fehlermeldungen anzeigt, reduzieren die drei Wissenschaftler ihre Komponenten des menschlichen Lebens so weit, bis Heinrich zufrieden ist. Als besonders wichtig erweist sich, den Komplex ‚Schöpferisches Denken‘ zu entfernen, da der Computer auf diese Änderung freudig reagiert. Dr. Fettback, der meint, „zur Persönlichkeit gehöre schöpferisches Denken“ und er werde es „bis zum letzten Blutstropfen verteidigen“, ist sofort umgestimmt, als die drei eine Konferenz bilden und per Mehrheitsbeschluss festhalten, „daß schöpferisches Denken zum Menschenbild gehöre [...], daß man aber zu wissenschaftlichen Versuchszwecken davon absehen könne.“ [NL 462] Wenn die Realität nicht in die wissenschaftliche Theorie passt, wird sie eben ausgeklammert. Bevor die drei Wissenschaftler ihr eigenes Vorgehen hinterfragen, passen sie lieber die Wirklichkeit der Theorie an. So werden

---

<sup>157</sup> Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? S. 24f

„theoriewidersprüchliche Tatsachen [...] ausgemerzt und durch Ideologie ersetzt.“ [ET 316] Viele Eigenschaften, die Max als ohnehin überflüssig bezeichnet, wie „Wagemut, Selbstlosigkeit, Barmherzigkeit“, werden als „unnützer Plunder“ wegrationalisiert, bis man sich der ‚Wahrheit‘ immer näher fühlt, ganz nach Dr. Hinz’ Devise „Wahrhaftig sein heiße das Kriterium der Brauchbarkeit erfüllen.“ [NL 463]

Anstatt der Menschheit die Glücksformel präsentieren zu können, wird die ‚Variable Mensch‘, mit der der Computer nicht umgehen kann, maschinengerecht zerstümmelt und bis hin zu Vernunft und Sexus seiner eigentlichen Wesensmerkmale beraubt. Am Schluss bleibt der ‚Normalmensch‘, der ‚geformte Mensch‘, ein reines ‚Reflexwesen‘, welches mehr dem Computer als einem Menschen gleicht. Die Forschungen müssen scheitern, da die Wissenschaftler nicht den Menschen im Blickfeld ihres Tuns haben, sondern den Menschen zum Sklaven ihrer Theorie machen. Sie verkörpern den höchst defizitären modernen Menschen, der über seinem Bemühen, der Zeit- und Produktionsökonomie zu dienen, das Eigentliche übersieht.

Wolf geht es nie darum, Wissenschaft zu negieren. Vielmehr insistiert sie „auf einer permanenten Überprüfung der kulturellen (diskursiven) Grundstrukturen, Perspektiven und Ausgangsbedingungen, die bestimmte Wissensformen prägen.“<sup>158</sup>

In dem bereits zitierten Essay *Krankheit und Liebesentzug* fragt Wolf sich, warum die Schulmedizin sich den Patienten mit seiner Seele vom Hals halten wolle und stattdessen blind auf Apparate, Technik und Pharmaka vertraue – auf welche sie keineswegs verzichten wolle, nur die kompromisslose Konzentration auf das Seelenlose mache ihr Angst. [KL 414] Am bedenklichsten erscheint ihr an der naturwissenschaftlichen Denkweise, nur noch für real zu halten, was bezeichnet werden könne. Nur Fakten würden für existent gehalten. [KL 416]

Einen solchen Wissenschaftlertypus stellt der Professor in *Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll* (1972) dar. Er hält „Unbeherrschtheiten, Stimmungen, alle Arten von Entgleisungen“ für „Steinzeitmiasmen“. [SV 472] Der heutige Mensch hat rein rational mit seiner Umwelt umzugehen. Die Erzählerin lässt sich für ein Experiment in einen Mann verwandeln. Obwohl die Frau noch als „Katze zusammengerollt“ in ihr schläft, machen sich doch schnell die ersten Veränderungen bemerkbar: In einem Test

---

<sup>158</sup> Katharina Theml: Fortgesetzter Versuch. S. 229

antwortet sie spontan auf ‚rot‘ nicht mehr ‚Liebe‘, wie sie dies als Frau noch getan hat, sondern ‚Wut‘, auf ‚Frau‘ nicht ‚Mann‘, sondern ‚schön‘ und auf ‚Kind‘ nicht mehr ‚weich‘, sondern ‚schmutzig‘. Männliche Sichtweisen ergreifen langsam Besitz von ihr und lassen zwangsläufig ihre Sprache eine andere werden. Die Protagonistin schildert das Experiment im Rückblick. Sie reflektiert also ihr Denken und Handeln vor der Verwandlung, als sie noch Frau war, ebenso wie ihr Verhalten als Mann, der sie einige Wochen war, und kann beide Phasen mit ihrer jetzigen Situation, wieder als Frau, vergleichen. Sie hat als Frau im Wissenschaftsbetrieb lange lernen müssen, sich den „höchste[n] Tugenden Nichteinmischung und Ungerührtheit“ zu unterwerfen. Das Lebens als Mann hat ihr nun dahingehend die Augen geöffnet, dass sie dieses ‚männliche‘ Denken gar nicht mehr als erstrebenswert, sondern als Ausdruck eines Mangels begreift. Je mehr der Mann von ihr Besitz ergreift, je weniger sie noch die Frau in sich spürt, desto mehr gewinnt der Gleichmut die Überhand. Empfindungen, welche die Person als Frau noch selbstverständlich hatte, schwinden nun und machen einer Zufriedenheit Platz, welche sich auf die Abwesenheit lästiger Emotionen gründet:

„Schon verbot ich mir die Traurigkeit als unfruchtbare Vergeudung von Zeit und Kraft. Schon kam es mir nicht mehr gefährlich vor, an jener Arbeitsteilung mitzuwirken, die den Frauen das Recht auf Trauer, Hysterie, die Überzahl der Neurosen läßt und ihnen den Spaß gönnt, sich mit den Entäußerungen der Seele zu befassen (die noch kein Mensch unter dem Mikroskop gefunden hat) und mit dem großen, schier unausschöpflichen Sektor der schönen Künste. Während wir Männer die Weltkugel auf unsere Schultern laden, unter deren Last wir fast zusammenbrechen, und uns unbeirrt den Realitäten widmen, den drei großen W: Wirtschaft, Wissenschaft, Weltpolitik.“ [SV 497]

Wieder Frau, hat sie „Mühe, mir wieder Zutritt zu verschaffen zu all den verschütteten Bezirken in meinem Innern“, und sie sehnt sich danach, „Verstand und Vernunft, im liederlich-schöpferischen Schoß der Sprache einst ein und dasselbe, durch uns miteinander zerstritten, wieder brüderlich vereint zu sehen...“ [SV 484] Eben das Liederlich-Schöpferische ist es, das die männlichen Wissenschaftler in *Neue Lebensansichten eines Katers* und *Selbstversuch* durch ihren Ordnungs- und Erfassungswahn auszurotten suchen. Der Schoß, quasi das weibliche Element im Allgemeinen, erzeugt bei ihnen nur Abwehr, die sich aus Ekel, Angst und Herrschsucht speist. Diese Abwehr richtet sich nicht nur gegen das Weibliche, sondern umfasst die ganze Natur, das Unbeherrschbare, Fremde, nicht Bezähmbare, zu dem sie eben auch die Frauen zählen. Sie setzen dem die Ordnung entgegen, die Kontrolle, die

Beherrschung, die Unterwerfung und die Rationalität, die der Vernunft entbehrt. Wolf folgt damit typischen „Gegenüberstellungen von Geist und Natur, Rationalität und Sinnlichkeit, begrifflicher Abstraktion und körperlicher Konkretheit, Zivilisation und Ursprünglichkeit, zwanghafter Ordnung und anarchischer Unstrukturiertheit, Normalität und Wahnsinn“.<sup>159</sup>

**b) Erkenntnis außerhalb von Wissenschaft**

Angesichts der offenkundigen Schwierigkeiten, die Welt mit vermeintlich exakter Wissenschaft zu beherrschen und verstehen zu wollen, stellt sich die Frage, welche Alternativen es gibt.

Phyllis Chesler stellt die These auf, das Verhalten vieler für geisteskrank gehaltenen Frauen gelte lediglich darum als verrückt, weil „es den Versuch eines sozial machtlosen Individuums darstellt, Körper und Geist miteinander in Einklang zu bringen.“<sup>160</sup>

„Einer der Kritikpunkte scheint es mir zu sein, diese Medizin könne nur schwer jener Forderung nachkommen, die sie selbst anerkennen muß und die zur populären Binsenweisheit geworden ist: daß nämlich der Arzt nicht einen Blinddarm, eine Galle oder eben einen Krebs zu behandeln habe, sondern den ‚ganzen Menschen‘. Die Person, ja sogar: die ‚Persönlichkeit‘.“

Doch auch Wolf maßt sich keine Patentrezepte an: „‚Ganzheitliche Medizin‘ also, aber was ist das?“ [KG 332] Sie müsste sich eines ‚Neuen Denkens‘ in den Naturwissenschaften bedienen, eines Denkens, das, „das mechanistische Weltbild hinter sich lassend“, „altbekannte Objekte in unerwarteten Zusammenhängen“ zu sehen hätte. Disziplinen wie Medizin, Physik, Biologie, Ökologie müssten ihre Grenzen aufheben und sich zusammenschließen. Anstatt die Welt in immer winzigere Kleinstteilchen zu zerlegen und unter dem Mikroskop zu betrachten, könnte ein vereinter Blick über den Tellerrand vielleicht neue Perspektiven schaffen. [KG 347f] Übrigens verweist auch diese Einstellung auf eine Tradition der Romantik. Die Romantik verfolgte das Ideal der Integration aller Wissenschaften und Künste.

Auch Christa T. fragt sich: „Warum kann der Verstand nicht sehen, hören, riechen, schmecken, tasten? Warum dieses Auseinanderfallen in zwei Hälften? [...]“

<sup>159</sup> Thomas Anz: *Gesund oder krank?* S. 170f

<sup>160</sup> Phyllis Chesler: *Frauen – das verrückte Geschlecht?* S. 54

Mein Denken ist dunkler, merkwürdig mit Empfindungen gemischt. Muß es deshalb falsch sein?“ [NC 87] Ist ein Denken ernst zu nehmen, das sich nicht allein aus der ratio speist? Die moderne Wissenschaft lehnt Emotionen ab, sie verfälschen die Messergebnisse und sind von keinem Nutzen. Da die Wissenschaft aber die Normen setzt und das gesellschaftliche Klima bestimmt, was ihr ein großes Selbstbewusstsein beschert, muss jemand wie Christa T., die Gefühl und Verstand nicht trennen kann und möchte, Zweifel bekommen. Da sie sich gegenüber der Masse ‚glücklicher‘ Menschen klein und schwach fühlt, lenkt sie die Zweifel auf sich selbst: „Anpassen lernen! Und wenn nicht ich es wäre, die sich anzupassen hätte? – Doch so weit ging sie nicht.“ [NC 87]

In seiner Theorie vom Wahnsinn der Normalität macht auch Arno Gruen die Spaltung von Denken und Fühlen für die verbreitete und darum als ‚gesund‘ geltende Geisteskrankheit des ‚normalen‘ Menschen verantwortlich. Vor allem die Unfähigkeit, Gefühle zu ertragen, trenne das Denken vom Fühlen. Obwohl dieses Symptom als typisch für den Schizophrenen gelte, habe es doch in Wirklichkeit eigentlich den ‚normalen‘ Menschen befallen. Gruen sieht in der Verdrängung ursprünglicher emotionaler Bedürfnisse und Erkenntnisse durch Denkvorgänge, wie die Realität sie uns vorschreibt, eine große Gefahr, weil sie die Innenwelt des Menschen in Chaos und Verzweiflung stürze. Um dies nicht wahrhaben zu wollen, orientiere sich der Kranke noch verstärkt auf die ‚Realität‘, welche solche Zeichen von Schwäche und Hilflosigkeit verachte. Dadurch gerate der moderne Mensch in eine Spirale des Selbsthasses, die sich dann in Hass und Gewalt gegen andere äußere.<sup>161</sup>

Wissenschaftlichkeit wird an anderer Stelle als eine „der größten Lebensabwehrmythen dieser Zeit“ [KV 111] bezeichnet. Hinter Wissenschaft kann man sich gut vor ‚dem Leben‘ verstecken, sie konstruiert ihre eigenen Gesetze. Was den Wissenschaftler irritiert, kann er schlicht aus seiner Theorie streichen und damit irrelevant erscheinen lassen. Dies gilt für nichtmessbare Phänomene, die ‚das Leben‘ ausmachen und nicht auf Gefühle zu beschränken sind. Die Welt wäre eine andere ohne den

„wahnhaft[e] Irrtum: Sicherheit von einer Maschine abhängig zu machen anstatt von der Analyse der historischen Situation, die nur Menschen mit

---

<sup>161</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 28

historischem Verständnis (das heißt auch: mit Verständnis der historischen Situation der anderen Seite) leisten können.“ [KV 112]

Wolf kritisiert indirekt, dass die ganzheitlich denkenden Menschen, die Sensiblen und Empfindsamen, in dieser Umwelt zum Scheitern gezwungen sind, obwohl sie doch diejenigen sind, die davor warnen, halbausgebrütete Vogeleier an einem Stein zu zerschlagen. Wohin soll eine Gesellschaft treiben, die diese Menschen ausgrenzt und ihnen das Gefühl vermittelt, nicht der Norm zu genügen?

Medea stellt fest, dass „auch Hände [...] ein Gedächtnis haben“. [MS 18] Sie kann sich lautlos bewegen, ohne jeden Hauch atmen. [MS 25] Auch sie passt mit dieser Abart der Synästhesie nicht in das herrschende Bild und wird so zur Aussätzigen. Ihre Ansicht, „die Gedanken hätten sich aus den Gefühlen heraus entwickelt und sollten den Zusammenhang mit ihnen nicht verlieren“, führt beim Astrologen des Königshofs, Akamas, nur zur herabwürdigenden Bemerkung: „Veraltet, natürlich. Kreatürliche Dumpfheit, sagte ich dazu. Schöpferische Quelle sie.“ [MS 112] Der Hinweis auf das Kreatürliche verweist wieder auf Ähnlichkeiten des Menschen mit dem Tier und Akamas spricht hier wohl unbewusst etwas Wahres aus: So weit ist der Mensch nicht vom Tier entfernt, wie er meint, denn des Menschen Gedanken, die ihn vom Tier unterscheiden, sind eben – folgt man Medea – auf unsere Gefühle und somit auch auf unsere tierische Vergangenheit zurückzuführen. Medea nutzt diese Erkenntnis für ihre Heilkunst, indem sie zu den seelischen Hintergründen körperlicher Leiden vorstößt und auch Widersprüche in Gedanken und Gefühlen aufdeckt und so nicht nur die Symptome, sondern auch die eigentlichen Ursachen der Krankheiten bekämpfen kann. Sie folgt ihrem Wissen um die Wichtigkeit der Emotionen für das Wohlbefinden und vertritt so das Modell der ganzheitlichen Medizin, die Seele, Kopf und Körper nicht voneinander getrennt behandelt.

Zwangsläufig bezweifelt Wolf auch das gängige Verständnis des Fortschrittsbegriffs, welcher sich allein auf technische und damit letztlich immer gewalttätige Neuerungen beschränkt. Hier wäre vielleicht ein Anfang im Umdenken möglich, hier könnte eingesetzt werden: Muss sich gesellschaftlicher ‚Fortschritt‘ nicht auch am Umgang der Menschen miteinander messen lassen? Darf man von Fortschritt sprechen, wenn Menschen auf dem Mond landen, wenn der Mensch gleichzeitig auf der

Erde seine eigenen Lebensgrundlagen zerstört? So fragt Wolf sich, was denn noch ‚Fortschritt‘ sein könne, wenn doch der

„männliche Weg, alle Erfindungen und Verhältnisse und Gegensätze auf die Spitze zu treiben, bis sie ihren äußersten negativen Punkt erreicht haben: jenen Punkt, der dann alternativlos bleibt, beinah an sein Ende gelangt ist“ [KV 130].

Zu den für den Menschen schädlichen Verhaltensmustern gehört nicht allein das Experimentieren einer Wissenschaft, welche mit viel Energie Maschinen und Waffen erfindet, welche die eigentlichen Bedürfnisse der Menschheit konterkarieren. Diese Erfindungen zerstören den Menschen von außen, durch mechanische Gewalt. Genauso bemerkenswert aber ist der Angriff auf das Innere, welcher tagtäglich auch in der sogenannten modernen Zivilisation stattfindet – und zwar ohne, dass viele überhaupt merken, dass ihnen Zwang angetan wird. In der modernen Leistungsgesellschaft geht es permanent um das Zurückdrängen des Anderen, das – zumindest finanzielle oder gar auch moralische – Vernichten der Konkurrenz, um das Durchsetzen der eigenen Interessen, welches oft nur auf Kosten Dritter geschehen kann. Auf Lenka in *Kindheitsmuster* wirken die Polen gerade darum sympathisch, weil sie sich nicht „gegenseitig durch Leistung totmachen“. [KM 480] Die Lebenseinstellung, welche hier kritisiert wird, vertritt drastisch eine Mitschülerin Lenkas, als sie vorschlägt, dem Nahrungsmangel so zu begegnen, dass zunächst den Alten und unheilbar Kranken dieser Welt das Essen entzogen werden sollte. [KM 501]

Christa Wolf umgeht jedoch bei aller Kritik festgefahrener Strukturen, wie sie auch das Patriarchat kennzeichnen, schlichte feministische Schwarz-Weiß-Malerei. Ebenso wenig wie sie *den* Westen oder *den* Kapitalismus undifferenziert angreift, verurteilt sie die Männerwelt in einem Rundumschlag.

Sie wurde in den achtziger Jahren nach und nach zu einer öffentlichen Bezugsperson für geschlechtsspezifische Fragestellungen. Dies ist zu erklären mit ihrer wiederholten öffentlichen Suche nach den „Ursachen für die Entstehung einer an Rationalität, Objektivität und Gewalt orientierten patriarchalen Gesellschaft und der Verdrängung des Weiblichen aus der dominierenden Kultur“. <sup>162</sup> Wolf scheint aber eher die Rolle der Frau, die Wandlung ihrer öffentlichen Wahrnehmung, für ihre kulturhistorischen und zivilisations- und wissenschaftskritischen Überlegungen zu

---

<sup>162</sup> Katharina Theml: Fortgesetzter Versuch. S. 226

nutzen, als umgekehrt. Es geht ihr „um eine Verbindung zwischen der von ihr kritisierten Trennung zwischen den Sphären von Kunst und Wissenschaft, zwischen ausschließlicher Objektivität und Subjektivität.“<sup>163</sup> Denn Wolf stellt fest, dass sich in Kunst und Wissenschaft zwei verschiedene Wahrheiten ausprägten und man auch nicht mehr die gleiche Sprache spricht. [KL 422]

Sie bemerkt und beschreibt vor allem unterschiedliche Wahrnehmungs- und Deutungsformen. Wie ein Mensch eine Geste oder ein Wort auffasst, hängt vor allem mit seiner Umwelt, seiner Sozialisation und dem ideologischen Umfeld zusammen. Das Mitglied einer patriarchal geprägten und damit hierarchisch strukturierten Gesellschaft hat bestimmte Verhaltensweisen verinnerlicht. Wenn man Christa Wolf folgt, wird es sich in einem gewissen Maße gegen als unnötig erachtete Emotionen abgeschirmt haben, das Unbewusste und den Traum verdrängen und dem (sozial-)darwinistischen Prinzip verhaftet sein. Die Unterschiede des Lebensraums führen dazu, dass abhängig vom Rezipienten ein ganz anderes Bild von einer Person entsteht und kolportiert wird.

„Alles hängt davon ab, was in einer Kultur, der gesellschaftlichen Konvention gemäß, für ‚real‘ erklärt, geglaubt und jedem neuen Mitglied dieser Kultur mit seinem ersten Atemzug aufgeprägt wird, so daß es möglichst sein Leben lang unbeirrbar und ohne die Spur eines Zweifels an dieser Realitätsschiene entlanggleitet“. [KG 344]

Deutlich ist dies z.B. an Medeas Handeln zu erkennen, das sich fast durchweg positiv auf Glauke auswirkt, jedoch gleichzeitig von Turon negativ gedeutet wird. Medea hilft Glauke, ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Sie gibt ihr neue Kleider und überredet sie, sie auch zu tragen – und Glauke fühlt sich tatsächlich besser, geschickter und schöner. Sie befreit sie von Schuldgefühlen, lehrt sie zu hassen und das auch zuzugeben und bekämpft Glaukes Epilepsie, indem sie Arinna zu ihrer Freundin macht, welche Glauke im Meer baden lässt und von dessen Heilkraft erzählt. Tatsächlich tritt sogar ihr „Ungemach“ in Form epileptischer Anfälle seltener auf. [MS 131] Medea nimmt Glaukes Angst vor dem Überqueren des Palasthofs ernst und schafft es, dass sie gemeinsam Hand in Hand hinübergehen, ohne dass Glauke einen Zusammenbruch erleidet. Ihre Waffe besteht allein im Einfühlungsvermögen, ihrer Geduld und der beruhigenden Sicherheit, die sie ausstrahlt. [MS 134] Medea nutzt ihr Wissen über die Psyche des Menschen, sie weiß, dass Glauke mit dem Brunnen auf dem Hof

---

<sup>163</sup> ebd.

schreckliche Erinnerungen verbindet, die sich in ihrem Kopf als „dunkler Fleck“ eingenistet haben und nun durch Besinnung auf das Geschehene aufgearbeitet werden müssen. [MS 135] Turon allerdings wertet und deutet diesen Einfluss Medeas auf Glauke durchweg in einem abwertenden Sinn. Er hält Medeas Tun für schwarze Magie, Täuschung und Unsinn, für Schmeichelei und dreiste Einmischung. [MS 128] Er redet Glauke ein, Medea habe sie belogen, wenn sie sagte, die Anfälle könnten sogar ganz verschwinden – „wie kann man einen kranken Menschen mit einer so grausamen Lüge täuschen“ [MS 132]. Er kümmert sich um Glauke, als Medea von ihr ferngehalten wird, aber nicht mit dem Auftrag zu heilen, sondern eher dem Auftrag zu bewachen. Ihm käme eine selbstbewusste Glauke ungelegen, wie den Mächtigen selbstbewusste ‚Untertanen‘ immer ungelegen kommen. Sie sind nur lästig und stören die Ruhe – darum wird Medea als Unruhepol verfolgt. „Für die ist eine Frau wild, wenn sie auf ihrem Kopf besteht. Die Frauen der Korinther kommen mir vor wie sorgfältig gezähmte Haustiere [...]“ [MS 21] Zeichen der Unterdrückung Glaukes ist, „daß nun, da man mich ihrem verderblichen Einfluß entzogen und mir die dunklen Kleider, die mir anstehen, wiedergegeben hat, daß nun auch meine Arme und Beine ihre trügerische Geschicklichkeit wieder verloren haben...“ [MS 130] Sie wird in gewisser Weise wieder krank, fällt in ihre alte Ungeschicklichkeit zurück, da man ihr Medea und damit die Quelle ihres neuen Selbstbewusstseins genommen hat.

Glauke, die sich bisher nur als hässlich und nicht liebenswert erfahren hat, wird von Medea geradezu erweckt. Sie macht Glauke bewusst, dass nur ihre eigenen Gedanken sie krank und unansehnlich machen. „Das hat sie mich gelehrt, daß es mich krank macht, wenn ich in mir wieder und wieder die Bilder aufrufe, die mich als Unglücksmenschen zeigen...“ [MS 129] Hier klingt das Zusammenspiel von Körper und Geist an, das auch in anderen Werken Wolfs den Umgang mit Krankheit auszeichnet. Es bedarf des positiven Zuspruchs Medeas, eines Umdenkens und der Förderung des Selbstbewusstseins, um aus der blassen kränklichen Glauke eine begehrenswerte Frau zu machen. Um so tiefer aber fällt Glauke auch wieder, als Medea allgemein geächtet wird und das Mädchen wieder unter den Einfluss Turons gerät. Nun kann es sich diese wunderbare Wandlung nur noch mit dem Einsatz „schwarze[r] Magie“ erklären – „sie ließ mich etwas fühlen, was es nicht gab, nicht gibt...“ [MS 129].

Medea scheint noch das ursprüngliche Einfühlungsvermögen zu besitzen, sie kann Dinge spüren und wahrnehmen, für die andere Menschen nicht mehr empfänglich sind – und wie in Glaukes Fall kann sie sensible Menschen dieses Unsichtbare auch fühlen machen. Dies hängt damit zusammen, dass sie die Welt nicht als zu unterwerfende betrachtet und darum auch die sie umgebenden Gegenstände und Erscheinungen nicht in starre Formen glaubt zwingen zu müssen. Dadurch aber weicht sie vom unausgesprochenen Konsens ab, sich auf das Physikalisch-Faktische zu beschränken. Wer sich so aus dem gewohnten begrenzten Feld der Rationalität herauswagt, macht sich zum Außenseiter. Medea wird nicht nur gejagt, weil sie um das schreckliche Geheimnis der Stadt weiß, sondern auch, weil sie eine Art von Zufriedenheit ausstrahlt, ohne an die gängigen Mythen der Gesellschaft zu glauben. Dies macht ihren Mitmenschen Angst, da sie es nicht mehr gewohnt sind, sich in die Natur einzufügen, sondern ihre Furcht vor dem Unbekannten durch Entmythologisierung und Wissenschaft zu bekämpfen suchen. Medea wirkt wie ein Störenfried, da sie durch ihre Lebensweise daran erinnert, dass es alternative Wahrnehmungs- und Handlungsformen gibt, die auch das nicht mit Händen Greifbare und Unsichtbare berücksichtigen: „Die krankhafte Furcht der Korinther vor dem, was sie meine Zauberkräfte nennen [...]“. [MS 22]

### c) *Zwischen Matriarchat und Patriarchat*

In den Urgesellschaften waren selbstverständlich Frauen die Seherinnen und Priesterinnen, sie folgten einander in matrilinearere Linie. Kult, Tabu, Fetisch, Gesang und Tanz gehen auf Frauen zurück. Damals

„müssen sich die Frauen dem Mann gleichgestellt, vielleicht überlegen gefühlt haben. [...] Im Lauf der Jahrhunderte, während die Frauen auf der Erde in einem komplizierten Prozeß zum Tauschobjekt, zum Besitz der Männer wurden, wurde der Priester-Göttin ein Mann beigelegt, ihr Sohn oder Bruder [...].“<sup>164</sup>

Die Griechen ersetzten dann allmählich Mutter- durch Vaterrecht [KV 74] sowie die weiblichen durch männliche Götter und machten den Frauen das Priesteramt streitig. Die Macht des Schöpfertums und der Fruchtbarkeit wurde auf den patriarchalen Gott

---

<sup>164</sup> Christa Wolf: Dün ist die Decke der Zivilisation. S. 648

übertragen, bis im Christentum die Jungfrau Maria nicht einmal mehr naturgemäß ein Kind empfangen darf, sondern nur noch Gefäß eines Gottes ist.<sup>165</sup>

Vor Apoll war Gaia Hüterin des Orakels von Delphi. [KV 123] Mit diesen Umdeutungen war die schwerwiegende Folge verbunden, dass Frauen diese Rollen grundsätzlich nicht mehr zugestanden wurden. Eine Frau, die in der patriarchalisierten Welt dennoch seherische Fähigkeiten offenbarte, musste wie Cassandra die Sanktionen dafür in Kauf nehmen. Frauen in diesen Rollen wurden allmählich dämonisiert, man begann sie zu fürchten und darum zu verfolgen. „Frühe, auch männliche Dichter, konnten noch unbefangenen Beistand von weiblichen Gottheiten erleben (Homer, Hesiod). Der späte Lawrence fühlt sich von der Liebesgöttin bedroht.“ [KV 133] Dass Asklepios, Apolls Sohn, „die Heilkunst von den Frauen ‚übernahm‘, um es neutral auszudrücken, darauf deutet er durch sein Wahrzeichen, die Schlange.“ [KV 103] „Es gibt schon eine lange Geschichte der Umdeutung der einst unberührbaren Frau in ein Ungeheuer“, weshalb auch Aischylos das Publikum durch Brandmarkung der Frau als das größte Übel auf den Muttermord an Klytaimnestra einstimmt. [KV 105] „Aus eigener Erfahrung wissen wir: Was man ausschließt und verbannt, hat man zu fürchten.“ [KV 171] Aphrodite gilt manchen als Göttin der Zerstörung, deren „weißes kaltes Feuer“ verzehrend, aber nicht schöpferisch sei. [KV 131] Auffällig ist ebenfalls, dass das Odium der Unglücksprophezeiung Cassandra-Ruf heißt, obwohl auch Laokoon Unglück vorhersagte – eine weise Frau ist eben per se etwas Unheimliches und Bedrohliches.

„Lernen durch das Leid“ – das ist der Weg des männlichen Denkens, das Mutter Natur nicht lieben, sondern durchschauen will, um sie zu beherrschen und das

„erstaunliche Gebäude einer naturfernen Geisterwelt zu errichten, aus der Frauen von nun an ausgeschlossen sind; Frauen, die man sogar fürchten muß, vielleicht, weil sie – dem Denkenden, Leidenden, Schlafenden unbewußt –, weil auch sie Urheberinnen jener Gewissensangst sind, die sein Herz wachklopft. Weisheit wider Willen. Kulturgewinn durch Naturverlust. Fortschritt durch Leid: die Formeln, vierhundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung benannt, die der Kultur des Abendlands zugrunde liegen.“ [KV 98]

An anderer Stelle äußert Wolf ihre Vermutung, dass ein gut Teil „unserer aus dem Ruder laufenden Probleme auf diese Art männlichen Größenwahns zurückgeht“. [ET 418]

---

<sup>165</sup> ebd. S. 649

Die Vorstellung des richtigen Umgangs mit Krankheiten und Heilkunst ist verknüpft mit Rollenzuschreibungen. Medeas Vertrauen auf natürliche Heilmethoden und der Erfolg, den sie damit hat, machen sie besonders für die rationalen Korinther unheimlich. Sie gilt als böse Frau, als Magierin. Aus der Zeit der Hexenverfolgungen ist bekannt, dass gerade Hebammen und andere heilkundige Frauen besonders gefährdet waren, der Hexerei angeklagt zu werden, da ihre medizinischen Künste und Erfolge damals herausragend waren und darum auf viele Mitmenschen bedrohlich wirkten. Indem die Frau „den Schwachen beistand, trug sie freilich zur Aushöhlung der bestehenden Herrschaftshierarchien bei – sie untergrub die Macht des Priesters über den Büber, des Herrn über den Bauern, des Mannes über die Frau.“<sup>166</sup>

Auch Jason kannte sich als junger Mann mit der Heilkunde aus und schaffte es sogar Medea damit zu beeindrucken. Doch mit dieser Zeit hat er abgeschlossen, denn „irgendwann muß ein Mann sich entscheiden, was er will, und muß auch vergessen können, was er nicht mehr gebrauchen kann und was ihn nur belastet. So sprach mein Vater“. [MS 56] Offenbar hat Jason also auf Geheiß seines Vaters und Königs von dieser Form der Medizin Abstand genommen und gehört nun zu denjenigen, die Medea wegen ihrer angeblich magischen Fähigkeiten ausschließen. Er hat bewusst Abstand genommen von seinen früheren Heilkünsten, weil er nun „Bescheid wissen [muss] über die Vorgänge im Palast, das ist lebenswichtig für uns.“ [MS 65] Offenbar meinte er sich entscheiden zu müssen zwischen der ‚weibischen‘ Zauberei und den männlichen Machtgeschäften.

Der Umgang mit der Natur und mit der Frau, der oft durch Brutalität, Zerstörung und Misshandlung geprägt ist, hat seinen Ursprung offensichtlich im Patriarchat. Davor waren die Frauen Hüterinnen der Religion und der Heilkunst und setzten die Normen. An der Verdrängung der Frau aus dem Dichter-, Seher- und Priesterberuf lässt sich erkennen: „Die Frau, einst Ausführende, ist entweder ausgeschlossen oder zum Objekt geworden.“ [KV 182] Cassandra wehrt sich dagegen und muss dafür büßen. Ihr Erinnern, das die ganze Erzählung ausmacht, stellt den Versuch dar, sich ihrer selbst bewusst zu werden und nach Autonomie zu streben.

---

<sup>166</sup> Thomas S. Szasz: Die Fabrikation des Wahnsinns. Freiburg i. Br. 1974. S. 137

Autonomie ließe sich hier mit Arno Gruen definieren als „ganzheitlicher Zustand, in dem sich die Fähigkeit verwirklicht, im Einklang mit den eigenen Bedürfnissen und Gefühlen zu leben.“<sup>167</sup>

Ihre Rolle in Troja nahm Cassandra als erniedrigend wahr, da sie sich zum Objekt einer patriarchalen Gesellschaft reduziert fühlte. Es geht also nicht allein um das Unabhängigkeitsstreben Kassandras, sondern in ihrer Suche nach Eigenständigkeit und Freiheit steht sie exemplarisch für eine weibliche Perspektive auf die vorgegebenen mythisch-historischen Überlieferungen. Indem sie in Gefangenschaft geht, statt mit Aineas zu fliehen, entzieht sie sich der Auslieferung der Frau an die Gewalt der Sieger, zu denen dann auch Aineas zählen wird. [Nachwort KS 426]

In *Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll* wird dieses Dilemma der Frau beschrieben: „Eine Frau, die den eigens für ihr Geschlecht erfundenen Kompromiß ablehnt; [...] die nicht gelebt werden will, sondern leben: Sie wird erfahren, was schuldig sein heißt.“ [SV 477] Die Frau in *Selbstversuch* lehnt es ab, „zwischen Mann und Arbeitsdrang, Liebesglück und Schöpfungswillen, Kinderwunsch und Ehrgeiz ein Leben lang zickzack [zu] laufen wie eine falsch programmierte kybernetische Maus.“ [SV 481] Obwohl Cassandra 3000 Jahre früher lebte, hat sie ebenfalls mit einer Frauenrolle zu kämpfen, die sie einengt. Sie möchte sich dieser Rolle als Objekt entziehen und scheitert. Aischylos zeichnet mit seiner Dichtung verantwortlich für die neue Moral des Vaterrechts. Er hat sich nicht für Cassandra interessiert, sondern nur für die Mordenden. „Uns [...] langweilen Mordende bis zum Überdruß“ [KV 55f] – „wem kann ich erzählen, daß die Ilias mich langweilt?“ [KV 120]

Zur Scheu nicht nur vor der weisen Frau, sondern dem Weiblichen im Allgemeinen trug bereits in der Antike ihr Verhältnis zum Tod bei. Durch das Gebären stehen Frauen in einer anderen Beziehung zu Leben und Tod als der Mann. Daraus wurde den Frauen schon früh ein neidvoller Vorwurf gemacht, wie Euripides in *Medea* festhielt: „Jason: Gäb es andre Geburt, ganz ohne die Frau, Wie glücklich wäre das Leben!“<sup>168</sup> Aber auch die Riten des Totenkults werden von Frauen versehen; sie waschen die Toten, beherrschen mit ihrem Wehklagen die Trauerfeier und opfern der Erdgöttin Gaia und anschließend Hestia, der Hüterin des Herdes. In *Kassandra* wird es so dargestellt, dass diese ursprüngliche Macht der Frauen unterbunden wurde und vom

<sup>167</sup> Arno Gruen: *Der Wahnsinn der Normalität*. S. 37

<sup>168</sup> zit. nach MS 191

Patriarchat totgeschwiegen wird. Cassandra, auf der Suche nach den Spuren der Vergangenheit, erfährt von Arisbe, der Mutter ihres Halbbruders Aisakos, von dem Orakel, das mit der Geburt des kleinen Paris verbunden war: Paris' und Kassandras Mutter Hekabe habe kurz vor seiner Geburt geträumt, sie gebäre einen Holzscheid, aus dem brennende Schlangen hervorkrochen. Der Seher Kalchas habe diesen Traum so gedeutet, dass das zu gebärende Kind ganz Troja in Brand stecken werde. Arisbe selbst aber las diesen Traum anders: Das Kind könne dazu bestimmt sein, die Schlangengöttin als Hüterin des Feuers in jedem Haus wieder in ihre Rechte einzusetzen. Als sie diese Deutung hört, zieht sich Kassandras Kopfhaut zusammen, „es mußte gefährlich sein, was ich mit anhörte.“ [KS 282] Diese körperliche Reaktion lässt darauf schließen, dass die Wiederbesinnung auf die vorpatriarchalischen Göttinnen und Bräuche auf größten Widerstand bei den Mächtigen stoßen würde und schon der Gedanke daran so ungeheuerlich ist, dass er ob seiner Kühnheit Entsetzen auslöst. Auch Arisbe ist sich dessen bewusst: „Ob ihre Deutung König Priamos gefallen habe, wisse ich nicht. Mit diesem Rätselsatz entließ sie mich.“ [KS 282]

In einem Essay nimmt Wolf Bezug auf die Einsetzung des Mannes als alleinigen Schöpfer allen Lebens und meint: „Oft ist ja, was wir besonders eindringlich beteuern, eine Abwehr gegen etwas, was uns beunruhigt, wovor wir Angst haben, was wir draußenhalten müssen.“<sup>169</sup>

Interessanterweise sind es auch die klugen, eigensinnigen Frauen, die den Bereich um den Palast herum bevölkern, in dem Cassandra nach der ‚Wahrheit‘ sucht. In dieser „Neben-, ja Gegenwelt“, muss Cassandra sich als Tochter des Königs fremd fühlen. Zwar kennt man sie, doch grüßt man sie nur gleichmütig, ohne besondere Aufmerksamkeit. Anders als in der steinernen Welt des Palastes und der Stadt ist dies die Welt der Fruchtbarkeit, die „pflanzenhaft wuchs und wucherte, üppig, unbekümmert, so als brauchte sie den Palast nicht“. In den Hütten hängen würzige Düfte und Kräuter, „über dem offenen Feuer in der Mitte ein dampfender Sud.“ [KS 281] Die Gegend ist für ihre schönen Frauen berühmt, hier suchen sich die jungen Männer aus dem Palast ihr erstes Mädchen. Stellvertretend für die anziehende Weiblichkeit steht Kassandras Sklavin Marpessa. Das Schönste „war ihr Gang, kräftig aus er Hüfte heraus bewegte sie die Beine, den Rücken gerade aufgerichtet, mühelos.

---

<sup>169</sup> Christa Wolf: Dünne ist die Decke der Zivilisation. S. 646

Ihr dunkles Haar in zwei Zöpfen hochgesteckt.“ [KS 279] Auch Arisbe, „das massige Weib am Feuer, im stinkenden Topf rührend“ [KS 282], repräsentiert das Urweibliche, Vorpatriarchalische. Während des Krieges treffen sich viele Frauen, unter ihnen Cassandra, auf abgelegenen Wegen, vor Höhlen, mit „uralten Hebammen“, wo sie „kochten, aßen, tranken, miteinander lachten, sangen, spielten, lernten.“ [KS 285] Man hat den Eindruck, dass in den Hütten und Höhlen außerhalb des Palastes, in dem vorwiegend Frauen das Sagen haben, das eigentliche Leben stattfindet. Man tanzt, lacht und spricht miteinander, während im Palast vorwiegend geschwiegen wird und eine kalte, lebensfeindliche Atmosphäre herrscht. Die Palastwelt ist die Welt der Tragödie, die „Welt der Berge und Wälder“ die der „Burleske“. [KS 288]

Auch der Grabkult, also die kontinuierliche Umhegung des Grabes, liegt in Händen der Frauen. Während die realen Frauen sich auf diese Weise fürsorglich um die Verstorbenen kümmern, vermittelt der Mythos ein etwas anderes Bild von der Beziehung zwischen Frauen und dem Tod. Hier erscheinen weibliche Wesen bis ins 5. Jahrhundert v.Chr. als blutrünstige, wilde, animalische Gefährten des Todes, die dem Mann nur zum Unglück reichen. Literarische und bildliche Wiedergaben zeigen oft die Sphinx mit dem Körper einer Löwin, den Flügeln eines Vogels und dem Kopf einer Frau, wie sie etwa am Rande des Schlachtfeldes den Tod eines Kämpfers abwartet. Ähnlich verhalten sich die Sirenen, welche mit Vogelleib und Frauenkopf bei Kämpfen auf ihre ‚Opfer‘ warten. Auch Ker begibt sich mit ihrer Schwester Eris, der Zwietracht, und dem Tumult in die Schlacht, um sich blutrünstig auf tote Krieger zu stürzen und sie an den Füßen vom Schlachtfeld zu schleifen. Ihre Reißzähne und Krallen machten sie zur gefürchteten mörderischen Frau, ihr Verhalten lässt aber auch an Aasgeier denken – und die Toten, auf die diese Frauen der Mythologie aus sind, sind meist Männer. „Männer sterben, Frauen trauern, weibliche Dämonen und Göttinnen töten.“<sup>170</sup> Der Tod von Frauen steht dagegen bis ins 5. Jahrhundert v.Chr. weniger im Mittelpunkt und ihre Gräber werden nicht so aufwändig geschmückt wie die der Männer.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit bedeutet für Christa Wolf ein Mittel gegen die Trauer. Sie schwankt zwischen Gelassenheit ob der Einsicht, dass die Menschen

---

<sup>170</sup> Wiltrud Neumer-Pfau: Töten, Trauern, Sterben – Weiblichkeitsbilder in der antiken griechischen Kultur. In: Renate Berger, Inge Stephan (Hrsg.): Weiblichkeit und Tod in der Literatur. Köln 1987. S. 11-34. S. 25

sich in dreitausend Jahren kaum entwickelt haben, und Resignation angesichts dessen, dass sogar der Ort, an dem Iphigenie geopfert wurde, von heutiger Industrie zerstört und nicht einmal hier sich an ein Tabu gehalten wird. [KV 94f]

Auch in diesem Zusammenhang der Zivilisationskritik taucht das Motiv der Gespaltenheit wieder auf, das bereits in der Beziehung zwischen Kranken und Gesunden sowie zwischen Sensiblen und Unsensiblen auffiel. Wolf hält fest, dass

„da, wo Zusammengehören und Versöhnlichkeit sich entwickeln sollte, ein Gegensatz aufgerissen ist, der sich als Zwiespalt im Manne wiederfindet und, da er unaufhörlich geleugnet, übertüncht, umgedeutet und verdrängt werden muß, Angst, Haß, Feindseligkeit hervorbringt [...]“ [KV 106]

Sie erläutert dieses Phänomen anhand des Streits darüber, ob Orest nun Muttermörder oder Väterrächer sei; dieser Streit sei Ausdruck dieses Antagonismus', der sich in Mann und Gesellschaft gleichermaßen manifestiere. Die Verdrängung des Matriarchats durch das Patriarchat konnte nur durch Gewalt geschehen, welche uns bis heute begleitet und die angesichts der technischen Entwicklung ein zunehmendes Zerstörungspotenzial bis hin zur Existenzbedrohung birgt. Die Strukturen haben sich seit dem Kampf um Troja kaum verändert, „ihre Götter sind unsre Götter, die falschen. Nur sind unsre Mittel nicht ihre Mittel gewesen.“ [KV 122] Heute wird statt mit dem Speer mit der Atombombe gedroht. „Wenn das Machtsystem nie so gewaltig schien wie heute, da es mit einer brillanten technischen Großtat nach der anderen aufwartet, so war auch seine negative, lebensverstümmelnde Kehrseite nie zuvor so gefährlich.“ [KV 153]

Was Christa Wolf in der männlich dominierten Wissenschaft vermisst, ist die Ethik. Und dies gilt vor allem für die Wissenschaft im Kapitalismus, weil diese „kaum mehr der Öffentlichkeit rechenschaftspflichtig“, weniger durch Gesetze beschränkt und dadurch auf die individuelle Moral des jeweiligen Wissenschaftlers angewiesen ist. Wolf ist sich des Vorwurfs der Wissenschaftsfeindlichkeit bewusst, dem sie oft ausgesetzt ist. Sie aber fragt sich, ob der Mensch als vernunftbegabtes Wesen nicht die Wahl hat, offensichtlich bedrohlichen Entwicklungen Einhalt zu gebieten.<sup>171</sup> Sie fühlt sich zudem missverstanden, wenn ihre Kritik an der Einseitigkeit des männlichen Rationalismus als Irrationalismus ausgelegt wird, als Idealisierung primitiver

---

<sup>171</sup> Christa Wolf: Leben oder gelebt werden. Gespräch mit Alfried Nehring (1989). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 162-181. S. 178

Gesellschaftsformen. Sie warnt im Gegenteil davor, Weiblichkeitswahn und Idealisierung vorrationaler Menschheitsetappen an die Stelle von Männlichkeitswahn und Errungenschaften vernünftigen Denkens zu setzen [KV 147]: „Es gibt keinen Weg vorbei an [...] rationalen Modellen der Konfliktlösung, das heißt auch an der Auseinandersetzung und Zusammenarbeit mit Andersdenkenden“ [KV 148]. Wie kann es auch anders sein – Wolfs Schreiben ist geprägt von der Auseinandersetzung mit dem dunkelsten Kapitel der deutschen Vergangenheit, deren Ideologie sich auf mythischen Irrationalismus gründete. Da erscheint es nur folgerichtig, dass sie in Ablehnung eines fehlgeleiteten Rationalismus eben nicht in einen ebenso gefährlichen Irrationalismus verfällt. „Die Zentrierung um den Logos, das Wort als Fetisch – vielleicht der tiefste Aberglaube des Abendlands, jedenfalls der, dem ich inbrünstig anhängen“ [KV 35]. Sie redet keiner Gefühlsverhaftung das Wort, sondern scheint vielmehr für Akzeptanz einer alternativen Form von Rationalismus – welcher ein weiblicherer sein muss – zu plädieren, sie wirbt für das Experimentieren und Zulassen von Alternativen im Denken. „Ich frage mich oft, wie ich anders denken, mich anders verhalten muß – irgendwo muß man anfangen, also bei sich selbst. Nicht in dieses alternativlose Denken mit hineinrutschen, nicht genauso verbissen, genauso tierisch ernst sein wie die [Politiker].“ [ET 260]

Sie vermeidet den Fehler, der Frau genau die Rolle des vernunftfernen Naturkinds zuzuweisen, welche ihr vom Patriarchat aufgezwungen wurde. Die Frau als unbedachtes, ausschließlich gefühlgeleitetes und damit dem Tier verwandtes rätselhaftes Wesen ist eben nicht Wolfs Zielvorstellung. Damit beginge sie den Fehler, einschränkende Klischees beizubehalten und lediglich ins Positive zu wenden. Darf man Phyllis Chesler Glauben schenken, so entspräche dieses Frauenbild in etwa dem Freudschen. Für Freud seien Frauen „potentiell warmherzige Geschöpfe, aber häufiger übellaunige Kinder mit Uteri [...]“. <sup>172</sup> Angeblich weibliche Eigenschaften wie Intuition und Empathie sind nach Phyllis Chesler auch keineswegs einer biologischen Disposition entsprungen. Vielmehr seien sie Produkt männlicher Zuschreibung, ergäben sich aus einer von Männern aufgedrängten Notwendigkeit. <sup>173</sup>

Wolf zielt auf ein Drittes zwischen männlich geprägtem Rationalismuswahn und weiblicher angeblicher Gefühlsverhaftetheit.

---

<sup>172</sup> Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? S. 78

<sup>173</sup> ebd. S. 253

„Für die Griechen gibt es nur entweder Wahrheit oder Lüge, richtig oder falsch, Sieg oder Niederlage, Freund oder Feind, Leben oder Tod. Sie denken anders. Was nicht sichtbar, riechbar, hörbar, tastbar ist, ist nicht vorhanden. Es ist das andere, das sie zwischen ihren scharfen Unterscheidungen zerquetschen, das Dritte, das es nach ihrer Meinung überhaupt nicht gibt, das lächelnde Lebendige, das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen, das Ungetrennte, Geist im Leben, Leben im Geist.“ [KS 349]

Eine junge Sklavin sagt: „Zwischen Töten und Sterben ist ein Drittes: Leben.“ [KS 363] Dieses Leben probieren die Frauen aus, die sich in den letzten Kriegsjahren in die Höhlen in den Bergen um Troja zurückziehen. „Bis hierher reichte die Zitadelle nicht. Sie konnten nicht zugleich den Feind und uns bekämpfen. Sie ließen uns, nahmen von uns die Früchte, die wir ernteten, die Stoffe, die wir webten.“ Es wird gesungen und viel gesprochen. [KS 378] Die Frauen sehen sich keineswegs als Vorkämpfer für eine gerechtere Welt, wollen nicht von den Stadtbewohnern als Beispiel gesehen werden. „Wir waren dankbar, daß gerade wir das höchste Vorrecht, das es gibt, genießen durften, in die finstere Gegenwart, die alle Zeit besetzt hält, einen schmalen Streifen Zukunft vorzuschieben.“ [KS 381]

Auch die Freunde in *Sommerstück*, die sich aus hektischem Arbeitsalltag und lärmender Stadt ins ungewohnte, naturnahe Landleben begeben, geraten in „ungläubiges Staunen“, als aus selbstgesäten Samen tatsächlich Pflanzen sprießen. „Gab es das also doch, wonach wir instinktiv gesucht hatten, als die falschen Wahlmöglichkeiten uns in die Zwickmühle trieben: eine dritte Sache? Zwischen Schwarz und Weiß. Recht und Unrecht. Freund und Feind – einfach leben?“ [ST 77]

Diese Aufwertung des ‚Anderen‘ haben auch Hartmut und Gernot Böhme in ihrer Schrift vorgenommen: „Von der Vernunft her gesehen ist es das Irrationale, ontologisch das Irreale, moralisch das Unschickliche, logisch das Alogische. Das Andere der Vernunft, das ist inhaltlich die Natur, der menschliche Leib, die Phantasie, das Begehren, die Gefühle“.<sup>174</sup> Sie wenden sich gegen „die Herrschaft der Vernunftphilosophie, der wissenschaftlichen Rationalität und der technisierten Lebensform“ und möchten eine ‚neue Kultur‘ „durch eine neue Philosophie der Natur,

---

<sup>174</sup> Gernot und Hartmut Böhme: Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt/M. 1985. S. 13

des Leibes und der Phantasie“ vorbereiten, „eine Philosophie, die vernunftkritisch nicht mehr der Vereinnahmung oder Ausgrenzung des Anderen der Vernunft dient.“<sup>175</sup>

d) *Korinth und Kolchis*

Aus ihrer Heimat Kolchis ist Medea einen anderen Umgang mit der Natur gewohnt. Das Unbekümmerte der Kolcher, das sie von den Korinthern unterscheidet, zeigt sich auch in ihrem Umgang mit dem Tod. Der Korinther Jason ist entsetzt, als er als erster das fremde Land betritt und sehen muss, dass die Kolcher ihre Toten in Fellbeuteln an Bäume hängen – „ein Grauen für jeden gesitteten Menschen, der seine Toten unter der Erde oder in Felsengräbern verschlossen hält.“ [MS 46] Darin äußert sich die Diskrepanz zwischen der Naturverbundenheit und Ursprünglichkeit der Kolcher und der ‚Modernität‘ der Korinther. Korinth verehrt keine selbstbewussten oder gar hochmütigen Frauen wie Medea, die in Kolchis wegen ihrer Heilkünste und ihrer ganzen Persönlichkeit hoch angesehen ist. Den Korinthern ist Medeas offen zur Schau gestelltes Selbstbewusstsein suspekt und sie fühlen sich wie Akamas dadurch herausgefordert und bedroht: „Daß ihm ihr Getue zum Hals heraushing. Daß er es satt hatte, auf ihre Unfehlbarkeit mit gleicher Unfehlbarkeit antworten zu müssen, um sich in ihrer Gegenwart nicht unterlegen zu fühlen.“ [MS 79] In Korinth ist derjenige beliebt, der am meisten Gold besitzt – eine für Kolcher sehr fremde Vorstellung. Wenn ein Kolcher in Korinth von dem alten Traum berichtet, an dem man sein Leben misst: dem Traum von einem gerechten König und seinen in Eintracht lebenden Untertanen, die allen Besitz gleichmäßig unter sich aufteilen – dann erscheint auf den Gesichtern der Korinther „immer derselbe Ausdruck, Unglauben vermischt mit Mitleid, schließlich Überdruß und Abneigung“. [MS 91]

Medea lässt sich von Jason die Totenstadt zeigen, den großen Friedhof Korinths auf der anderen Flussseite. Sie ist ihrerseits entsetzt, als sie sieht, welche Reichtümer die Korinther ihren Toten mit ins Grab geben, manchmal sogar Pferde oder gar Dienstboten; „seitdem kann ich dieses ganze herrliche Korinth nur noch als das vergängliche Gegenbild zu jener ewigen Totenstadt sehen, und mir scheint, sie regieren auch hier, die Toten. Oder es regiert die Angst vor dem Tod.“ [MS 96]

---

<sup>175</sup> ebd. S. 24

Die Kolcher scheinen eine andere Einstellung zu Emotionen im Allgemeinen zu vertreten. In Kolchis gilt es im Gegensatz zu Korinth auch als selbstverständlich, dass Männer öffentlich weinen. [MS 32] Die Korinther tragen eine starke Hybris gegenüber den Kolchern zur Schau, welche sich aus Unsicherheit speist. Kreon meint: „letzten Endes sind es doch Wilde [...]. Reizvolle Wilde, zugegeben, nur zu verständlich, daß wir diesen Reizen nicht immer widerstehen.“ [MS 57] Und Agameda stellt über die Korinther fest: „Sie werden ja mit der unerschütterlichen Überzeugung geboren, daß sie den kleinwüchsigen braunhäutigen Menschen überlegen sind, die in den Dörfern um ihre Stadt herum leben...“ [MS 73]

Die korinthischen Frauen lassen sich von den Kolcherinnen ihre Art zu gebären beibringen. Angelockt von Medeas problemloser Niederkunft mit ihren Zwillingen, während der fröhlich gesungen wird, da die Geburt ein Fest sei, übernehmen viele Kolcherinnen diese lebensbejahende Einstellung. Gleichzeitig gilt aber als ausgemacht und selbstverständlich, dass die Medizin, die von den renommierten Ärzten am Hofe praktiziert wird, sich davon distanziert, denn „das mag ja schön und gut sein, nur ist das natürlich primitiv“, dass die Kolcher tatsächlich meinen, die einzige Aufgabe eines Kindes sei es, „auf dieser Welt zu sein, und allein dafür gebühre ihm alle Liebe und Zuwendung“. Akamas, der dies formuliert, vermisst hier offenbar die ihm vertraute Zweckbindung oder das Leistungsprinzip. Einfach nur das Leben an sich zu feiern, wo käme Korinth da hin! [MS 110]

Eigentlich aber sind sich Kolchis und Korinth sehr ähnlich. Korinth gründet auf dem Menschenopfer Iphinoe, Kolchis auf dem Tod von Medeas Bruder Absyrtos. Absyrtos wird getötet, da eine Gruppe von Frauen, die das kolchische Leben wieder insgesamt auf die Fundamente alter Legenden und Bräuche stellen wollen, ihn umbringen. Nach zwei Amtsperioden ist die Regierungszeit für den König Aiertes beendet und er setzt für einen Tag seinen Sohn Absyrtos auf den Thron, der dann nach altem Brauch getötet wird, „denn nur einer konnte überleben, der König oder sein Stellvertreter.“ [MS 93] Auf einmal verlieren die überlieferten Traditionen ihre Unschuld. Auch Medea und ihre Anhänger wollten sich in vielem auf sie berufen, doch nun muss sie feststellen, wohin es führen kann, wenn mit der Vergangenheit nicht sorgfältig umgegangen wird. „Irgendwann muß aus diesem Töten des

Stellvertreterkönigs, das alle guthießen, auch er selbst, irgendwann muß daraus Mord geworden sein“. [MS 94]

In ihrer Erzählung *Was bleibt* zieht Wolf eine weitere Parallele zu Korinth und Kolchis, den beiden Städten, die Geheimnisse bergen und auf Gewalttaten basieren.

Sie nimmt sich vor, irgendwann schonungslos aufzuschreiben, „was bleibt. Was meiner Stadt zugrunde liegt und woran sie zugrunde geht.“ [WB 289] Berlin also, das zeitgenössische Ost-Berlin, wird in den Vergleich miteinbezogen. Und Cassandra sieht ihre Heimatstadt Troja mit einem Mal mit anderen Augen, nachdem sie die ekstatischen Tänze der Frauen aller Gesellschaftsschichten erlebt hat, die vor dem Heiligtum einer Unbekannten stattfinden: „Was ging vor. Wo lebte ich denn. Wie viele Wirklichkeiten gab es in Troia noch außer der meinen, die ich doch für die einzige gehalten hatte.“ [KS 247] – „Unerhörte Nachrichten. Wo lebte ich denn.“ [KS 282] – „Aber wo lebten wir denn.“ [KS 299] So offenbaren die Städte ihr Inneres und stürzen die Frauen – Medea, Cassandra, die Schriftstellerin – in Verwirrung. Für Kreons Macht in *Medea* musste Iphinoe sterben, für Priamos' Machterhalt in *Kassandra* sollte Paris sterben [KS 283]. In Berlin starben Hoffnung und Freiheit für den Machterhalt einer Elite.

In ihrer Strategie, Medea langsam aus ihrer Umgebung auszugrenzen und zu isolieren, folgen die mächtigen Korinther einer Denkungsart, die den Kolchern nach Agamedas Meinung auch fremd ist. Sie sind in der Lage, Pläne über andere Menschen zu schmieden, indem sie so tun, als würden ihre Entscheidungen niemanden treffen können. Sie bewegen sich in einem „unwirklichen Raum“ und entlasten dadurch ihr Gewissen, dass sie sich selbst vormachen, niemandem zu schaden. [MS 82]

Angst vor dem Unbekannten und vor der Natur des eigenen Ich siegt über die Angst vor der Barbarei, welche sich auch hier in der Verfolgung anders Denkender äußert. Medea hingegen begegnet dem Lebendigen nicht mit toten Bezeichnungen, sondern mit ebenfalls Lebendigem, nämlich schlicht ihrem Selbst. Sie weiß wahrscheinlich, dass die Grenze zwischen Bekanntem und Unbekanntem zwar verschoben, aber nie aufgehoben werden kann, dass also das Streben nach Beherrschung der Natur einer Illusion folgt. Vergleichbar damit verdrängen die Trojaner in *Kassandra* ihre Angst vor einem alles bedrohenden Krieg, weil sie lieber ihr Leben geben als auf ihre Macht und ihr Ansehen zu verzichten. Die Kriegsgefahr

nehmen sie billigend in Kauf, indem sie Paris unterstützen, der die schöne Helena entführt haben und auf dem Weg nach Troja sein soll. „Sie leisteten es sich, Mord und Totschlag weniger zu fürchten als die grollende Augenbraue ihres Königs und die Denunziation durch Eumelos.“ [KS 301]

e) *Krankheit als geistiger Katalysator*

Kranke und gesunde Menschen scheinen nicht mehr nebeneinander in der gleichen Welt zu leben. Etwas schiebt sich zwischen sie und verhindert den direkten Austausch. Der Kranke überschreitet eine Grenze, hinter der „andere Gesetze“ gelten. [NC 196]

Christa T. verschwindet mit fortgeschrittener Krankheit hinter einer Wand, die Gesunde und Kranke unüberwindbar trennt: „Wir anderen waren durch den Nichtbesitz einer bestimmten Erfahrung von ihr getrennt, man könnte sagen: hinter ihr zurückgeblieben. Einer Erfahrung, die man nur selber machen kann, die man nicht nachempfinden und an der man auf keine Weise Anteil gewinnen kann.“ [NC 179]

Die Vorstellung einer Wand zwischen zwei unverbundenen und unverbindbaren Welten taucht in *Sommerstück* wieder auf. Ellen empört sich, dass alle Freunde der an Krebs erkrankten Steffi die Kranke über ihren Gesundheitszustand täuschen. Der Arzt empfiehlt, Steffi zu täuschen, wenn man sie täuschen könne, und rechtfertigt sich gegenüber Ellen mit dem Hinweis, es gebe eine Wand zwischen den Kranken und den Gesunden, und die könnten sie mit ihren Vorstellungen nicht mehr einreißen [ST 207]. Steffi selbst äußert sich zu dieser Täuschung: „Nix will sie wissen. Neulich hat sie es mir zugegeben: Wenn es *das* ist, hat sie gesagt, sagt mir nix. Belügt mich, aber belügt mich gut.“ [ST 210]

Christa Wolf berichtet in einem Vortrag bei der Deutschen Krebsgesellschaft von der eigenen Erfahrung, die sie mit der Beziehung zwischen Krankheit und Wahrheit gemacht hat. Sie erinnert sich dort, dass „es Schwächezustände gibt, in denen man ‚die Wahrheit‘ physisch nicht erträgt. Aber was ist in solchem Fall ‚die Wahrheit‘?“ [KG 329]

Wahrscheinlich bezieht sie sich dort auf ihren Krankenhausaufenthalt im Jahr 1988. Kurze Zeit später erinnert sie sich in *Ein Tag im Jahr* an eine Schutzhülle, die sie umgeben hat, die sie vor unangenehmen Wahrheiten und dem Wissen um ihren

lebensbedrohlichen Gesundheitszustand bewahrt hat. Dieser Schutzmechanismus habe sie die besonders schlimme erste Woche im Krankenhaus und vor allem die Gefahr, in der sie schwebte, gar nicht oder sehr abgeschwächt erleben lassen. [ET 429]

In *Leibhaftig*, der Erzählung, in der Wolf sich auf ebenjene Erfahrung 1988 bezieht, erfährt die Protagonistin in ihrem hilflosen Schwächezustand, dass es Situationen gibt, in denen man nicht die geringste negative Nachricht über verwandte oder fremde Menschen ertragen kann. Und sie will sich merken, dass man Menschen in ihrem Zustand auf keinen Fall sagen darf, dass sie Krebs haben, da sie selbst es in ihrem Schwächezustand nach der Operation nun nicht ertragen könnte. „Es gibt also Zustände, in denen Ehrlichkeit, Wahrheit tödlich wirken.“ [LB 36]

Dies gilt nicht nur hinsichtlich der Wahrheit über den eigenen Gesundheitszustand. Auch die ewig schlechten Nachrichten im Radio sind für sie kaum zu ertragen. Panik steigt in ihr auf, als sie von einem toten Säugling hört, der in einem Keller gefunden worden ist. Er geistert nun durch ihre Träume, formt sich zum Homunkulus [LB 107]. Die namenlose Patientin, die wochenlang bewegungslos und entkräftet im Krankenhaus liegt, will sich diesen Zustand merken, diese Entdeckung, dass sie als Kranke auf einer anderen Erde lebe als die Gesunden, dass diese nicht einmal ahnen könnten, wo sie in Wirklichkeit sei, und dass sie am anderen Ufer jenes Flusses ohne Namen stünden [LB 72].

Auch die Vorstellung einer Grenze zwischen Gesunden und Kranken ist ihr selbst begegnet: „Ein günstiger Befund wird als ‚nicht bösartig‘ bezeichnet, ein ungünstiger wird – oder wurde? – häufig mit der rätselhaften Formel: ‚auf der Grenze‘ umschrieben“. [KG 332] Diese Formulierung wird – oder wurde – wohl nicht bewusst in diesem Sinn verwendet, betont aber exakt diese Vorstellung. Der Patient befindet sich auf der Grenze zwischen Gesunden und Kranken – denn trotz bösartigen Tumors ist ihm wahrscheinlich äußerlich nichts anzusehen, er wäre ohne diesen Befund noch unauffälliges Mitglied der ‚Gemeinschaft der Gesunden‘. Ganz sicher aber wird dieser Patient die Grenze nur noch in eine Richtung überschreiten können, nämlich auf die Seite der Kranken. Diese Gewissheit, mit der er dann leben muss, macht das Sprechen über die Krebskrankheit so schwer. „Hat nicht jeder Arzt erlebt, daß dieses Wort einen Menschen umbringen kann? Ist es nicht für viele noch immer ein Synonym für Hoffnungslosigkeit? Und kann Hoffnungslosigkeit nicht töten?“ [KG 333] Sie belegt

diese These mit einem Zitat aus Maxie Wanders *Leben wär' eine prima Alternative*: „Wahrscheinlich ist es doch richtig, wenn die Ärzte ihre Befürchtungen für sich behalten und den wahren Befund verschweigen. Wenn ich wüßte, daß Krebszellen in der Lymphe sind, ich würde allen Lebensmut verlieren.“ [KG 334]

Die Erzählerin in *Nachdenken über Christa T.* verfolgt von sich aus die gleiche Strategie, indem sie der Todgeweihten „mit sanfter Stimme die Unwahrheit“ erzählt: „Mach dir keine Sorgen, Krischan.“ [NC 196] Mit der Kranken wird schonend umgegangen, was in solchem Fall bedeutet, ihr die Wahrheit vorzuenthalten. Sie wird in Sicherheit gewiegt, da die ‚Gesunden‘ davon ausgehen, dass der Betroffene über seine Lage getäuscht sein will. Er lebt in einer anderen Welt, hat den Zurückbleibenden Erfahrungen voraus, die ihn von allen anderen trennen. Wenn er doch noch mal kurz in die alte Umwelt zurückkehrt, muss er sich um so einsamer fühlen: „Keiner weiß, wovon sie spricht. [...] Sie schämt sich der Erfahrung, die sie absondert: daß nicht jedes Ding jederzeit zu ‚schaffen‘ ist.“ [NC 201]

Als Christa T. an ihrem Sterbebett das Wort ‚Leukämie‘ aufschnappt und die Schwester nach der Wahrheit fragt, wiegelt diese ab. Und die Kranke insistiert nicht, denn „wenn die Wahrheit so aussieht, wie sie aussieht, kommt man ohne sie aus.“ [NC 198] Es wird unerheblich, an welcher Krankheit man leidet, wenn man eine gewisse Grenze hinter sich gelassen hat.

An dieser Stelle soll ein kleiner Exkurs folgen. Beschäftigt man sich mit den Auswirkungen von Krankheit auf den geistigen Zustand des Patienten, liegt es nahe, auf Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* zu verweisen.

Thomas Mann geht dort auch der Frage nach, auf welchem Wege man zur höchstmöglichen Erkenntnis gelangt. Auf der einen Seite steht Settembrini, der Humanist und Aufklärer, der den menschlichen Fortschritt über alles setzt und das Mittel dazu allein in der Vernunft sieht. Sein schärfstes Instrument ist das Wort, mit dem er versucht, auf Hans Castorp, das ‚Sorgenkind des Lebens‘, pädagogisch einzuwirken. Für seinen Gegenspieler, den Jesuiten Naphta, ist die aufklärerische Wissenschaft hingegen ein rotes Tuch. Für ihn liegt in der Ruhe die Kraft. Diese Einstellung kommt Hans Castorp insofern entgegen, als er gern die Liegekur genießt und aus der körperlichen Ruhelage heraus zu geistiger Regsamkeit findet. Zwischen

diesen beiden Polen stehend, strebt Castorp nach Werten, die ihm bislang unbekannt waren, und stellt sich Fragen, die ihn bislang nicht interessierten. Einen weiteren Gegenpol zu Settembrini stellt die kranke Clawdia Chauchat dar, in die sich Castorp verliebt. Sie symbolisiert für ihn die Macht des Körpers, dazu noch des kranken Körpers, über den Geist. Ihre Krankheit lässt ihn auch seine eigene Krankheit als etwas Erhabenes erfahren. Erst die Krankheit macht ihm den Körper – vor allem den der Chauchat – zu etwas Faszinierendem. Er verliebt sich nicht, obwohl, sondern eben gerade weil sie „schlaff, fiebrig und innerlich wurmstichig“ ist.<sup>176</sup>

Umso mehr ärgert es ihn, wenn Krankheit und Dummheit zusammentreffen, wie bei seiner Tischnachbarin Frau Stöhr:

„Das ist so sonderbar, - krank und dumm [...], denn einem Kranken möchte man doch Ernst und Achtung entgegenbringen, nicht wahr, Krankheit ist doch gewissermaßen etwas Ehrwürdiges, wenn ich so sagen darf. [...] es passt nicht zusammen, man ist nicht gewohnt, es sich zusammen vorzustellen. Man denkt, ein dummer Mensch muss gesund und gewöhnlich sein, und Krankheit muss den Menschen fein und klug und besonders machen.“<sup>177</sup>

Selbstverständlich kann der Vertreter des Geistes und der reinen Vernunft, Settembrini, diese Auffassung nicht unwidersprochen lassen: „Krankheit ist durchaus nicht vornehm, durchaus nicht ehrwürdig, - diese Auffassung ist selbst Krankheit oder sie führt dazu.“<sup>178</sup> – „Sprechen Sie mir nicht von der ‚Vergeistigung‘, die durch Krankheit hervorgebracht werden kann [...]! Ein Mensch, der als Kranker lebt, ist nur Körper, das ist das Widernatürliche und Erniedrigende [...].“<sup>179</sup> Settembrini negiert damit die Vorstellung Nietzsches, welche Thomas Mann auch in den *Buddenbrooks* verewigt hat: Dass nämlich die Krankheit und das Morbide zwar zu äußerlichem Verfall führen, parallel aber die Möglichkeit zu geistigem Aufschwung, zu intellektueller Überhöhung bieten. – Allerdings muss dafür, so auch Nietzsche, ein gewisses ‚Talent‘ beim Patienten vorhanden sein. Krankheit für sich genommen muss noch keine stimulierende oder steigernde Wirkung haben – wie man am intellektuellen Mittelmaß vieler Patienten im ‚Berghof‘ sehen kann.<sup>180</sup>

<sup>176</sup> Thomas Mann: *Der Zauberberg*. Frankfurt/M. 1997. S. 201

<sup>177</sup> ebd. S. 136

<sup>178</sup> ebd. S. 138

<sup>179</sup> ebd. S. 140f

<sup>180</sup> Peter Pütz: *Krankheit als Stimulans des Lebens. Nietzsche auf dem Zauberberg*. In: Thomas Sprecher (Hg.): *Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos* (= *Thomas-Mann-Studien*, hrsg. vom Thomas-

Castorp stellt bereits bei seiner Ankunft in Davos fest, dass sich sein Vetter in eben dieser Weise während seines Aufenthalts im Sanatorium verändert habe: „Wie gelehrt du geworden bist.“<sup>181</sup> – Er selbst ist kaum im ‚Berghof‘ angekommen, als er bereits in den Sog dieses Ortes gerät und die ersten Symptome an sich feststellt, freilich ohne sich ihrer wirklich bewusst zu werden: „Leidest du auch so an kalten Füßen? Gleichzeitig hat man dann so ein heißes Gesicht, das ist unangenehm.“<sup>182</sup>

Thomas Mann äußerte sich folgendermaßen:

„Was er (Castorp) begreifen lernt, ist, daß alle höhere Gesundheit durch die tiefen Erfahrungen von Krankheit und Tod hindurchgegangen sein muß (...). Zum Leben, sagt einmal Hans Castorp zu Madame Chauchat, zum Leben gibt es zwei Wege: der eine ist der gewöhnliche, direkte und brave. Der andere ist schlimm, er führt über den Tod, und das ist der geniale Weg. Diese Auffassung von Krankheit und Tod, als eines notwendigen Durchganges zum Wissen, zur Gesundheit und zum Leben, macht den *Zauberberg* zu einem Initiationsroman.“<sup>183</sup>

Im *Zauberberg* heißt es, Hans Castorp wäre möglicherweise motivierter gewesen zu arbeiten, wenn „sein Körper sowohl wie sein Geist – zuerst der Geist und durch ihn auch der Körper“ fester an die Arbeit als unbedingten Wert geglaubt hätte.<sup>184</sup> Hier findet sich der Zusammenhang zwischen Geist, Seele und Körper, wie er bereits bei Christa Wolf aufgezeigt wurde. Schon 1927 schreibt der Mediziner und Politiker Willy Hellpach in seiner Analyse der „*Zauberberg*“-Krankheit:

„Es ist nicht die rein physische Lungentuberkulose; es ist jene seelische Komponente, die, vielleicht mit jeder tuberkulösen Disposition oder Primärinfektion verbunden, durch die Sanatoriumsatmosphäre zu üppiger Fülle entfaltet und ihrerseits zu einem leisen, aber unermüdlichen psycho-physischen Antrittsmotor des körperlichen Krankbleibens, des Kränkerwerdens, zu einer immer unübersteigbaren Barrikade vor der Gesundheit wird.“<sup>185</sup>

---

Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Bd. 11). Frankfurt/M. 1995. S. 249-264. S. 259

<sup>181</sup> Thomas Mann: *Der Zauberberg*. S. 17

<sup>182</sup> ebd. S. 21, ebenso S. 23: „Mich friert abscheulich“, S. 24: „seine reisemüden Augen [hatten] einen erregten Glanz“

<sup>183</sup> zit. nach <http://lex.donx.de/?action=details&show=Der%20Zauberberg> (05.06.2005)

<sup>184</sup> Thomas Mann: *Der Zauberberg*. S. 52

<sup>185</sup> Willy Hellpach: Die „*Zauberberg*“-Krankheit. In: *Medizinische Welt* 1 (1927). S. 1427. Zit. nach: Dietrich von Engelhardt: *Krankheit und Medizin, Patient und Arzt* in Thomas Manns *Zauberberg* (1924) in medizinhistorischer Sicht. In: Ders., Hans Wißkirchen (Hrsg.): „*Der Zauberberg*“ – die Welt der Wissenschaften in Thomas Manns Roman. Mit einer Bibliographie der Forschungsliteratur. Stuttgart 2003. S. 1-27. S. 3

Die Tuberkulose wurde als Zeichen von Sensibilität und mangelnder Lebenslust interpretiert, an der vor allem empfindsame schöpferische Menschen litten, die ihre Leidenschaften nicht auslebten. Tuberkulosekranke wurden als gleichzeitig geistig benommen und emotional überschäumend beschrieben. Diese Vorstellung hat Thomas Mann in den *Zauberberg* einfließen lassen. Die Kranken im Sanatorium befinden sich in einem Schwebезustand zwischen starker Emotionalität und Entrücktheit bei gleichzeitiger zeitweiliger geistiger Schärfe, wie sie unter anderen Bedingungen nicht zu erreichen wäre. Der ursprünglich schlichte Hans Castorp aus dem (geistigen) Flachland setzt zu intellektuellen Höhenflügen an, welche eng mit dem fieberhaften Zustand verbunden sind. „Die um jeden Preis Gesunden sind nicht unbedingt die sensibelsten Menschen, die man sich denken kann. Krankheit schließt ‚Geistiges‘ nicht aus [...]“.<sup>186</sup> Auch darum hält Müller-Seidel die Tuberkulose für

„die literarisch bedeutsamste Krankheit in der deutschen Literatur seit der Romantik [...], wenn wir vorerst von dem weiten Feld der Gemütskrankheiten noch absehen. Die ihr eigentümliche Geistigkeit und Sensibilität, die sie trotz des oft furchtbaren Krankheitsbildes entwickeln kann, macht sie vor anderen interessant.“<sup>187</sup>

Tuberkulose erscheint im *Zauberberg* als „eine biologische und zugleich kulturelle Erscheinung, die vor allem vom sozialen und institutionellen Kontext abhängt.“<sup>188</sup> – Wie bereits gezeigt wurde, trifft dies auch auf die Darstellung von Krankheit bei Christa Wolf zu. Viele Personen ihres Werkes erkranken aus Gründen, die ihrem sozialen und ökonomisch-politischen Umfeld erwachsen und welche sich negativ auf die Gesundheit auswirken.

Eine weitere Parallele zum *Zauberberg* ist darin zu erkennen, dass in *Kindheitsmuster* Nelly und andere Patienten auf Spaziergängen „genussvoll“ ihren Krankheitszustand besprechen – ebenso wie Hans Castorp mit Settembrini oder Naphta durch die Bergwelt von Davos wandert. Auch der Hinweis, die Kälte mache die Kranken spöttisch und gleichgültig und vor allem anfällig für hastige, un stabile Verbindungen, ist ein sicherer Hinweis auf einen bewussten Rückgriff der Christa Wolf auf Thomas Manns Schilderungen. Nelly entwickelt wie Castorp eine gewisse Neugier an anderen Patienten und ihrem Zustand. Sie liest trotz Verbots einer Schwerverkranken

<sup>186</sup> Walter Müller-Seidel: ‚Das Klassische nenne ich das Gesunde...‘ S. 10

<sup>187</sup> ebd. S. 17

<sup>188</sup> Dietrich von Engelhardt: Krankheit und Medizin. S. 26

aus Büchern vor, da sie mit der Gefahr der Ansteckung spielen möchte. Ihr eigenes Befinden scheint ihre Sinne derart zu verformen, dass sie das Gefährliche als interessant empfindet, statt es zu fürchten. Ihre ganze Wahrnehmung verformt sich, so dass ihr außerdem der Inhalt der Bücher, aus welchen sie liest, wirklicher erscheint als ihre tatsächliche Umwelt. Die Krankheit macht sie also empfänglich für andere Welten und Lebensformen, wie man dies auch bei Castorp erkennen kann, wenn er sich auf dem Balkon in Bücher vertieft, welche ihm zu Hause nie als gewinnbringend erschienen wären. Beide Kranke werden durch die Tuberkulose für ganz neue Lebensbereiche sensibilisiert. In diesem Punkt treffen sich Thomas Mann, Christa Wolf und Friedrich Nietzsche. Letzterer gilt als Begründer des Gedankens der Erweiterung der Wahrheitserkenntnis durch Erfahrung der Krankheit. Sein Interesse an Krankheit steht in enger Verbindung mit dem Willen zur Wahrheit. „Die Kranken und Schwachen hätten mehr Geist, seien differenzierter, anregender und boshafter, zugleich aber auch menschlicher, mit einem höheren Maß an Mitgefühl.“ Dieses Phänomen beobachtet der Leser „bei Hans Castorp, wenn er sich mitfühlend um die Moribunden kümmert, aber auch boshafter wird, indem er den intellektuell überlegenen Settembrini in Formen der inneren Rede relativiert und als Drehorgelmann ins Lächerliche zieht.“<sup>189</sup>

Hans Castorp verdankt dem Sanatorium ‚Berghof‘ eine Veränderung seines Stils im Fühlen, Denken und Sprechen, in seinen Interessen, Sympathien und Passionen – und zwar nicht, „weil er hier saniert, sondern vielmehr infiziert wird. Nicht die Heilung, sondern die Erkrankung öffnet ihm das Tor zum Leben.“<sup>190</sup>

#### f) *Die kranke Gesellschaft*

Die Idee einer gesellschaftlichen Krankheit findet sich in *Kein Ort. Nirgends*, wenn die Günderrode vermutet, hinter den vielen lächelnden Mündern verberge sich eine „schwere Krankheit des Gemeinwesens“, da die schmerzlichsten Dinge immer in einer Maskerade unter die Leute kämen [KN 29]. In dieser Erzählung

„werden die neuzeitlichen ‚Wissenschaften‘ im Sinne eines kulturgesellschaftlichen Grundprinzips angesprochen, das den ganzen Entfremdungsprozeß in seiner tiefsten Bedingungsgrundlage trägt. Die Entfaltung der Wissenschaften bereitet ‚ein eisernes Jahrhundert‘ in Gestalt des

<sup>189</sup> Peter Pütz: Krankheit als Stimulans des Lebens. S. 256

<sup>190</sup> ebd. S. 249

20. Jahrhunderts vor, in dem dem Menschen ‚eiserne Reifen um Herz und Stirne‘ geschmiedet sein werden“.<sup>191</sup>

Es herrscht eine Atmosphäre der starren Vernunft vor, welche die Welt in für die Menschen erdrückende Regeln und Ordnungen zwingt.

Relativiert wird das Leiden an der gesellschaftlichen Krankheit jedoch durch Steffi in *Sommerstück*, welche Ellen tröstet, es gebe Schlimmeres als den gesellschaftlichen Krebs – nämlich den individuellen, besonders, wenn er einen selbst trifft [ST 45].

In *Medea* betrachten die Korinther die Kolcher bei ihrer Ankunft in Korinth „wie fremde Tiere“. [MS 114] Korinth selbst hingegen wird verglichen mit einem Dickicht, in dem nur die Gesetze des Dschungels gelten. Turon weist darauf hin, dass man in Korinth nur in eine Machtposition gelangen kann, wenn man die Gesetze der Moral außer Acht lässt und frei von Skrupeln seinen egoistischen Trieben nachgibt. Die jungen, besonders skrupellosen und von keinem Selbstzweifel geschwächten Korinther erscheinen Akamas zeitweilig „wie junge wilde Tiere, die durch ein Dickicht streifen, mit geblähten Nüstern nach Beute schnüffelnd.“ [MS 122] Hier liegt die Assoziation mit dem Begriff des ‚Raubtierkapitalismus‘ nahe, in dem ebenfalls jegliche moralische oder Vernunftsvereinbarung ignoriert wird, um stets das eigene Fortkommen im Auge zu behalten. In diesem Fall also ist der Bezug zur Tierwelt negativ besetzt. Hier werden einmal die negativen Seiten des Tierverhaltens auf den Menschen übertragen. Ein wenig schief ist der Vergleich indes schon: Während die wilden Tiere ihre Aggressivität benötigen, um Beute zu machen oder ihr Revier zu verteidigen, erlegt der Mensch sich seine wenig sozialen Verhaltensweisen freiwillig selbst auf. Er hätte im Gegensatz zum Tier schließlich die Möglichkeit, moralische Grundsätze zu seinen Entscheidungen heranzuziehen, während das Tier nicht über seine Triebe hinauskann. Das kann man dem Menschen zum Vorwurf machen: Er könnte, wenn er wollte, aber er will offenbar nicht.

Kritisiert Wolf die durch den Kapitalismus geprägte Lebensform? Ist sie überhaupt darauf bedacht, die westlichen Gesellschaften zu ‚entlarven‘ und die sozialistischen zu

---

<sup>191</sup> Jürgen Scharfschwerdt: Literatur und Literaturwissenschaft in der DDR. Eine historisch-kritische Einführung. Stuttgart 1982. S. 166

glorifizieren? Angesichts der diesbezüglichen Anspielungen in ihrem Werk scheint sie zwei Aspekte im gesellschaftlichen Leben allgemein anzuprangern: Starke Leistungs- und Konkurrenzorientierung in Verbindung mit inhumanem Umgang, welcher sich auch in der Wissenschaft niederschlägt, sowie starre gesellschaftliche Strukturen, vor allem die des Patriarchats. In diesem Aspekt sieht sie eine Parallele der Gesellschaftsverfassung von DDR und BRD. Groß seien die Unterschiede in manchem nicht gewesen. „Gleich waren zum Beispiel das Patriarchat und das Leistungsprinzip.“<sup>192</sup>

Die Autorin Wolf thematisiert ein ums andere Mal die dünne Kruste der Zivilisation, unter der die Barbarei lauert. Mit ihrer Beschreibung des Wahnsinns lässt sie sich auf den in der Gegenwart verbreiteten Topos der Gleichsetzung von Grenze zwischen Wahnsinn und Vernunft einerseits und Wildnis und Zivilisation andererseits ein. „So dünn ist die Decke, auf der wir gehen, so dicht unter unseren Füßen die Gefahr, durchzubrechen in diesen Sumpf. Den Kater an die Stallwand schleudern, den Jungen im Schnee liegenlassen, die Vogelei gegen den Stein werfen.“ Sie klagt an, wie gesellschaftliche Systeme aufgebaut und als Legitimation gebraucht werden, um letztlich unter diesem Vorwand doch das Recht des Stärkeren ideologisch verbrämt durchzusetzen. Ihre Kritik trifft nicht, wie vielleicht simpel zu vermuten wäre, allein den Kapitalismus. Unabhängig von den sozio-ökonomischen Verhältnissen formuliert sie für viele Weltgegenden eine „direkte, unverblümete Entrechtung und oft bestialische Unterdrückung der Frauen“. In den zivilisierten patriarchalen Gesellschaften hätten die Frauen sich viele Rechte erkämpft, doch bei der Formulierung richtunggebender Werte spielten sie nach wie vor keine Rolle. Nie werde dies deutlicher als in einer gesellschaftlichen Krise. Dann zeige sich, „wie dünn die Decke der Zivilisation ist. Sie reißt an vielen Enden. Angst, Gier, Rückhaltlosigkeit der Männergesellschaft kommen nackt hervor [...]“<sup>193</sup>

Christa T. muss das Durchbrechen der dünnen Decke von ihrem Schreibtisch aus beobachten, an dem sie kommunistische Broschüren liest [NC 41f]. Das Fortschrittliche und Vernünftige ist bloßer Schein. Sie gründen auf der Angst vor dem Ursprünglichen,

---

<sup>192</sup> Christa Wolf: Die Dauerspannung beim Schreiben. Gespräch mit Helmut Böttiger (2000). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 707-724. S. 712

<sup>193</sup> Christa Wolf: Dünn ist die Decke der Zivilisation. S. 650

wahrhaft Natürlichen, weshalb ihre Vertreter darum nicht nur jeden Kontakt mit ihm ablehnen, sondern das Natürliche mit allen Mitteln bekämpfen. Der Trennstrich, welchen die Aufklärung zwischen Vernunft und angeblicher Nicht-Vernunft gezogen hat, ist nicht zu übersehen. In *Medea* und *Kassandra* beschreibt Wolf, mit welchen Mitteln sich die Gesellschaft wehrt, wenn ihre Grundüberzeugungen angezweifelt werden. Sie ist nicht zu einer Revision bereit, doch erst das macht sie so verletzlich. Wäre sie in der Lage, kritisch mit sich selbst ins Gericht zu gehen, könnten Medea oder Kassandra ihr nichts anhaben. So aber muss sie diese Form der pathologisierenden Ausgrenzungsstrategien anwenden, um sich in ihrer Schwachheit zu schützen. Jason klagt: „Sie hat Macht über Menschen, sie schläfert einen ein. Wenn sie einen lange genug angeblickt hat [...], dann glaubt man, was sie einem einredet.“ [MS 56]

Jason gibt hier ungewollt eine große Unsicherheit preis. Er ist offenbar in seinen Werten und Vorstellungen nicht so gefestigt, dass sie äußeren Angriffen standhalten könnten. Wäre er sich seiner Sache und der Angelegenheiten der Korinther vollkommen sicher, könnte er sich furchtlos anderen Einstellungen und Meinungen stellen und die eigenen überzeugt verteidigen. Ihm – und denen, die er mit ‚man‘ meint – fehlt eine feste Identität, ein Fundament, das unverrückbar ist und für das sie selbstbewusst eintreten. Sie leiden unbewusst an dieser ‚Krankheit‘, spüren aber, dass ihnen etwas fehlt, was ihnen Halt und Sicherheit geben könnte. Dieses dumpfe Gefühl eines Mangels macht sie erst so gefährlich und lässt sie ihre Frustrationen und Unsicherheiten an einem Opfer wie Medea ausleben. Diese nimmt fast eine Märtyrerrolle ein. Auf der Insel der Kirke entscheidet sich ihr Schicksal, als Kirke den Gedanken verwirft, Medea bei sich zu behalten, und sie stattdessen mit den Argonauten weiter nach Korinth schickt: „Ich sei eine von denen, die inmitten dieser Leute leben, die erfahren müßten, woran wir wirklich mit ihnen sind, und die versuchen müßten, ihnen die Angst vor sich selbst zu nehmen, die sie so wild und gefährlich mache.“ [MS 100] Medea wird diese große Aufgabe nicht bewältigen können. Die Angst vor der Entdeckung der eigenen Unzulänglichkeit ist groß und lässt die Korinther in blinder Furcht um sich schlagen. Lieber machen sie Medea zur Aussätzigen, als sich ihrer Vergangenheit und dem Mord an Iphinoe zu stellen.

Dabei liegt die gefährlichste Krankheit im beschriebenen Mangel an Identität, an einem festen inneren Kern. Die Pathologie besteht im „Fehlen eines authentischen

Selbst und [der] Fähigkeit, sich [...] zerstörerischen und mörderischen Handlungen zu widmen.<sup>194</sup>

Das Ausgrenzen von angeblich Kranken folgt einer normsetzenden Argumentation:

„Sie unterstellt zunächst einen Konsens darüber, daß Gesundheit ein Basiswert ist, der als solcher von allen am Diskurs Beteiligten einvernehmlich akzeptiert wird, daß also Krankheiten ein Übel sind, dem jeder entgehen möchte. Man gibt als ursächliche Bedingungen für Krankheiten bestimmte Verhaltensweisen an und zieht daraus den normsetzenden Schluß: Man soll diese Verhaltensweisen vermeiden.“<sup>195</sup>

Wolf überträgt den Vorwurf der Krankheit zeitweilig auf das gesamte Gemeinwesen, nimmt also eine Pauschalisierung vor und belegt eine ganze Gruppe von Menschen mit dem Etikett oder dem Stigma der Krankheit. Dieses Vorgehen würde sie, angewendet auf Individuen, ablehnen.

Die Operation des Bruders und der Super-GAU werden in *Störfall* parallel verarbeitet, was zu einigen doppelsinnigen Feststellungen führt. So fragt sich die Erzählerin, woher „bloß diese Lust an Spaltung, an Zertrümmerung, an Feuer und Explosionen“ [SF 54] rühre. Angesichts des gigantischen Selbstzerstörungstriebes vermutet sie unter der dünnen Decke der Zivilisation ein gewaltiges Ungeheuer – und fürchtet, dieses Unwesen könnte unter ihrer Schädeldecke aufsteigen. Die Erinnerung an ein verhungertes Mädchen, der Schwester eines ehemaligen Flüchtlings, lässt der Erzählerin wieder deutlich werden, dass „jede Haut reißen und aus den Rissen Ungeheuer quellen können.“ [SF82] Die Zivilisation in ihrer Realität wird als krank beschrieben. Es ist paradox und in gewisser Weise krankhaft, wenn der Mensch sich ernsthaft mit der Alternative auseinandersetzen muss, ob er entweder mit Radioaktivität – durch Atomkraftnutzung – oder mit Waldsterben – durch Kohlenutzung – leben will. Tschernobyl stellt ein gewaltiges Symptom für diese gesellschaftliche Krankheit dar, deren Ursache in der naiven, aber gefährlichen Wissenschaftsgläubigkeit sowie dem Ersetzen des eigentlichen Lebens durch Lebensersatz in der technischen Schöpfung, aber natürlich auch in der modernen Massengesellschaft zu suchen ist. Dieser Aufbruch der Zivilisation und der Aufbruch der Schädeldecke des Bruders lassen beide unter der Oberfläche tödliche Krankheiten erkennen. Diese sind von außen nicht zu

<sup>194</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 43

<sup>195</sup> Thomas Anz: Gesund oder krank? S. 4

erkennen, wuchern und wachsen aber unaufhörlich, zerfressen den Körper von innen, was sie besonders gefährlich macht, und enden letal für den Befallenen. Es handelt sich übrigens ironischerweise um „ein Wachstum, das *nicht* Fortschritt ist“ [KG 337]. Eine mögliche Rettung besteht nur in der Freilegung des Krisenherds, der schonungslosen Offenlegung und Entfernung. In der Krebserkrankung des Bruders spiegelt sich die Krebserkrankung der Gesellschaft, die Krankheit des modernen Menschen schlechthin. Er rennt ohne Sinn und Verstand immer höher, schneller, weiter, ohne zu merken, dass er geradewegs in sein Verderben rennt, wenn er nicht früh genug die Notbremse zieht und sich auf das Eigentliche im Leben besinnt.

Es müsste eine Operation am offenen Gehirn stattfinden, eine vollkommene Neubesinnung, um den gesellschaftlichen Krebs am Wuchern zu hindern. Diese Parallele zwischen Staat/Gesellschaft und Körper/Individuum ist bis in den Titel des Buchs zu übertragen: Der ‚Störfall‘ hat sich nicht nur im Großen ereignet – der Krankheitsherd Tschernobyl ist aufgebrochen und bildet Metastasen – sondern auch in der Welt des Individuums, im Kopf des Bruders.

Die Erzählerin will dem Leser keineswegs einen Vorwurf machen. Sie erkennt an, dass den Menschen der modernen Zivilisation die Gleichgültigkeit konsequent anezogen wird und er darum nicht einmal für sein Verhalten allein schuldig gesprochen werden kann – „bloß weil es dazu beiträgt, uns umzubringen“ [SF 104]. Wolf selbst meint: „Da die Menschen sich egoistisch verhalten, seit die Welt besteht, müßte man eigentlich untersuchen, warum sie es tun, und nicht dabei steckenbleiben, sie dafür zu verurteilen, also zu moralisieren.“ [ET 238]

Aber die Gefahr, die von solch einem Wesen ausgeht, ist nicht zu leugnen. Lenka, die Tochter der Erzählerin in *Kindheitsmuster*, kann nicht einschlafen bei dem Gedanken, dass der Vietnamkrieg in diesem Moment weitergeht und Amerikaner gerade Vietnamesen umbringen. Sie ist entsetzt über die Gleichgültigkeit, welche die satten Menschen befällt, die in Frieden leben. In einem Tagebucheintrag während des Schreibens an *Kindheitsmuster* nimmt Christa Wolf sich vor, „diesen ganzen Komplex ‚Krieg‘ als einen pathologischen Knoten im Leben dieser Person“ darzustellen. [ET 171]

Was ist, wenn die Menschheit sich auch an die Sachen gewöhnt, die ihre Gattung umbringen? Oder hat sie dies bereits getan? – „Da uns ja eingeredet wird,

Freiheit sei der ungehinderte Mißbrauch unserer Anlagen und Fähigkeiten, und jener Zug der Lemminge auf den Abgrund zu sei eben auf seine Weise ‚frei‘. Eine Freiheit, den Tod zu wählen, auch den der Gattung. Freiheit zur Verantwortungslosigkeit.“ [KG 349]

Das verbreitete Verhalten und Denken, das Besitz und Macht über alles, auch über das eigene Selbst stellt, trifft wiederum den Typus des von Arno Gruen beschriebenen Kranken. Menschen, die ihr Hauptaugenmerk auf den Erwerb von Macht und Besitz legen, bewahren sich seiner Theorie nach vor der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbsthass, welcher durch die Unterwerfung unter falsche Liebe entstanden ist. Diese Menschen hätten den Schmerz über die ungenügende Liebe ihrer Eltern nicht ertragen können und darum den Mythos erfunden, dass Empfindungsfähigkeit für innere Schmerzen Schwäche sei. So entstehen in Massen „starke Männer“, die von ihren tiefsten Gefühlen abgetrennt sind, weil sie nicht die Stärke haben, sie zu ertragen.“<sup>196</sup> Das Problem ist, dass ebendiese Männer durch ihre Vorherrschaft auch das allgemeine Bewusstsein prägen und festlegen, was Realität ist – darum können sie vielfach darauf hoffen, in ihrer Selbstverachtung nicht erkannt zu werden.

Ist eine Zivilisation nicht als krank zu bezeichnen, die permanent damit beschäftigt ist, ihre eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören? Die Menschen setzen alles daran, Luft und Trinkwasser dauerhaft so zu schädigen, dass sie davon krank werden. Sie gehen das Risiko ein, dass durch einen kleinen Defekt im Atomkraftwerk Millionen Menschen sterben oder erkranken und riesige Landstriche auf lange Zeit hin unbewohnbar sind. Sie scheinen ihre Umwelt zu hassen, auf die sie lebensnotwendig angewiesen sind. Das ist kaum anders als durch eine Krankheit – wie immer sie genannt werden soll, ‚Zivilisationskrankheit‘? – zu erklären. „Unter allen Lebewesen scheint der Mensch das einzige zu sein, das um der Zerstörung willen zerstört – als Selbstzweck, wie es der finnische Psychoanalytiker Martti Siirala nannte.“<sup>197</sup>

„...Der Mensch kam mir in seiner perversen Sorgfalt und in seinem grauenhaften Egoismus wie ein Ungeheuer vor, wie das einzige Ungeheuer auf Erden. Er ist es auch.“ [ET 246] Wolf hört im Radio, die Welternährung werde in diesem Jahr (1979) noch schwieriger – aber es gehe eben um Macht und Einfluss, denkt sie. Sie sehe nicht, wie

<sup>196</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 71

<sup>197</sup> ebd. S. 9

diese Linien, an deren Kreuzpunkt die Katastrophe stünde, in eine andere Richtung zu zwingen wären. [ET 260]

Doch nicht nur die Natur hat unter dem Menschen zu leiden. Der Hass richtet sich ebenso gegen die Gattung selbst, und zwar auf mehreren Ebenen. Ganz offensichtlich ist der Drang zur Katastrophe an den Massakern zu erkennen, die Menschen aneinander verüben – meistens geht es um den Kampf gegen eine andere Ideologie und/oder um Land und Geld. „Sind die Gefühlstaubheit und ameisenhafte Betriebsamkeit, die solche Berserkeruntaten signalisieren, nicht auch Zeichen für einen Hang zur Selbstvernichtung, herrührend aus einer bösen langangestauten Unfähigkeit zu handeln?“ [KV 145] Der homo sapiens sapiens geht allerdings noch wesentlich subtiler gegen sich selbst vor. Er leugnet Teile seiner selbst und wird darüber krank. Zum einen verdrängt er in einer paradoxen ratio-Gläubigkeit gewisse sinnliche Wahrnehmungsfähigkeiten, wie dies auch Horkheimer/Adorno beschrieben haben. Wahrnehmung außerhalb des Offensichtlichen gilt als unwissenschaftlich und ‚verrückt‘. Medea und Cassandra mit ihren hochsensiblen Wahrnehmungen müssen die brutalen Sanktionen ertragen, welche die Gesellschaft für ‚Störenfriede‘ dieser Art parat hält. Das Schlimme ist ja schließlich nicht nur, dass beide ihrer Umwelt den Spiegel vorhalten und diese ihre eigene Fratze ertragen soll – wenn Wolf an anderer Stelle auch konstatiert, Cassandra werde nicht „wegen ihres Wahnsinns [...] eingesperrt. In den Turm kommt sie wegen des *Inhalts* ihrer Visionen“. Aber für ihre Umwelt irritierend ist auch, dass Cassandra seherische Fähigkeiten besitzt, welche sich aus heutiger Sicht aus einer ungemeinen Sensibilität speisen, welche sie in die Lage versetzen, Entwicklungen intensiv voraus- und weiterdenken zu können. „Sie ‚sieht‘ die Zukunft, weil sie den Mut hat, die wirklichen Verhältnisse der Gegenwart zu sehen.“ [KV 124] Cassandra selbst erklärt ihre Sehergabe ähnlich unmysteriös: „Ich allein sah. Oder ‚sah‘ ich denn? Wie war das doch. Ich fühlte. Erfuhr – ja, das ist das Wort; denn eine Erfahrung war es, ist es, wenn ich ‚sehe‘, ‚sah‘ [...]“. [KS 293]

„Sehend werden, sehend machen: ein Grundmotiv in den Werken der Ingeborg Bachmann.“<sup>198</sup> Dies schrieb Wolf über ihre Kollegin, doch hätte dies genauso gut über sie selbst geschrieben werden können. Auch sie stellt fest, dass eigentlich wahrhaftes

<sup>198</sup> Christa Wolf: Die zumutbare Wahrheit. Prosa der Ingeborg Bachmann (1966). In: Dies.: Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1959-1974. München 1999. S. 145-161. S. 147

Sehen nur wenigen Menschen gegeben, der Masse aber unmöglich ist. Die ‚Sehenden‘ wie Cassandra, die unter der Oberfläche der Tatsachenwelt eine andere Wirklichkeit erkennt, nehmen auf eine empfindlichere und umfassendere Weise wahr. Bei Bachmann wie bei Wolf bestehen der Mut und der Drang, hinter die Fassade der Wirklichkeit zu blicken und auch anderen diesen Blick zuzumuten. Dieser Weg der Wahrheitsfindung stellt gleichzeitig auch einen Weg der Selbst- und Identitätsfindung dar und öffnet die Sinne für mehr. „Man sieht plötzlich, was nicht zu sehen ist, was aber da sein muß, weil es Wirkungen zeitigt. Die Vergangenheit in der Gegenwart zum Beispiel.“<sup>199</sup>

Beide Schriftstellerinnen „sind sich der Notwendigkeit einer anderen Ästhetik bewußt, die die veränderte Wirklichkeit des Menschen und seine innere Wahrheit zum Ausdruck bringen kann.“<sup>200</sup> Sie mussten die Erfahrung machen, dass der moderne Mensch kaum bei sich selbst, sondern vorwiegend fremdbestimmt ist und dass diese Tatsache ihn zu einem grausamen Umgang mit seiner Umwelt fähig macht. Darum begeben sie sich durch ihr Schreiben auf die Suche nach dem Eigentlichen, nach dem Kern der Identität. „Das Bedürfnis, auf eine neue Art zu schreiben, folgt, wenn auch mit Abstand, einer neuen Art, in der Welt zu sein. In Zeitabständen, die sich zu verkürzen scheinen, hört, sieht, riecht, schmeckt ‚man‘ anders als noch vor kurzem.“<sup>201</sup> Wolf leitet damit einen Essay ein, in dem sie die Literaturtheorie der frühen DDR angreift und an die Stelle einer klaren Perspektive eines mächtigen Helden die Selbstsuche eines Individuums setzt. Ihre Darstellung von Unsicherheit und ständiger Suche verbindet Wolf mit Bachmann, über deren Prosa sie schreibt: „Eine Stimme, wahrheitsgemäß, das heißt: nach eigener Erfahrung sich äußernd, über Gewisses und Ungewisses. Und wahrheitsgemäß schweigend, wenn die Stimme versagt.“<sup>202</sup> Wie schonungslos auch Bachmann hinter die Fassaden blicken möchte, deutet sie in einem Vorrede-Entwurf zu ihrem Fragment *Franza* an:

„Aber es hat mich sehr beschäftigt, wo das Quantum Verbrechen, der latente Mord (geblieben) ist, seit ich begreifen mußte, daß 1945 kein Datum war, was

---

<sup>199</sup> ebd. S. 151

<sup>200</sup> Veronica Fanelli: Die zumutbare Wahrheit. Ingeborg Bachmann und Christa Wolf: Berührungspunkte? In: Pierre Béhar (Hg.): Klangfarben: Stimmen zu Ingeborg Bachmann (= Beiträge zur Robert-Musil-Forschung und zur neueren österreichischen Literatur, Bd. 11). St. Ingbert 2000. S. 241-272. S. 243

<sup>201</sup> Christa Wolf: Lesen und Schreiben (1968). In: Dies.: Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1959-1974. München 1999. S. 238-272. S. 238

<sup>202</sup> Christa Wolf: Die zumutbare Wahrheit. S. 145

wir so gern glauben möchten, um uns beruhigt schlafen zu legen. [...] Und Mord und Grausamkeit in dieser Gesellschaft, die sind zu entdecken.“<sup>203</sup>

Bachmann wurde gequält und getrieben von dem Gedanken, dass die Mörder des Nationalsozialismus größtenteils noch immer unbehelligt lebten. Sie spricht vom „Virus Verbrechen“, das doch nicht einfach aus der Welt verschwunden sein könne, „bloß weil hier Mord nicht mehr ausgezeichnet, verlangt, mit Orden bedacht und unterstützt wird.“<sup>204</sup> Sie begeht nicht den Fehler, den nationalsozialistischen Staat mit dem Nachkriegsstaat gleichzusetzen. Vielmehr weist sie darauf hin, auf welcher unauffälligen Weise Menschen in der zivilisierten Welt zugrunde gerichtet werden. An die Stelle äußerer Gewalt sei eine perfide, vom Gesetz gedeckte Gewalt getreten, die sich durch inhumanes Denken, verbale Gewalttätigkeit und seelische Grausamkeit auszeichne. Bachmann ging es in ihrem geplanten Roman-Zyklus um „das Aufdecken von Verbrechen und Todesarten als gesellschaftlich vermittelter psychischer Prozesse“.<sup>205</sup>

Bachmann und Wolf treffen sich also am nachhaltigsten, wenn man dies auf einen Punkt bringen möchte, in ihrem konsequenten Blick hinter das Sichtbare und in ihrem Beharren auf Suche nach Wahrheit.

Die christlich-abendländische Zivilisation erkennt das Gebot ‚Du sollst nicht töten‘ als sittliche Grundlage an und setzt es gleichzeitig für ihr praktisches Handeln außer Kraft, ohne moralisch zusammenzubrechen. Dies ist der Ursprung des blinden Flecks im Zentrum unserer Kultur. Er verbirgt ihr mörderisches Doppelleben. Auch „jene Prozesse, die zur Selbstvernichtung führen“, werden so „den treibenden Kräften der Zivilisation unsichtbar gemacht.“ [KV 54] Wie praktisch – die Verantwortlichen müssen sich ihrer Scheinheiligkeit sowie der tödlichen Bedrohung nicht stellen. Herauszulesen ist hier aber auch, dass es offenbar unabhängig von den „treibenden Kräften“ auch Menschen gibt, denen die Spuren, die in die Katastrophe führen, nicht verborgen bleiben. Ihnen aber wird nicht geglaubt, wie Cassandra nicht geglaubt wurde. Sie werden für Nörgler oder Spinner gehalten und so in die Außenseiterrolle gedrängt – fühlt sich Christa Wolf als Vertreterin dieser Außenseiter?

<sup>203</sup> Ingeborg Bachmann: ‚Todesarten‘-Projekt. Bd. 2. Das Buch Franza. Bearbeitet von Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München 1995. S. 17

<sup>204</sup> ebd. S. 77

<sup>205</sup> Kurt Bartsch: Ingeborg Bachmann. Stuttgart 1988. S. 138

„Wem soll man sagen, daß es die moderne Industriegesellschaft, Götze und Fetisch aller Regierungen, in ihrer absurden Ausprägung selber ist, die sich gegen ihre Erbauer, Nutzer und Verteidiger richtet [...]. Der Wahnsinn geht mir nachts an die Kehle [...] Der Einzelne kann seine Einsichten und Haltungen, wenn sie konträr zu denen der jeweiligen Groß-Institutionen stehen, in den gesellschaftlichen Prozeß nicht einbringen.“ [KV 125]

„Wissend, daß Wissende niemals etwas gegen den drohenden Untergang ihrer Kultur/Zivilisation haben ausrichten können [...] Die selbstzerstörerische Tendenz der heutigen Mega-Systeme allmählich, gewaltlos, außer Kraft zu setzen, brauchte Zeit, die wir nicht haben.“ [KV 136]

Hinter der „postmodernen Verkleidung“ vermutet Christa Wolf Denkmodelle, die noch versteckt sind, aber im Falle des tatsächlichen Verteilungskampfes auf der Welt wohl wieder an Aktualität gewinnen könnten:

„Daß es erfolgreiche und weniger erfolgreiche Menschenarten gibt und die ersteren überleben werden, wie schon Darwin es für das Tierreich beschrieben hat; daß, eben damit es den Gesunden gut und immer besser geht, eine Selektion unwerten Lebens stattfinden kann, vor der Geburt, oder, etwa durch Vernachlässigung Behinderter, auch nach der Geburt [...], daß da, wo das Kapital ungehemmt und unkontrolliert wirtschaftet, humane Werte ungültig sind [...]. Das Barbarei zu nennen, dagegen würden wir uns verwahren. Wir kommen nicht auf die Idee, daß die Löcher in der Ozonschicht unserer Erde etwas zu tun haben könnten mit den blinden Flecken unseres Bewußtseins, mit der Leere, die sich im Zentrum unserer Spaßkultur aufgetan hat und immer mehr ausbreitet.“<sup>206</sup>

Die Welt, in der Christa Wolf u.a. *Kassandra. Voraussetzungen einer Erzählung* schrieb, war noch mehr als heute eine Welt der permanenten Bedrohung, in der Deutschland drohte zwischen den Fronten zerrieben zu werden. Ein Ausweg war nicht denkbar, ein Redner im Radio fasst offenbar Wolfs Gefühle zusammen: Nächstenliebe sei in der modernen Industriegesellschaft unmöglich. „Deren Haupttendenzen seien: Gigantismus, übertriebene Kompliziertheit, Kapitalintensität und Gewalt. Diese Tendenzen seien nicht unabwendbar, es werde aber weder Phantasie noch technische Entwicklungslust und Geld auf Gegenentwürfe verwendet.“ [KV 126] So entstand eine Sackgasse, deren Ursprüngen Wolf auf die Spuren kommen wollte und die sie in ferner Vergangenheit auch tatsächlich gefunden zu haben scheint. Schon die Entführung Europas nach Kreta lässt erkennen: „Ein Gewaltakt an einer Frau begründet im griechischen Mythos die Geschichte Europas.“ [KV 116] Aber: Nicht einmal die

---

<sup>206</sup> Christa Wolf: „...der Worte Adernetz“. S. 704f

Einsicht in die Unlösbarkeit der Probleme bringt die modernen Menschen dazu, „über den Zusammenhang z.B. der exzessiven Rüstungsanstrengungen auf allen Seiten mit den patriarchalischen Strukturen des Denkens und Regierens zu reflektieren“. Legten die Waffenproduzenten ihre Arbeit nieder, wären sie arbeitslos, müssten aber dafür weniger um ihre Existenz bangen. Sie aber „fürchten mehr den sicheren gesellschaftlichen Tod als den unsicheren physischen. Dies nenne ich: falsche Alternativen. Ihre Zahl nimmt zu.“ [KV 155] Die Frage nach der Alternative beschäftigt Wolf grundsätzlich, sie bildet auch eine Motivation zur Struktursuche in der Vergangenheit: „Die Barbarei der Neuzeit [...] Gab es, gibt es eine Alternative zu dieser Barbarei?“ [KV 32] – „Wie soll man Jüngere die Technik lehren, ohne Alternative zu leben und doch zu leben?“ [KV 137]

## 6. Politik

In der historisch-politischen Situation um den Mauerfall 1989 verwendet Christa Wolf vermehrt die Metapher der Krankheit, um ihrer Analyse des gesellschaftlichen Zustands Ausdruck zu verleihen. Stark getroffen von der ‚Wende‘, diagnostiziert sie eine „Krankheit dieser Gesellschaft“, welche nur „durch die Gesellschaft geheilt werden“ könne.<sup>207</sup> Sie empfindet die schlagartige Aufgabe des DDR-Staats als unüberlegt und überhastet und interpretiert dies als „geistig-moralischen Notstand unserer Gesellschaft“<sup>208</sup>. Offenbar hoffte Wolf, es handle sich lediglich um eine Krise, welche über kurz oder lang zu überwinden sei. Da sie auch in ihren Veröffentlichungen immer wieder das Denken von Alternativen zum Leitgedanken macht, musste es ihr besonders schmerzlich sein, den einzigen Gegenpol zum westlichen Kapitalismus ‚kampflös‘ untergehen zu sehen. Christa Wolf war schon seit vielen Jahren nicht mehr kompromisslos mit dem DDR-Sozialismus einverstanden: „Ich habe [...] spätestens 1965 aufgehört, mich mit der DDR, so wie sie war, zu identifizieren.“<sup>209</sup> Doch der Gedanke des gescheiterten Experiments, welches die DDR zumindest in der Anfangszeit im gelebten Antifaschismus für viele Menschen darstellte, musste sie tief treffen. Wenn mit dem Kapitalismus nur noch eine Ideologie allein die Welt beherrscht, wird die Verfolgung Andersdenkender, welche so zu Außenseitern werden, wahrscheinlicher. Dies hat Wolf in *Kassandra* und *Medea* beschrieben. Das Vorherrschen einer Idee, der sich alle unterwerfen, ist nie gut für freies und alternatives Denken – wie man ja übrigens auch an der DDR sieht. *Christa T.* leidet daran. Und anderen Bürgern der DDR schien es ähnlich zu gehen wie Wolf; der Verlust ihrer geistigen Grundlage führte nach der ersten Euphorie im Herbst 1989 laut Wolf zu „viel Depression und Krankheit. Viele Menschen sind verwirrt, unsicher, ängstlich [...] Die psychiatrischen Einrichtungen sind überfüllt“<sup>210</sup>. Hier führt offenbar der Zusammenbruch des Staats zu einem Zusammenbruch derer, die sich mit ihm identifiziert haben.

---

<sup>207</sup> Christa Wolf: ‚Wider den Schlaf der Vernunft‘. Rede in der Erlöserkirche (1989). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 158-161. S. 158

<sup>208</sup> ebd. S. 160

<sup>209</sup> Sind Sie noch Leitfigur, Frau Wolf? Christa Wolf über Medea, Sündenböcke, Zerstörungslust, Wahrnehmungsblokaden, die Krise unserer Zivilisation. In: Der Tagesspiegel, 30.4.1996

<sup>210</sup> Christa Wolf: Schreiben im Zeitbezug. S. 203

„Denn die neue Welt [...] Es gibt sie, und nicht nur in unseren Köpfen, und damals fing sie für uns an. Was aber immer mit ihr geschah oder geschehen wird, es ist und bleibt unsere Sache. Unter den Tauschangeboten ist keines, nach dem auch nur den Kopf zu drehen sich lohnen würde... Sie [Christa T.] hat [...] nichts inniger herbeigewünscht als unsere Welt, und sie hat genau die Art Phantasie gehabt, die man braucht, sie wirklich zu erfassen – denn was man auch sagen mag, mir graut vor der neuen Welt der Phantasielosen. Der Tatsachenmenschen. Der Hopp-Hopp-Menschen, so hat sie sie genannt. Und sich ihnen, in ihren finsternen Stunden, tief unterlegen gefühlt. Auch wohl versucht, sich ihnen anzugleichen [...] Ihrem Hang zum Schauen, Träumen, Geschehenlassen eine Grenze gesetzt. Die schmerzhaft empfundene Schranke zwischen Denken und Tun beiseite geräumt.“ [NC 63]

Hier findet sich die oft beschriebene Zweiteilung der Welt wieder: In Tatsachenmenschen und Träumer, in ‚Vernünftige‘ und ‚Phantasievolle‘, in Ein- und Mehrdimensionale. Markant an dieser Textstelle aber ist auch, dass sie die politische Dimension miteinbezieht. Die „neue Welt“ wird natürlich durch den Sozialismus verkörpert. Er nährte die Hoffnung der jungen Generation der DDR nach dem Krieg. Mit ihm hoffte sie eine Gesellschaftsform gefunden zu haben, die so weit wie nur irgend möglich vom Nationalsozialismus entfernt war. Die den verantwortungsbewussten Neuanfang ermöglichte.

„Uns wurde dann ein verlockendes Angebot gemacht: Ihr könnt, hieß es, eure mögliche, noch nicht verwirklichte Teilhabe an dieser nationalen Schuld loswerden oder abtragen, indem ihr aktiv am Aufbau der neuen Gesellschaft teilnehmt, die das genaue Gegenteil, die einzig radikale Alternative zum verbrecherischen System des Nationalsozialismus darstellt. Und an die Stelle des monströsen Wahnsystems, mit dem man unser Denken vergiftet hatte, trat ein Denkmodell mit dem Anspruch, die Widersprüche der Realität nicht zu verleugnen und zu verzerren, sondern adäquat widerzuspiegeln.“<sup>211</sup>

Der Marxismus, welcher Wolf in Frankenhausen um 1949 zum ersten Mal in Schriften begegnete, stellte dann etwas dar, „von dem ich jahrelang fest überzeugt war, das war genau das Gegenteil von dem, was im faschistischen Deutschland geschehen war. Und ich wollte genau das Gegenteil.“<sup>212</sup>

Er bildete – aus heutiger Sicht – eine Ersatzreligion, verhieß Vollkommenheit und den Eintritt ins Paradies. „Soll den Mund verziehen, wer will: Einmal im Leben, zur rechten Zeit, sollte man an Unmögliches geglaubt haben.“ [NC 64] Hier ist er wieder,

<sup>211</sup> Christa Wolf: Unerledigte Widersprüche. S. 59

<sup>212</sup> Christa Wolf: Auf mir bestehen. Gespräch mit Günter Gaus (1993). In: dies.: Werke Bd. 12. S. 442-470. S. 445

der Skeptizismus, den sich die Jugend in der Anfangsphase der DDR sicher verbeten hätte. Er aber spricht dafür, dass Wolf nicht naiv an einem Weltbild hängt, das – auch schon vor dem Fall der Mauer – von der Realität überholt wurde. Dass Wolf trotz ihrer Skepsis und der Erkenntnis, dass die DDR nicht das erträumte Paradies auf Erden wurde, in diesem Staat blieb und keine Chance zur Abwanderung nutzte, bestätigt nur ihre eigene Aussage: Kein anderer Staat, kein anderes Gesellschaftsmodell erfüllte tatsächlich das, was sie sich erhofft hatte. Dann lieber bleiben und sich an die früheren Träume erinnern, die sich mit dieser Heimat verbinden. Wolf formuliert hier die Möglichkeit, dass ihre Idee sich in der Ausführung von ihrem Ursprung entfernen könnte. Dass aber dennoch keine andere Gesellschaftsform existiert, die es mit der ihren aufnehmen kann. „Ein Fluchtweg ist nicht in Sicht. Man fühlt sich gestellt. Australien ist kein Ausweg“ [KV 124]. Eine Alternative ist überhaupt nicht in Sicht, es bleibt nur die Wahl zwischen zwei Übeln: „Soll es denn wahr sein und die einzige Rettung, daß man sich zur guten Hälfte an das kleinere Übel verkaufen muß, um nicht vom größeren aufgefressen, verhöhnt, vernichtet zu werden. Ach.“ [ET 248] Sie macht sich keine Illusionen mehr wie ihre Freundin, die noch ganz fest an den sicheren Friedenswillen der Sowjetunion glaube. „Der Mechanismus der Macht ist ihr noch unbekannt.“ [ET 248] Sie hat sich darin „geübt, ohne Alternative zu leben.“ [ET 440] Wolf selbst fragt sich, ob sie, wenn sie jetzt jünger wäre, den Mut aufbrächte, ein Kind in die Welt zu setzen. In der nächsten Nacht träumt sie, plötzlich ein Kind zu erwarten, über das auch ihr Mann sich wundert... [ET 249]

Sie hält „selbst in den achtziger Jahren noch bei aller Enttäuschung über den Staatssozialismus der DDR unverrückbar [fest] an dieser in ihren Augen besseren deutschen Alternative.“ Sie bleibt, „mochten auch immer mehr Freunde und gleich Gesinnte das Land verlassen haben, diesem Lande schmerzhaft treu. [...] Verwurzelter, in einem politischen, regionalen, familiären, aber auch kulturellen und habituellen Sinne verwurzelter kann man sich einen Menschen eigentlich nicht vorstellen.“<sup>213</sup>

Aber gerade diese Verwurzelung, diese Identifikation mit dem Land, die sie meint nicht abschütteln zu können, lässt sie leiden an den Missständen und seinen Opfern. Genau dieses Mitleiden, die Identifizierung mit dem System, meint sie, habe Günter Kunert und Sarah Kirsch dazu bewogen, das Land zu verlassen. Sie selbst aber

---

<sup>213</sup> Tilman Krause: Chancen und Grenzen. In: Die Welt 13.03.2004

will es weiter versuchen. Nach der Biermann-Ausbürgerung hat sie sich selbst versprochen, nur zu bleiben, wenn sie sich frei machen und weiter schreiben könne, unabhängig. Wenn nicht, wolle sie gehen. Offenbar ist ihr diese Anstrengung gelungen. [ET 252] Doch die Zweifel und ewigen Fragen bleiben: Ob sie vielleicht zu früh aufgegeben habe, ob sie weitere Kompromisse hätte machen müssen, um sich die Gelegenheit zu bewahren, weiter handeln zu können. Denn nun werde ihr vorgeworfen, sich von der Praxis, also dem Feld des Handelns, abgewandt zu haben. Sie empfindet das anders, meint, wenn sie die heutige „verkehrte Praxis“ ablehne, sei das doch nicht gleichbedeutend damit, dass sie Handeln überhaupt ablehne (1979). [ET 257] Sie hat nur über die Jahre hin, angesichts der Erfahrung, dass alles schon festgelegt und nicht mehr zu gestalten ist, eine Gleichgültigkeit entwickelt, z.B. gegenüber dem, was Zeitungen schreiben. Das Gefühl, nichts mehr verändern zu können, lässt sie nur noch Schadenfreude empfinden (1982). [ET 309]

Sie kann sich eben nicht mehr mit dem politischen System, in dem sie lebt, identifizieren, sie entfernt sich immer weiter und empfindet Entfremdung. Mit dem anderen deutschen Staat aber verbindet sie auch nichts, er hat nichts Verlockendes für sie, nichts an ihm reizt sie. Sie überlegt, ob man ihren Zwang zur Bindung, ihre Unfähigkeit, sich von ihrer Heimat ganz loszusagen, als Neurose bezeichnen könnte (1980). [ET 272]

So stellt sie sich denn auch die Frage, wie hoch der Preis wohl wäre, den sie für dieses Heimatgefühl zu zahlen bereit wäre. Ob nicht das Wegsehen und Weghören, das sie an sich beobachtet, bereits ein hoher Preis sind, für den sie womöglich irgendwann die Rechnung wird präsentiert bekommen, und ob sie die Kraft hätte, die dann nötige Schonungslosigkeit aufzubringen (1977). [ET 224]

Das Problem, dass die Menschen sich mit Uneigentlichem abspeisen lassen (müssen), statt das eigentliche Leben zu leben, wird auch der Erzählerin in *Was bleibt* bewusst. Sie ist Schriftstellerin und zu einer Lesung in einem Kulturhaus in Berlin geladen. Auf einer Wand liest sie den Slogan „Wachstum – Wohlstand – Stabilität“ und fragt sich: „Wo waren wir hier eigentlich.“ [WB 275] Bereits vor der Lesung erfährt sie von der Verantwortlichen des ‚Clubs der Volkssolidarität‘, in dessen Räumen sie sich befindet, dass das Publikum durchsetzt sein werde von Spitzeln und Offiziellen. Umso positiver

überrascht ist sie, als der Lesung eine schonungslos offene Diskussion folgt, in deren Verlauf sich viele im Publikum durch ihre offene Kritik selbst in Gefahr bringen. Die Frage, die diese Aussprache eröffnet, kommt von einer Krankenschwester: „Auf welche Weise aus dieser Gegenwart für uns und unsere Kinder eine lebbare Zukunft herauswachsen solle.“ Diese Frage wird als Signal vernommen, nicht nur von der Erzählerin, auch von den anderen Anwesenden, die spüren: „Und wenn in großer Leuchtschrift die Wörter WACHSTUM WOHLSTAND STABILITÄT an der Wand erschienen wären – nichts hätte mehr geholfen, denn nun standen die wirklichen Fragen im Raum, die, von denen wir leben und durch deren Entzug wir sterben können.“ [WB 281] Hier taucht er wieder auf, der Gegensatz zwischen den offiziellen Zielen, welche auf Wachstum und Wohlstand, also materielle Versorgung, abzielen, und dem, wonach sich die Menschen dennoch, auch bei finanziell guter Lage, sehnen: dem Substantiellen, das sich mit Begriffen wie Zukunft und Perspektive verbindet. Hier, in der beschriebenen Diskussion, scheint es um das Leben in einem Staat zu gehen, der eine Atmosphäre der Angst produziert und seinen Bürgern das Gefühl der Bedrohung auf vielen gesellschaftlich-politisch-ökologischen Gebieten vermittelt. In einem Aufsatz von 1990 zu *Sommerstück* wird diese Bedrohung teilweise benannt: zum Beispiel, „daß jeder Zentimeter Boden, auf den sie hier den Fuß setzte, auf den Karten der nuklearen Planungsstäbe schon um- und umgepflügt war“ und die Verzweiflung darüber, dass Flucht in Idylle und Natur nicht mehr möglich ist, weil „die sinnlose Zerstörung, die die Städte untergrub, ihr auch hier wieder entgegentrat.“<sup>214</sup> Nach der Lesung dringt die Nachricht durch, vor der Tür wartende junge Leute, die nicht mehr in den Saal gepasst hätten, seien mit Polizeigewalt auseinandergetrieben worden. Die außergewöhnlich ehrliche Diskussion wird schnell von der Realität eingeholt. Die Szene ist ja nur Teil einer Erzählung, in der die Bepitzelung einer Schriftstellerin durch die Stasi geschildert wird und die Konsequenzen, die sich für Leib und Seele und das ganze alltägliche Leben für sie ergeben. „Die Unruhe. Die Schlaflosigkeit. Der Gewichtsverlust. Die Tabletten. Die Träume. [...] Das Haar, wie es büschelweise ausging.“ [WB 233] Irgendwann möchte sie aufschreiben, was wirklich wichtig ist: „Daß es kein Unglück

---

<sup>214</sup> Christa Wolf: Bäume, die ans Herz gewachsen sind. In: Merian extra: DDR. 43 (1990) 4. S. 87-88. Zit. nach: Christa Wolf: Bäume, die ans Herz gewachsen sind (1990). In: Dies.: Werke Bd. 10. S. 293-297. S. 296f

gibt außer dem, nicht zu leben. Und am Ende keine Verzweiflung außer der, nicht gelebt zu haben.“ [WB 289]

Die Skepsis am real existierenden Sozialismus kam recht bald, aber zunächst unerkannt. Der Einzelne wurde nach und nach zum Rädchen im Getriebe, „man erfreute sich an der absoluten Perfektion und Zweckmäßigkeit des Apparats“, doch die Menschen verschwanden dabei zusehends hinter großen Papptafeln, versteckten sich hinter Parolen und großen Fahnen. [NC 68] Im Oktober 1970, während eines heiteren Urlaubs in Bulgarien, fragt sie sich selbst, während ihr Mann von einem Haus auf einer italienischen oder griechischen Insel träumt: „Wann kam eigentlich der Umschlag, daß man nicht mehr gerne zurückging?“ [ET 151] – Spätestens wahrscheinlich, seit sie wusste, dass sie sich nicht mehr frei und unbeobachtet bewegen kann. Sie fühlt sich berechtigterweise verfolgt und stellt fest, wie erholsam es ist, mal nicht daran zu denken. „Ich merke, daß ich, sowie ein paar Tage lang Ruhe ist, das Bewußtsein davon, daß sie es ernst meinen, verdränge.“ [ET 245] In Meteln hat sie tatsächlich den Eindruck, dass ihr Telefon nicht abgehört wird und die Briefe ungeöffnet bei ihr ankommen. „Man will es fast nicht glauben.“ [ET 255] Überhaupt hat sie sich in Mecklenburg eine neue Lebensweise geschaffen. Aus dem Wunsch, der Stadt und ihren Anstrengungen zu entkommen, ist unmerklich etwas Neues geworden, keine Idylle, aber doch etwas, wovon sie denkt, so schön dürfe man heutzutage eigentlich gar nicht leben. Doch sie lebt in einem Zwiespalt; denn andererseits meinen sie und ihr Mann, sich diesen ruhigen Ort gönnen zu dürfen, weil sie jede Hoffnung auf Veränderung im Land haben begraben müssen. [ET 298f]

Eben dieses Lebensgefühl scheint Wolf in ihrer Erzählung *Sommerstück* eingefangen zu haben: Eine Gruppe junger Menschen hat die Illusion verloren, ihre Idee von Sozialismus jemals realisiert zu sehen, und zieht sich für einen Sommer aufs Land zurück, fern aller Atemlosigkeit und Leere. Als einzige erhofft sich Luisa „doch immer noch etwas von der Einsicht einzelner Gruppen, vielleicht sogar der Herrschenden, Kind, das sie war. Die anderen, wir alle hatten uns an diesen Zustand zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit gewöhnt.“ Ihre Lebenslust, ihre Lebensfreude saugen sie aus dem „bewohnbare[n] Flecken“, den sie sich erobert haben, und, „makaber oder nicht“, auch aus der „Lust an dieser Zerreißprobe“. [ST 84] Ihr Rückzugsversuch ist

tatsächlich an die Zeit, an die politischen Verhältnisse gebunden, die Erzählung ließe sich nicht in eine andere Zeit einordnen. Dies zeigt sich z.B., als eine alte Gutsbesitzerin den Freunden ihr großes Anwesen zeigt, das sie verkaufen möchte, weil sie zu alt und zu krank ist, es weiter zu bewirtschaften. Sie entschuldigt sich für den schlechten Zustand und meint, die Besucher hätten früher kommen sollen, bevor sie Rheuma hatte und als die jüngere Tochter noch dagewesen sei. „Bloß, daß wir da, dachte Ellen, keinen Grund gehabt hätten zu kommen.“ [ST 94] Erst der Zerfall der Hoffnung auf ein Leben in tatsächlicher Menschenwürde und Freiheit hat die jungen Leute dazu gebracht, in diesen Landstrich zu kommen, auf der Suche nach einem Rest an Idylle – doch auch dort treffen sie hauptsächlich auf Zerfall und vergangene, unwiederbringliche Pracht. Die Jugend ist fortgezogen und die alten Menschen verfallen in ihren verfallenden Häusern. Die politische Hoffnungslosigkeit spiegelt sich in den Dörfern und den Köpfen wieder: „Es sind so Zeiten, denk ich manchmal, daß man nur mit den Toten wahrhaftig reden kann.“ [ST 202]

Der Vorwurf, Wolf habe ein Stück deutscher Innerlichkeit abgeliefert, wäre verfehlt – Greiner z.B. schrieb in einer Rezension, „mit süßer Wehmut beschwört sie die Natur“<sup>215</sup> – er übersieht, dass die Flucht ins Idyll scheitert. Auf den ersten Blick verheißt der Rückzug aufs Land zwar

„eine lebensaffirmierende, sinnstiftende Existenz, die die abgefallenen Sozialisten vor dem drohenden ‚Nichts‘ bewahrt. [...] Doch Wolf verwehrt ihren Figuren existentielle Sicherheit und Geborgenheit. Im ländlichen Reservat mangelt es wie in der Gesellschaft an Selbstbehauptung und -entfaltung, die Idylle entpuppt sich als Antiidylle.“<sup>216</sup>

Der Aufenthalt auf dem Land stellt auch eine Flucht dar, eine Flucht zum Beispiel vor dem hektischen, überreizten Stadtleben, und Ellen spürt, „wie die angespannte, durch Zermürbung entstehende Stadtmüdigkeit, die dem Schlaf nicht günstig ist, in die schwere, gesunde Landmüdigkeit übergang.“ [ST 27] Ebenso ist sie überrascht, „daß die vollkommene Stille, die hier herrschte, die sonst unwillkürlich andauernd angespannten Abwehrkräfte ihres Nervensystems abschaltete.“ [ST 24] Neuankömmlinge werden als „Bleichgesicht. Blaßnase. Stadtmensch“ empfunden. [ST 171] Die ungesunden, den Menschen langsam zerfressenden Zivilisationsbedingungen werden hinter sich gelassen.

<sup>215</sup> Ulrich Greiner: „Mangel an Feingefühl“. In: Die Zeit, 08.06.1990

<sup>216</sup> Hannelore Mundt: Anpassung und Widerstand bei Doris Lessing, Margaret Atwood und Christa Wolf. In: Orbis Litterarum 53 (1998). S. 191-211. S. 199

Aber: Schon auf der ersten Seite der Erzählung wird das alles beherrschende Fazit dieses Sommers gezogen: „Es sollte nicht sein.“ [ST 11] „Die Geschichte hatte weitergearbeitet. Leute unserer Art, dachte Ellen, verweist sie in diesem Land auf Inseln. Und da müssen wir noch froh sein, wenn die uns bleiben. Nur daß wir keine Inselmenschen sind.“ [ST 190] Die Frage, ob es sich bei diesem Aufenthalt auf dem Land um einen Rückzug in Stille, Abgeschiedenheit und Schönheit handle, weist die Erzählerin zurück: „Ich sagte: Du mußt verrückt sein. Siehst dir danach aus?“ [ST 218]

Im Grunde erweisen sich die Künstlerfreunde, die auf dem Land ein selbstbestimmtes Leben suchen, als heimatlos. Zum Ende des Sommers hin wird ihnen allen bewusst, dass sie einen Vorrat an Fähigkeiten und Eigenschaften in sich tragen, der niemals angetastet wurde, obwohl sie ihn für nützlich und brauchbar halten. Sie erkennen, dass sie nicht gebraucht werden. [ST 193]

Das Beisammensein der Freunde, einen Sommer lang, wird aus der Erinnerung beschrieben, mit dem Wissen, dass das Bemühen, das Streben, das Sehnen nach friedvollem Zusammensein nicht gelungen ist und scheitern musste. Im Rückblick schreibt die Erzählerin: „Wir wollten zusammen sein. Manche Tiere haben diese Witterung, lange ehe man sie zur Schlachtbank führt.“ Sie ist sich sofort der Grobheit dieses Vergleichs bewusst, aber: „Vergleiche, nicht zu rechtfertigen, auch nicht zurückzunehmen.“ [ST 13]

So ist „die Verurteilung der DDR-Gesellschaft mit ihren repressiv-inhumanen Maßnahmen, der Kontaminierung der Natur, den von Grausamkeit und Gewalt gezeichneten zwischenmenschlichen Beziehungen in *Sommerstück* nicht zu übersehen.“<sup>217</sup> Die gesellschaftlich-politische Utopie der Freunde ist nicht aufgegangen, mit dieser Erkenntnis müssen sie sich abfinden. Der gemeinsame Sommer aber gibt ihnen neue Kraft, dennoch ihr Leben fortsetzen zu können und dafür neue Formen zu finden. „Die Erfahrungen des gemeinschaftlichen Lebens, des freundschaftlichen Umgangs miteinander und die Empathie füreinander können als dauerhafter integrativer Bestandteil des jeweils eigenen Lebens produktiv gemacht werden.“ [Nachwort ST 311] Die Hoffnung, die angesichts der politischen Enge geschwunden ist, wird aus privaten, individuellen Begegnungen neu gespeist.

---

<sup>217</sup> ebd. S. 200

Das Leben auf dem Land, im Freundeskreis, hat in den Jahren nach 1975 für Christa Wolf tatsächlich stattgefunden. In diesen Zirkeln, derer es zu der Zeit offenbar viele gab, versuchte man sich klar zu werden darüber, welche Konsequenzen aus der politischen Lage zu ziehen seien. Die Ausbürgerung Wolf Biermanns lag erst kurz zurück, ebenso der Protest dagegen und die Bestrafung derer, die sich diesem Protest angeschlossen hatten. Dieses Gefühl, in der DDR nicht bleiben zu können, aber auch nirgendwo anders hinzugehören, bildete einen Hintergrund für *Sommerstück*. „Die Frage war, ob man in der DDR bleiben kann. Ich war lange unentschlossen. Wir haben lange die Möglichkeiten wegzugehen erwogen. Ehrlich gesagt, wir wußten nicht, wohin. Wir sahen in keinem anderen Land eine Alternative.“<sup>218</sup>

In ihren Vornotizen zu dieser Erzählung stellt sie fest, dass Mut dazugehöre, von diesem Sommer zu erzählen, nämlich „die Leute als Repräsentanten ihrer Zeit zu nehmen, das Politische, das sie ausdrücken oder artikulieren, nicht auszuklammern. Die Verquickung von Gesellschaftlichem u. Politischem. Der Riß, der durch die Zeit geht.“ [Anhang ST 316] Der Vorwurf der biedermeierlichen Innerlichkeit, des Rückzugs ins Private trifft also ins Leere. Wolf selbst hatte Hemmungen, dieses Buch zu veröffentlichen, einerseits, weil es sehr persönlich war und sie Angst hatte, ihre Freunde könnten sich falsch beschrieben sehen – natürlich hat sie viel dazuerfunden und weggelassen, niemanden wirklich so beschrieben, wie sie ihn sah – andererseits aber fragte sie sich auch, „ob die Erzählung als Idylle mißverstanden werden könnte, als eine Beschreibung von Leichtigkeit und Schönheit, während das Leben hier keine Idylle war.“<sup>219</sup> Die meisten Rezensenten erkannten den „motivischen Reichtum und [die] subtil-komplexe Strukturierung“ des Textes. Manche aber witterten tatsächlich „die verklärend-idyllisierende Schreibweise und die politisch-ideologische Unbelehrbarkeit der Autorin.“ [Anhang ST 327]

Bei einem Spaziergang mit ihrem Mann fallen Wolf die unfertigen und holprigen Straßen auf und sie fragt sich, warum eigentlich nichts mehr ordentlich gemacht werden könne. Früher habe sie sich für jeden solcher Fehler gegrämt, sich mit dem Versagen identifiziert. Inzwischen sei eine schleichende Entfremdung eingetreten, durch einen

---

<sup>218</sup> Christa Wolf: Schreiben im Zeitbezug. Gespräch mit Aafke Steenhuis (1989). In: Dies.: Werke Bd. 12. S. 196-226. S. 215

<sup>219</sup> ebd. S. 217

langen Ablöseprozess sei die Identifikation in freudlose Schadenfreude verwandelt worden. Ein Rest an Identifikation zeige sich nur in der Suche nach Schuldigen für das Scheitern, für die Entfremdung. Schuldige, die nicht abhängig von den Verhältnissen seien, gebe es jedoch nicht. „Andere sind nicht da, weil sie nicht benötigt wurden, daher nicht geduldet: Man kann ja das Fehlschlagen marxistischer Experimente marxistisch erklären.“ [ET 242]

Sie selbst kann sich nicht mehr als Marxistin bezeichnen (1980). Zwar teilt sie noch die ökonomischen Theorien und die Kritik am Kapitalismus. Aber die Fixierung auf die Ökonomie stört sie, da sie meint, das Leben bestehe doch aus vielmehr als Ökonomie und Politik, die Marxisten kümmerten sich zu wenig um die menschliche Natur, die mit ihren Irrationalismen über die ökonomischen Interessen hinweg handle. Da der Marxismus zum Utilitarismus, zur reinen pragmatischen Ökonomie-Lehre heruntergekommen sei, sei er für Leben und Kunst fruchtlos geworden. Und Wolf fügt hinzu:

„Ich bestehe auf Geheimnissen, die nicht durch ein ökonomisches Gesetz zu entschleiern sind, und auf menschlicher Autonomie, die der einzelne nicht an eine übergeordnete Organisation mit ihrem Allmachtsanspruch abtreten darf, ohne seine Persönlichkeit zu zerstören.“ [ET 284]

Und nicht nur dem Marxismus, auch dem politischen Klima in der DDR wirft sie vor, dem Künstler keinen Nährboden mehr zu bieten. Für geniale Menschen gebe es im „Sozialismus“ (Hervorhebung: Wolf) keine Möglichkeit mehr. Die farblose Bürokratie tauche alles Auffallende in ihre eigene Farblosigkeit ein. [ET 305]

Zeitweise gewährt die Autorin recht präzise Einblicke in ihre Haltung zur DDR. Sie sieht ganz klar, dass dieser Staat bankrott ist, nicht nur ökonomisch, sondern auch geistig und kulturell. Sie „will mit denen nichts mehr zu tun haben“ (1982) [ET 325], sich weiterhin auf den Beobachterposten zurückziehen und sich fernhalten von einem System, das andere Bürger, die nicht berühmt sind, ins Gefängnis sperrt, weil sie einen Ausreiseantrag stellen. Wolf scheut aber den kompletten Bruch, das Zerschneiden aller Bande zu den Mächtigen. Einerseits wäre sie dann noch freier, sie könnte ihre Abscheu öffentlich machen, z.B. auch im Westfernsehen. Andererseits aber hätte sie dann überhaupt keine Möglichkeit mehr im positiven Sinne Einfluss zu nehmen, also z.B. auf Bitten unbekannter Mitbürger hin ein Gesuch an Honecker zu verfassen. Sie würde sich durch einen Bruch persönlich befreien, aber könnte niemandem mehr helfen. [ET 325]

Es wurden ständig Bitten an Sie herangetragen, die unlösbaren Problemen entspringen. Viele Menschen verzweifeltene angesichts der politischen Lage, vor allem der weltweiten Aufrüstung, und wandten sich an Christa Wolf in der Hoffnung, dass sie wenigstens Ratschläge geben kann, wie sich mit dieser Situation leben lässt. Die Schriftstellerin aber fühlt sich oft überfordert, weiß selbst nicht, ob sie gehen oder bleiben soll, und wehrt sich zeitweise innerlich gegen den Anspruch, der von außen an sie gestellt wird. Immer wieder wird ihr die Ambivalenz bewusst, einerseits konsequenterweise das Land verlassen zu müssen, andererseits aber ihre Leser und die Menschen, die Hoffnung in sie setzen, nicht enttäuschen zu dürfen. Sie hat oft das Gefühl, eigentlich schon zu viel gesagt und dadurch viel Unmut auf sich gezogen zu haben, mit dem sie lernen musste zu leben.

In ihrer Aufzeichnung aus dem Jahr 1971 in *Ein Tag im Jahr* schildert sie, wie ihr die Tränen kamen bei der Lektüre von Korrekturen für eine Nachauflage des *Geteilten Himmels*. Sie kann es nicht mehr fassen, welche ungebrochene Welthaltung dieser Text von 1963 noch ausstrahlt. Im Jahr 1971 teilt sie mit anderen Schriftstellerkollegen wie z.B. Brigitte Reimann eine große Unlust und Unfähigkeit zu schreiben. Sie leidet unter der Schizophrenie, sich einerseits offen kritisch mit der Gegenwart auseinandersetzen, andererseits aber eine Veröffentlichung nicht unmöglich machen zu wollen. So muss sie mit der Zensurbehörde im Kopf arbeiten, versucht aber gleichzeitig, sie loszuwerden. [ET 156] Das Gefühl, schon zuviel zu wissen und nichts Neues mehr zu erwarten, macht sie müde. Ihr fällt auf, dass sie an keine tiefgreifende Veränderungsmöglichkeit mehr glauben kann und sich dadurch gelähmt fühlt. [ET 158] Der Eindruck, inzwischen durch politische Fremdheit zur Außenseiterin geworden zu sein, macht ihr ebenso Migräne wie ihre Arbeitsbelastung („Nun habe ich heute – trotz dieses ‚Urlaubs‘ – aber was heißt hier ‚trotz‘? – eine Migräne...“) [ET 159; 186] Auch im Tagebucheintrag von 1972 werden Zweifel deutlich, ob man wohl etwas mit einer freiheitlichen Brise anzufangen wüsste, wenn sie denn käme. Und wie unpassend es ist zu beraten, ‚ob sich etwas ändern wird‘, als sei das eine von ihnen selbst unbeeinflussbare Entscheidung von oben. [ET 168] Dieses Gefühl der Resigniertheit, des Aufgebens, der Müdigkeit hält offenbar über Jahre an. Wolf ist tief irritiert, weil sie nicht mehr daran glaubt, das gesellschaftliche Zusammenleben nochmal von Grund auf

erneuern zu können, um es aus den Schablonen, Verkehrtheiten und der Unproduktivität herauszuholen. Sie fürchtet, sich schlimmstenfalls selbst zu verlieren. [ET 184]

Das Plenum 1965, das die Schriftsteller abstrafen sollte, stieß Christa Wolf in tiefe Depressionen „im klinischen Sinn“<sup>220</sup>. Sie hatte erkennen müssen, dass die von ihr so stark erhoffte Selbstverwirklichung des Menschen so nicht zu erreichen war. Vielleicht ist hier der eigentliche Bruch mit der DDR anzusetzen. Das Schreiben an *Nachdenken über Christa T.* rettete sie aus einer tiefen Krise, die aus der Entfremdung von der DDR entstanden war. In diesem Schreibprozess konnte sie sich offenbar darüber bewusst werden, dass fehlende Loyalität zum System kein unverzeihlicher Fehler war und sie sich mit Christa T. in bester Gesellschaft fühlen konnte. „Dieser Mensch, ‚Christa T.‘, hat ja wirklich gelebt. Die Trauer war nicht literarisch, sondern im Leben erfahren. Und daß ich das überhaupt auch als literarischen Gegenstand wahrnahm, dafür brauchte ich die politischen Erfahrungen der Jahre davor.“<sup>221</sup>

Das große Problem der Christa T.: Sie zweifelt. Sie zieht abends die „Dichter der Vergangenheit“ zu Rate, die eigentlich als überholt galten. In ihr kämpfen die Stimmen, die „tagsüber nicht mehr stritten – denn der heftige Streit der früheren Jahre war in Einstimmigkeit übergegangen [...]“ [NC 69] Sie vermisst den geistigen Spielraum unter Menschen, die stärker sind als sie und die Recht haben. „Da sie in der Welt nicht zweifeln konnte, blieb ihr nur der Zweifel an sich.“ [NC 85] Sie hält sich für verkehrt in einer Umwelt, deren rechte Beschaffenheit nicht in Frage zu stellen ist. Wenn nur die eine Lehre gilt und ihr alle fröhlich zu folgen scheinen, wird der Unzufriedene auf sich selbst zurückgeworfen. Der Arzt hat den passenden Terminus parat: „Neurose als mangelnde Anpassungsfähigkeit an gegebene Umstände.“ Er empfiehlt eine Therapie: „Sie werden sich anpassen lernen“ [NC 85]. Wer sich einer anerkannten Ideologie widersetzt, gilt in der jeweiligen Gesellschaft als krank. Bei einem zufälligen Treffen tut ein ehemaliger Schüler Christa T. seine Entdeckung kund: „Der Kern der Gesundheit ist Anpassung.“ [NC 126] Ein Schlag ins Gesicht, unbewusst. Sehr gut passt dazu, dass dieser junge Mann Medizinstudent ist – er wird als Arzt eben das Bild ausfüllen, das Christa Wolf in ihrem Werk immer wieder von halbgebildeten Medizinern zeichnet, die sich als Technokraten nicht mit dem Menschen auskennen.

---

<sup>220</sup> Christa Wolf: Auf mir bestehen. Gespräch mit Günter Gaus. S. 462

<sup>221</sup> Christa Wolf: Die Dauerspannung beim Schreiben. S. 708

Instinktiv nimmt Christa T. offenbar wahr, dass etwas nicht stimmen kann mit dieser Welt der Angepassten, denen es nichts ausmacht, ihr politisches Denken gewissen vorgegebenen Maximen zu unterstellen. Diese Form des Konformismus stellt auch eine Form von Gewalt dar. Arno Gruen stellt fest, dass „die offene Gewalt und die latente konformistische Gewalt von gleicher Herkunft sind“. Leider sei es den Angepassten nicht möglich, die Gewalt, die sie verschlingt, einzudämmen, da sie diese gleiche Quelle nicht erkennen würden. „Die Angepaßtheit an die etablierten Werte und Formen unter Mißachtung des eigenen Innenlebens ist eine unerschöpfliche Quelle alltäglicher Gewalt.“<sup>222</sup> Man könnte hinzufügen: Sie ist auch die Ursache vieler psychischer Probleme, welche sich ungünstigenfalls in psychosomatischen Leiden ausdrücken. In welchem politischen System, unter welchen gesellschaftlichen Vorzeichen dieser Anpassungsdruck besteht, spielt keine Rolle. Solange Kontrolle und Beherrschung als Erfolg gelten und dieser als Selbstwert zählt, „sind alle Unterschiede der gesellschaftlichen Struktur ziemlich bedeutungslos: Das Selbst bleibt in jedem Fall verstümmelt. Ein Wechsel der politischen Ideologie ändert weder etwas an der Verstümmelung des Selbst noch an der daraus resultierenden Gewalt.“<sup>223</sup>

Christa T. kann und will sich nicht verordneten Glaubenssätzen unterwerfen. Sie ist weniger überrascht von den Ereignissen in Ungarn 1956 als andere, da sie immer „den Leuten in die Gesichter und die Augen“ [NC 149] sieht, statt auf die Parolen zu hören. Doch getroffen ist sie schon; die Geburt ihres ersten Kindes, die in diese Zeit der ersten Ernüchterung fällt, ist schwer. „Die glückliche, allen Anfängen günstige Zeit früher Unbefangenheit war vertan, wir wußten es.“ Sie entdecken aber auch, dass „die Welt, aus eisernen Definitionen entlassen, sich unserem Zugriff wieder öffnete, uns nötig zu haben schien mit unseren Unvollkommenheiten“ [NC 159f]. Christa T. aber kann mal wieder den Anforderungen nicht gerecht werden, denn sie wird von einer krankhaften Müdigkeit heimgesucht, die sie bis zu ihrem Tod begleiten wird. Es scheint, ihre Kräfte des Zweifelns und Nicht-Anpassens seien sehr früh verbraucht. Sie ‚flüchtet‘ sich in die Müdigkeit, da sie sich machtlos fühlt. Natürlich nicht bewusst, sie lehnt sich zum Schluss sehr gegen diese Müdigkeit auf. Aber: „Die Krankheit näherte sich als Müdigkeit, verführerisch. Christa T. muß den Verdacht gehabt haben, das sei eine Falle, die sie sich selber stellte, und sie beschloß, nicht hineinzutappen.“ [NC 164]

<sup>222</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 99f

<sup>223</sup> ebd. S. 100

Also doch der Hinweis auf das eigene Mitwirken an der Krankheit. Eine gewisse Schizophrenie wird deutlich: Die Kranke ist unbewusst und ungewollt am Aufkommen ihrer eigenen Krankheit beteiligt, will ihr aber entgegentreten. Das Unbewusste ruft die Müdigkeit hervor, das Bewusstsein sträubt sich dagegen.

Den Kranken bei Christa Wolf steht keine Möglichkeit offen, der Krankheit zu entgehen, ihnen bleibt keine Wahl. Sie können sich nicht auf die Seite der Gesunden schlagen. Wäre diese Möglichkeit gegeben, könnte man ihnen mangelndes Bemühen, Versagen oder fehlenden Willen vorwerfen. Doch dies ist nicht der Fall. Der einzelne ist Opfer übermächtiger pathogener gesellschaftlicher Verhältnisse. Etwas in ihm macht ihn anfälliger als andere für den Druck, der von außen die Welt des Individuums belastet. Er kann ihm nicht standhalten und reagiert mit physischem oder psychischem Leiden. Sloterdijk kritisiert die Zurschaustellung dieses Leidens an der Welt:

„Politisch und nervlich gründet die ästhetische, die ‚empfindliche‘ Theorie in einer aus Leid, Verachtung und Wut gemischten Vorwurfshaltung gegen alles, was *Macht* hat. Sie stilisiert sich zum Spiegel des Weltbösen, der bürgerlichen Kälte, des Prinzips Herrschaft, des schmutzigen Geschäfts und seines Profitmotivs.[...] Ihr Vorurteil lautet, daß aus dieser Welt nur böse Macht gegen das Lebendige kommen könne.“<sup>224</sup>

Nicht der einzelne ist krank, sondern die Gesellschaft. Wer an ihr erkrankt, liefert den Beweis dafür, dass er der eigentlich Gesunde ist, da er noch sensibel auf die Zumutungen reagiert, die von außen an ihn herangetragen werden. Das Krankmachende wird beschuldigt, der Kranke ist Opfer und der eigentlich Gesunde. Wo „von kollektiven Krankheiten geredet wird“ – und darauf lässt sich in Wolfs Werk an einigen Stellen schließen – „erscheint es sinnwidrig, Abweichungen von der Normalität weiterhin pathologisch abzuwerten. Sie erscheinen dann eher als Zeichen einer Gesundheit, die nach qualitativen Maßstäben und nicht nach statistischen Normalitätskriterien gemessen werden will.“<sup>225</sup> Die Patientin in *Leibhaftig* leidet an sehr hohem Fieber und Herzrasen, ihr schwinden immer wieder die Sinne. Auch ihr fällt die Relativität der Norm auf, da sie die alltäglichen Nachrichten im Radio nicht mehr ertragen kann. Sie möchte das Radio anschalten, „gewärtig, daß wieder ein Flugzeug aus allen Himmeln gestürzt oder ein atomgetriebenes U-Boot vor einer nördlichen Küste auf Grund gelaufen ist [...] oder ein Mensch in einem nahen Teil der Welt auf der

<sup>224</sup> Peter Sloterdijk: Kritik der zynischen Vernunft. 2 Bände. Frankfurt/M. 1983. S. 22

<sup>225</sup> Thomas Anz: Gesund oder krank? S. 133

Flucht erschossen wurde, daß also der Lauf der Welt, den jeder Mensch außer ihr anscheinend aushält, normal weitergegangen ist.“ [LB 54]

Christa T. erkrankt nicht nur an ihrer fehlenden Anpassungsfähigkeit. „Die unverbrauchten Gefühle fingen an, sie zu vergiften.“ [NC 174] Als sie mit Mann und Familie in einem selbstgebauten Haus wohnt und im Leben angekommen zu sein scheint, ist es eben dies, was sie krank macht. Sie verliert das Gefühl dafür, wer sie ist, sie fühlt ihre Sinne eingesperrt verkümmern. „Wenn sie am Leben geblieben wäre, hätte dies nicht der letzte Beweis dessen bleiben können, daß sie sich mit den Gegebenheiten nicht abfand.“ [NC 176] Ihr entgleitet nun vollkommen die Hoffnung,

„daß jeder einzelne unserer Schritte, ob wir ihn von uns aus taten oder zu ihm gedrängt wurden, schließlich vom Ende her seine Rechtfertigung finden mußte. [...] Sie muß ein ungutes oder auch gar kein ordentliches Ende auf einmal in Erwägung gezogen haben, etwas muß sie gereizt haben, gerade solche Schritte auszuprobieren, die nirgendshin führten.“

Offenbar beschließt sie für sich, „daß Unglück ein angemessener Preis sein kann für die Verweigerung der Zustimmung.“ [NC 176]

Das Leiden Christa T.s an den starren politischen Verhältnissen und dem Mangel an wahrer Humanität wurde von der offiziellen DDR natürlich ganz anders gelesen. Hier erscheint Christa T. in ihrer Suche nach ethischen Grundsätzen und Verhaltensmustern einerseits als Vorbild des verantwortungsbewussten sozialistischen Menschen. Ihre unbedingte „Güte und Empfindsamkeit“ lässt sie allerdings auch als verdächtig erscheinen. Angesichts der Bedrohung durch die westliche Welt verweist der Kritiker auf die Notwendigkeit, „Feinde der Menschheit entschieden zu bekämpfen“ und auf die Schwächung, welche diese Notwendigkeit durch „zweifelhafte Schöngesteirerei“ erleiden müsse. Seine martialische Sprache entlarvt ihn und diskreditiert ihn eigentlich bereits für eine Rezension eines solchen Buches. Auch den Zweifel am wissenschaftlichen Fortschritt, den er bei der Lektüre ausgemacht hat, lässt er ganz dialektisch zunächst einmal gelten, um dann darauf hinzuweisen, die Kunst müsse sich der wissenschaftlich-technischen Sphäre annehmen und sie künstlerisch bewältigen – und sie nicht von sich weisen, wie Christa Wolf dies praktiziere.<sup>226</sup> Haase versucht offenbar, die politische Dimension des Textes zu entschärfen. Er tut so, als

---

<sup>226</sup> Horst Haase: Nachdenken über ein Buch. In: Neue deutsche Literatur 17. Jg. (1969), H. 4. S. 174-185. Vgl. ders. in: Manfred Behn (Hg.): Wirkungsgeschichte von Christa Wolfs ‚Nachdenken über Christa T.‘. Königstein/Ts. 1978. S. 40-51. S. 47f

reibe sich der Text vor allem an der Wissenschaft, und lenkt so von der Kritik an der Gesellschaft der DDR ab. Seine Missbilligung, hier würden Wissenschaft und Technik „mit herablassender Verachtung“ behandelt, soll wohl einen Nebenkriegsschauplatz eröffnen, um vom eigentlichen Problem abzulenken. Er schreibt am Text vorbei, wenn er meint, der Sozialismus hebe die Entfremdung des Menschen auf und in diesem Text würden die Geburtswehen des neuen freien Menschen beschrieben<sup>227</sup> - dabei leidet Christa T. unter den Zwängen, welche mit einem solchen System einhergehen, und an Stelle der Geburtswehen stehen wohl eher Zerfallerscheinungen und Lebensmüdigkeit.

Was in *Nachdenken über Christa T.* permanent umkreist wird, ist das Schicksal des Außenseiters. Christa T. hat einen empfindsameren, direkteren Zugang zur Welt als die Menschen um sie herum und muss darunter leiden. Das verbindet sie mit Cassandra. Sie leidet unter ihrer Sehergabe, also ihrer besonderen Hellsichtigkeit hinsichtlich politischer Entwicklungen, da ihr niemand glaubt. Ihr Leid rührt nicht von persönlichem Unmut über ihr Schicksal her. Sondern sie weiß, dass ihre Gabe sie das Leben kosten kann, da der Überbringer schlechter Nachrichten selten ungeschoren davonkommt.

„Ihre ernsteste Gefährdung erlebt Cassandra nicht, als der Zorn der Troer sie in Lebensgefahr bringt, sondern als alle Fäden, auch die des Zorns, zwischen ihr und ihnen gerissen sind und ein neues Netz durch ihre eigne Schuld noch nicht geknüpft ist.“ [KV 50]

Ihre Prophezeiung bedrohlicher Ereignisse führt zunächst im Verbund mit ihrem Wahnsinnsausbruch zum Ausschluss: Sie wird in ein Verlies gesperrt. Wohl auch, weil die Griechen meinten, solche Äußerungen könnten dazu beitragen, das Unglück herbeizureden. Diese Missachtung und Erniedrigung ihrer Persönlichkeit treibt Cassandra dann in die Arme derer, die schon vor ihr mit den Mächtigen gebrochen haben. So wird sie zusehends zur Außenseiterin. Cassandra erlebt diese Ausstoßung, welche für Menschen damals „den sicheren Tod [bedeutete]: durch Angst, Reue, Grauen, eigentlich wohl durch eine Auflösung jenes inneren Gerüsts von Werten, ohne das auch wir nicht leben können, bei dessen Zerfall auch uns die Todessehnsucht kommt“ [KV 50]. Dass sich gewisse Muster über 3000 Jahre gehalten, die Menschen also kaum hinzugelernt haben, könnte zu Resignation führen. Wolf jedoch stellt an sich fest, dass diese Erkenntnis in ihr „eher in Gelassenheit mündet als in Hoffnungslosigkeit“ [KV 94]. Oder doch nicht? Angesichts der Zerstörung antiker

---

<sup>227</sup> ebd. S. 43

Städte und vor allem des Ortes, an dem Iphigenie geopfert wurde, durch moderne Industrie wünscht sie sich, wenigstens hier solle ein Tabu bestehen bleiben, das ansonsten permanent missachtet werde. Sie selbst deutet diese Abwehr als „Rückzugs- und Resignationszeichen“ [KV 95].

Doch wir waren beim Außenseitertum. Christa T. wird durch ihr mangelndes Anpassungsvermögen zur Außenseiterin, Medea und Cassandra ebenfalls durch nonkonformes Verhalten, was auch die Verkündung unangenehmer Wahrheiten beinhaltet. Christa T.s Leiden ist subtiler, innerlicher, während Medea und Cassandra offen bedroht und verdrängt werden. Die Mächtigen, denen sie lästig fallen, verlassen sich bei ihrem Bemühen, sie loszuwerden, auf gewisse Urängste, die sich mit der Frau im Allgemeinen verbinden. Wolf stellt fest, „es gibt schon eine lange Geschichte der Umdeutung der einst unberührbaren Frau in ein Ungeheuer“ [KV 105], und vollzieht einige Etappen der allmählichen Entmachtung des Matriarchats nach. In *Ein Tag im Jahr* stellt sie fest, die mykenische Kultur sei die letzte gewesen, die noch matriarchalische Elemente gehabt habe. Danach sei ein ‚großes Loch‘ von dreihundert Jahren gekommen, bevor etwas Neues begonnen habe, dem die alte Kultur abhanden gekommen sei und das früher als positiv bewertete Symbole plötzlich umgewertet habe, wie z.B. die Sphinx. [ET 259]

Wolf nennt die Attacken, welchen sie nach Veröffentlichung von *Kassandra* standhalten musste, die „Kassandra-Welle“. [ET 358] Dabei lässt sich aus dieser Erzählung ein Geständnis herauslesen, welches ein positives Bild auf die Autorin zulässt. Sie scheint von sich selbst zu sprechen, wenn sie Cassandra zu der Erkenntnis kommen lässt, ihr Verlangen nach Harmonie mit den Herrschenden und ihre Suche nach Wahrheit und Erkenntnis seien nicht miteinander vereinbar. Hier scheint Wolf ihre eigene Geschichte zu beschreiben, die Unmöglichkeit des Spagats zwischen einem Leben mit Privilegien und der Rolle der Kritikerin und Mahnerin. Wurde sie zu DDR-Zeiten in Westdeutschland vor allem als letztere wahrgenommen, so warf man ihr in westdeutschen Feuilletons nach der Wende vor, zu stark mit dem System kollaboriert oder zumindest stillgehalten zu haben. Diese Gegensätze, die sie in sich zu vereinen suchte, übertrug sie schon auf Cassandra. [KS 298] Wolf musste dieselbe Erfahrung machen wie diese ihre Figur: Beide gehen lange Zeit davon aus, in Eintracht mit den Mächtigen zu leben und dennoch ihre eigenen Ideale nicht verraten zu müssen.

Schließlich aber müssen sich beide von dieser Illusion verabschieden, entscheiden sich für die eigene Integrität und Identität und geraten in Konflikt mit denen, die sie für ihre Verbündeten hielten.

„Ich habe zuerst immer gesagt: Ich will doch dasselbe wie ihr... Die Diskussionen wurden intern geführt, aber sie waren teilweise so absurd, daß mir ganz klar wurde: Ich will ja gar nicht dasselbe. Und es ging mir dann auch besser, als ich das erkannt hatte. Um es öffentlich zu äußern, brauchte es noch einige Schritte. [...] Es war mir ganz klar: wenn ich jetzt nichts sage, kann ich nicht mehr schreiben. Das war für mich auch ein Befreiungsschlag.“<sup>228</sup>

Die trojanische Seherin muss sich eines Tages sehr schmerzhaft eingestehen, dass sie die ganze Zeit über auf Seiten des Palastes, der Herrschenden, der Macht gestanden und dementsprechend agiert hat. Lange Zeit über war ihr eigentlich klar, dass die schöne Helena, angeblich aus Sparta entführt und damit Anlass zum Krieg, nicht in Troja ist. Als sie sich dieser Tatsache ganz bewusst wird, sieht sie auch ganz deutlich, dass dieser Krieg, um ein Phantom geführt, verloren gehen muss. Und vor allem muss sie damit leben, um des verhassten Eumelos und des geliebten Vaters Priamos willen das Staatsgeheimnis nicht verraten und damit das Volk getäuscht zu haben. Als Seherin hat sie sich von den Verhältnissen korrumpieren, zumindest beeinflussen lassen. „Ich merke, daß ich, was ich weiß, nicht glauben kann. So war es immer, wird es immer sein.“ [KS 315] Doch schließlich muss sie sich eingestehen, dass ihre Annahme, der Palast und sie wollten dasselbe, falsch ist. Der Palast muss Krieg führen, „es geht doch um die Ehre unsres Hauses“. Kassandras Forderung, sich auf Verhandlungen einzulassen, wird nur belächelt. [KS 307] Die Stadt Troja wird nach und nach in ihrem Geist unterwandert von Eumelos und seinen Leuten. Er frisst sich in sie hinein wie ein Krebsgeschwür. Seine Boshaftigkeit, die sich unter anderem in seinem Talent äußert, die Bevölkerung zu spalten und Zwietracht und Argwohn zu säen, versucht Anchises mit seinem Misserfolg bei Frauen zu erklären. Eumelos leider unter der Missachtung und der Schadenfreude der Frauen, seine politische Aggression sei nichts anderes als Rache. Doch Cassandra will diese Erklärung nicht gelten lassen: „Das Böse als Mangel? Als Krankheit? Heilbar also? [...] Eumelos war, rief ich, eine Fehlentwicklung, etwas wie ein Unfall, ein Versehen der Götter [...]“ [KS 331] Eumelos wirft ein Sicherheitsnetz über ganz Troja. „Die Zitadelle nach Einbruch der Dunkelheit gesperrt.

<sup>228</sup> Christa Wolf: Die Dauerspannung beim Schreiben. S. 709f

Strenge Kontrollen alles dessen, was einer bei sich führte, wann immer Eumelos dies für geboten hielt. Sonderbefugnisse für die Kontrollorgane.“ [KS 344] Dies lässt an die DDR denken. Kassandras hartnäckiger Fehler, anzunehmen, sie habe dieselben Ziele wie der Palast, wird ihr von Eumelos ausgetrieben: „Aber glaub mir doch! Ich will doch das gleiche wie ihr. [...] Er sagte förmlich: Ausgezeichnet. So wirst du unsre Maßnahmen unterstützen.“ [KS 344]

Ihre vollkommene Abkehr vom Palast erfolgt, nachdem sie hat mitansehen müssen, wie der Grieche Achill im Apollotempel ihren Bruder Troilos hingerichtet hat. Sie spricht sich im Rat der Stadt für ein Ende des Krieges aus, weil sie gesehen hat, welche Opfer solch ein Krieg fordert. Ihre Fürsprache für den Frieden wird von den erbleichenden Trojanern als Fürsprache für den Feind missverstanden, Cassandra für verrückt erklärt – mal wieder. [KS 312]

Im Verhalten der Mächtigen Trojas spiegelt sich das Handeln aller späteren Kriegführenden. Ihre Strategie, die eigenen Grausamkeiten zu rechtfertigen, unterscheiden sich nicht von denen der Griechen oder heutiger Kriegsherrn. Arno Gruen wirft ihnen allen eine tiefgehende Krankheit vor:

„Diese Art der Krankheit unterscheidet sich von der des Schizophrenen in einem entscheidenden Punkt: Der Schizophrene befindet sich in einem Kampf mit sich selbst, um mit einer unerträglichen Welt zurechtzukommen, der Wahnsinn der ‚Gesunden‘ aber ist ein Kampf, in dem andere bezwungen werden müssen, damit sie sich selbst sicher fühlen können.“<sup>229</sup>

Für die heutige Zeit gilt zusätzlich: „Dieser unerkannte Wahnsinn bedroht die Menschheit mehr denn je, denn nie war das zerstörerische Potential in den Händen der Machthungrigen größer als heute.“<sup>230</sup>

In *Leibhaftig* setzt sich Christa Wolf mit der Endzeit der DDR auseinander, indem sie die lebensbedrohliche Erkrankung einer Frau aus der Ich-Perspektive schildert. Sie fühlt sich vergiftet, sie brauche ein Purgatorium, eine Reinigung. Sie meint, die Infektion liege Jahrzehnte zurück, doch die Inkubationszeit sei nun vorbei und jetzt breche die Heilung in Form schwerer Krankheit aus. [LB 93] In Verbindung mit ihrer Erkenntnis, erst durch das Leiden endlich an die Wurzel von Wahrheit gelangen zu können, ließe sich das so deuten, dass die Patientin sich nun, nach langer

<sup>229</sup> Arno Gruen: Der Wahnsinn der Normalität. S. 148

<sup>230</sup> ebd.

Wartezeit, in der sie sich vor der eigentlichen Wahrheit gedrückt hat, sie verdrängt hat, dieser Wahrheit stellen muss. Die Erzählung spielt 1988, in der Endphase der DDR, und die Erzählerin durchleidet eine Agonie, ein Leiden zum Tode, parallel zu dem Staat, in dem sie lebt, und an den sie – wenn auch nicht vorbehaltlos – ‚geglaubt‘ hat. Möglicherweise saß die Erkenntnis, dass dieser Staat seinen eigenen Ansprüchen realiter nicht gerecht werden kann, lange schon in ihr, sie war also mit dieser Skepsis infiziert. Nun aber, als sich alles dem Ende nähert, wird ihr dies erst wirklich bewusst, die Krankheit hat ihr also zur Klarsicht verholfen. Sie hat den Eindruck, dass der Chirurg, der ihr den Blinddarm herausnimmt, gleichzeitig etwas Böses entfernt, dessen sie sich selbst nicht entledigen konnte. Sie sieht dies als eine Möglichkeit unter mehreren, sich zu befreien. Eine andere wäre offenbar gewesen, wie ihr Freund Urban einfach zu verschwinden. Urban, der während ihrer Freundschaft immer durch Linientreue auffiel, einen Posten im Ministerium besetzte und sich zeitweise nicht einmal mit der Erzählerin öffentlich zeigte, weil dies seinem Ansehen geschadet hätte [LB 134], ist eines Tages einfach spurlos verschwunden und man muss wohl annehmen, dass er geflohen ist. Das war seine Art, sich von seiner Vergangenheit zu verabschieden und etwas Neues zu beginnen – die Protagonistin ‚wählt‘ den Weg durch den Operationssaal und gibt sozusagen die Verantwortung ab, indem sie krank wird und sich damit in die Hände anderer begibt, die nun für sie entscheiden, für sie handeln, ihr das ‚Böse‘ aus dem Körper entnehmen müssen. [LB 132]

Sie zweifelt keine Sekunde daran, dass Urban, der sich in seiner Dreizimmerwohnung und seinem Büro im Ministerium eingerichtet hatte, geflohen ist. Mit dieser Flucht habe er sich wieder in den Bereich ihres Verständnisses gerettet. Sie fühlte sich schon lange nicht mehr angesprochen, wenn er konspirativ ‚wir‘ sagte. Sie träumte sich schon länger fort aus der realen Stadt, in der ihr Telefon abgehört wurde, fort in eine „Hoffnungs- und Menschenstadt“, welche sie in Zukunft noch zu erbauen hoffte.

Schließlich stellt sich heraus, dass Urban sich das Leben genommen hat, nachdem von ihm verlangt worden ist, eine Rede zu widerrufen. Auf einmal wurde ihm bewusst, dass alles verloren ist, wenn keine Umkehr stattfindet, und dies hat er öffentlich ausgesprochen. Hinzu kam die Verzweiflung, nicht früher widersprochen zu haben, aus Angst, dann gehe erst recht alles verloren. Diesen innerlichen Wandel hat er

plötzlich vollzogen, es hat ihn überfallartig getroffen. Im Grunde hat er damit auf einen Schlag die Wandlung durchgemacht, mit der die Protagonistin lange gekämpft hat und zu deren radikaler Durchführung sie sich nach eigenem Bekunden dann in die Hände der Ärzte begeben hat. Urban hat sich das Leben genommen, sie aber hat die Krankheit ausgebrütet, durchlitten und den ‚Kern des Bösen‘ herausoperieren lassen. „Den Ausweg, den er gewählt hat, [...] habe ich verworfen. Der Versuchung habe ich mich erwehrt.“ [LB 158] Ihr ist bewusst, dass man sich irgendwann entscheiden musste, entweder die ‚gemeinsame Sache‘ aufzugeben, da sie nicht mehr tragfähig war, oder eben sich selbst.

Sie erinnert sich auf einmal an längst Verdrängtes, so z.B. an Paul, der stellvertretend für Urban die Verantwortung für eine missglückte politische Entscheidung übernehmen musste, um Urban zu schützen. Urban blieb auf seinem Posten, während Paul von nun an niedere Arbeiten in einem Archiv erledigte. Hier taucht das Motiv des Ausschließens, der Isolation unerwünschter Personen wieder auf, welches bei Foucault Thema war.

Ihre Krankheit deutet die Patientin als Vorwand, damit jemand anderes die Arbeit übernimmt, die sie eigentlich selbst hätte machen müssen, so wie Urban sie gemacht hat, indem er geflohen ist. Aber wer sich nicht tief genug ins eigene Fleisch zu schneiden vermag, schafft es durch trickreiche Vorkehrungen, dass ein anderer, nämlich der Chirurg, es tut. Nun werde endlich in den Eingeweiden nach der Wurzel des Übels gesucht, nach dem Eiterherd, bis man dorthin vorstoße, wo der Kern der Wahrheit und der Kern der Lüge zusammenfielen. [LB 138] Die Feststellung „ich glaube, diesmal haben wir alles erfaßt“ ist denn auch doppeldeutig: Nach zahlreichen Operationen ist nun endlich der Eiterherd im Bauchraum gefunden; gleichzeitig ist aber auch endlich der Sinn der Krankheit gefunden, die Patientin hat sich selbst die Frage beantwortet, weshalb sie eigentlich krank geworden ist. Offenbar ist dies eine bohrende Frage, welche sie nicht verdrängen, sondern der sie auf den Grund gehen musste. Die Frage ‚warum gerade ich?‘, welche Susan Sontag im Zusammenhang mit Krankheit ablehnt, schwingt hier mit.

Hier treten klare Zweifel am realen Leben im System der DDR zutage, welche aber immer verbunden waren mit der Hoffnung auf Wandlung, auf positive Entwicklung. [LB 136] Auch der Palast der Republik erscheint ihr wie „gebaut, um

unterzugehn“. [LB 146] Der politische Verfall schwingt in dieser Erzählung immer wieder mit. Der Arzt schimpft über die ewig zerreißenen Plastehandschuhe („die kriegen nicht mal mehr anständige Handschuhe fertig“), ein anderer spricht ganz offen von Mangel, Niedergang und Verfall. [LB 161] An anderer Stelle wird der Oberarzt deutlicher: Das Krankenhaus sei Spiegelbild der Gesellschaft, und da man nun einmal in einer Mangelgesellschaft lebe, fehle es auf der Station eben an Bettwäsche, Handtüchern und Hemden. Und das für die Patientin lebenswichtige Medikament habe man selbstverständlich aus dem Westen besorgen müssen. Die aktuelle politische Lage hält er für fatal, es fällt ihm kein historischer Vergleich ein. [LB 176]

In einer Tagebuchaufzeichnung beschreibt Wolf ein Gespräch mit einem Medizinprofessor am Regierungskrankenhaus, der die Verhältnisse auch sehr drastisch schildert: „Daß man in Krankenhäusern ganze Stationen wegen Personalmangels schließen müsse. Bei ihm lägen manchmal Leute mit Gehirntumor drei Wochen lang und könnten nicht operiert werden [...]. Aber dafür gebe es die famose Losung: Jeder Beruf helfe sich mit seinen eigenen Kräften!“ [ET 90] – Diese Parole wirkt wie eine Bankrotterklärung, und das 1966.

In *Ein Tag im Jahr* nimmt Wolf an einer Stelle Bezug auf ihre tatsächliche Krankheit, ihre Operationen und ihren Aufenthalt im Krankenhaus. Offenbar hatte sie wirklich die Hoffnung, ihr Leiden könnte eine reinigende, den Kopf befreiende Wirkung haben. Enttäuscht muss sie feststellen, dass ihr Depressionen aber nicht weniger geworden sind. Und auch hier, in diesen Tagebuchaufzeichnungen, stellt sie wieder fest: „Ich ‚wusste‘ ja, daß ich meiner Seele eine Ruhepause verschafft hatte, auf Kosten meines zerschnippten Körpers.“ [ET 422] ‚Wusste‘ setzt sie in Anführungszeichen, da es sich hier nicht um ein bewusstes, herbeigeführtes Wissen und Handeln drehte, sondern sie hat ihre Seele unbewusst entlastet, indem sie den Körper ‚vorgeschickt‘ hat. All diese Vorgänge fanden also nicht im rationalen Raum statt, sind nicht wissenschaftlich klar zu beschreiben und zu analysieren. Sicher allerdings war sie sich tatsächlich darin, dass nach dieser existenziellen Bedrohung andere Probleme wie etwa schlechte Kritiken über ihre Bücher oder Abwertungen durch Kollegen ihr nicht mehr „so nahe auf den Leib rücken würden“ – auch diese Metapher nimmt ja ausdrücklich Bezug auf die Gefahr, dass seelische Verletzungen auf den Körper

übergreifen. [ET 427] Auch die neuen Verhältnisse nach der Wende rücken ihr „auf den Leib“ (1990). [ET 480]

Getröstet sieht sich Wolf durch eine Zeitungsmeldung, dreißig bis vierzig Prozent aller Patienten gäben für ihre Krankheit seelische Ursachen an. [ET 424]

Wolf ist sich der Schwächen ‚ihres‘ Staates sehr bewusst, verschließt nicht die Augen vor Drangsalierungen, kommentiert innerlich den Bericht einer Freundin über Probleme mit ihrem Arbeitgeber: „Das Syndikat der Arbeitgeber gegenüber den Arbeitnehmern im real existierenden Sozialismus“. [ET 238]

## 7. Sprache und Schreiben

„Dichten, dicht machen, die Sprache hilft. Was denn dicht machen und wogegen? Hat sie es denn nötig gehabt inmitten ihrer Gewißheiten?“ [NC 26] Hier geht es um Christa T. Was deutlich wird: Die Erzählerin scheint das Dichten als ein Zeichen von Ungewissheit, von mangelnder Orientierung und womöglich einer gewissen Form von Schwäche zu halten. Man hat das Dichten „nötig“, wenn einem die Gewissheit fehlt. Die Sprache muss „die schöne, helle, feste Welt“ abdichten – „beide Hände auf die Risse pressen, durch die es doch immer wieder einströmt, kalt und dunkel...“ [NC 30]

Doch Sprache hat ihre Grenzen. Es gibt Bereiche, welche für die Sprache unzugänglich, undurchdringlich sind, wo sie außenvor bleiben muss. *Leibhaftig* beginnt mit der Schilderung einer Fahrt im Krankenwagen aus Sicht der Kranken, welche periodisch ihr Bewusstsein verliert und ein „Auf- und Abtauchen des Bewußtseins in einer sagenhaften Urflut“ durchlebt. Und: „Wohin es sie jetzt treibt, dahin reichen die Worte nicht“. [LB 5] Als sie einen heftigen Rückfall erlebt und das Fieber nach einem Anfall von Schüttelfrost wieder stark ansteigt, stellt sie erneut fest, dass die wichtigen Dinge, das Eigentliche, Fundamentale mit Worten nicht zu benennen ist – so dass, „falls es mir doch noch einmal einfallen sollte, Wörter zu gebrauchen, in meiner wortsüchtigen Manier, wenigstens wissen und zugeben sollte, sie sind falsch“ [LB 83].

Sie spürt, dass ihre Gefühle betäubt sind von dem Schock, dass „alles, was ich sage oder schreibe, verfälscht ist durch das, was ich nicht sage oder schreibe.“ [LB 159]

Dass Christa T. es ‚nötig‘ hat zu dichten, verweist auf ihre Bekanntschaft mit der anderen, der dunklen Welt, gegen die sie sich auf diese Weise absichern muss – und „der sie immer entrinnen wollte“ [NC 33]. Und „die Worte haben alle einen doppelten Sinn, einen aus dieser, den anderen aus jener Welt.“ [NC 203]

Auch Trost bietet das Schreiben: „Wie bin ich zu bedauern, ich armes, armes Kind, sitz hinter festen Mauern, und draußen weht der Wind...“ [NC 30] Die Erzählerin drängt ihre Freundin zum Schreiben, die jedoch weicht aus – kann man „zu früh klarsichtig, zu früh der Selbsttäuschung beraubt sein“? [NC 44] Dass der Schreibprozess an *Nachdenken über Christa T.* für Christa Wolf nahezu therapeutischen Charakters war, wurde bereits erwähnt. Der Dichter wie der Künstler allgemein nimmt seit etwa 1800 die Rolle des Leidenden ein, welcher dank seiner Sensibilität

gesellschaftliche Zustände eher und stärker spürt als der Normalmensch. Diese Zustände werden oft als pathologisch dargestellt. Eine andere Möglichkeit ist, dass der Dichter als krank gilt, eben weil er scheinbar überreagiert und anders wahrnimmt als andere.

Das Umgehen mit Sprache birgt nicht nur eine heilende Wirkung, Sprache ist nicht zwangsläufig unschuldig. Mit Aufkommen der Sprache in der Menschheitsgeschichte korrespondierte, dass der Fremde nun auf Anhieb als ein solcher zu identifizieren war. Da der Fremde keinem Tötungstabu unterlag, trug Sprache auf diese Weise dazu bei, Tötungshemmungen gegenüber Artgenossen abzubauen [SF 87]. Zudem verbindet den Schriftsteller mit dem Wissenschaftler, dass er in seinem Schaffen nicht zu bremsen ist, selbst wenn seine Erfindungen zerstören und verletzen [SF 55]. Auch Ellen empört sich: „Es muß doch möglich sein zu schreiben, ohne etwas oder jemanden dabei zu verletzen“ [ST 30]. Die Gefahr von Sprache, die Schärfe der Wortwaffe rührt wohl daher, dass man mit Worten so tief in eine Person vorstoßen kann. Mit Worten lässt sich „tiefer eindringen als das Auge es kann“ [KV 39]. So dringt auch die Erzählerin in *Kindheitsmuster* in Nelly ein wie ein Mörder, Arzt oder Liebhaber [KM 197].

Sprache besitzt die Kraft und Macht zu vernichten. So tötet die Erzählung ihr Material, indem sie sich von ihm ernährt [ST 85] – sobald über etwas geschrieben worden ist, kann dieses Objekt nicht mehr das gleiche sein wie vorher. Es werden von nun an zwangsläufig Assoziationen mit ihm verbunden, die vorher nicht existent waren, es ist auf irgendeine Weise gedeutet worden, und sei es nur, indem es in einem bestimmten Kontext beschrieben worden ist. Dadurch gibt es seine vorherige Existenz erzwungenermaßen auf, sie wird ihm genommen, das Objekt in dieser Form stirbt ab.

Leiden ist jedoch auch Voraussetzung für das Schreiben. Erst das Durchleben von Leid macht literarische Höhenflüge möglich [KN 51]. Derjenige, dem ein Schmerz den Schädel spaltet, wird die Sprache wiederfinden [KS 10]. Vor dem Schreiben, das an anderer Stelle als „Selbstbeichtigung“ bezeichnet wird, muss eine Phase des Schweigens stehen [ST 37]. In Ellen muss sich erst ein bestimmtes Ferment, ein körperlich-seelischer Stoff sammeln, damit sie schreiben kann [ST 69]. Ganz offensichtlich muss also dem Schreiben immer erst ein bestimmter Prozess vorausgehen, der wahrscheinlich bei jedem anders vonstatten geht und beschaffen ist.

Sprache formt das Individuum, gibt ihm erst seine Identität. „Wie schnell wird Sprachlosigkeit zur Ichlosigkeit?“ [KV 34] Darum ist Nellys Sprachsensibilität auffallend. Um sie herum fallen immer wieder ‚Glitzerworte‘, welche erst dadurch ihr Interesse finden, dass die Erwachsenen sie mit bestimmten Blicken und Untertönen versehen. Diese ‚Glitzerworte‘ sind inhaltlich alles andere als glitzernd – z.B. ‚artfremd‘, ‚Eugenische Lebensführung‘ – , finden aber Nellys besondere Aufmerksamkeit, weil sie sie nicht versteht, aber spürt, dass es mit ihnen etwas Besonderes auf sich haben muss. Nelly sucht darum Aufklärung bei ihrer Großmutter [KM 83].

In *Sommerstück* zeigt Littlemary Nellys Vorgehen: Sie sammelt Fragen, geht der Bedeutung von Ausdrücken nach, die sie aufgeschnappt und nicht verstanden hat, wie etwa ‚fallen‘, ‚in Hoffnung sein‘, ‚Tropf‘ [ST 52]. Diese beiden Kinder verkörpern auf unschuldige Weise die Faszination, die von Sprache ausgeht, und können eine Neugier für Begriffe offen zeigen, die Erwachsenen meist verwehrt ist. Es wird auch kein Zufall sein, dass ihre Neugier vor allem auf Begrifflichkeiten aus den Bereichen Krankheit und Tod zielt. Während dem Tod im Allgemeinen eher mit Schweigen und Sprachlosigkeit begegnet wird, brechen die Kinder dieses Tabu ganz einfach auf und müssen ihre Neugier und Fasziniertheit nicht verstecken.

Sprache ist Manifestation der Gegenwart, Ausdruck der Verhältnisse. Die Erzählerin in *Störfall* macht sich bewusst, dass ihre Großmutter eine ‚Wolke‘ ausschließlich als kondensierten Wasserdampf kannte [SF 18], während ab jetzt immer die radioaktive Wolke in die Bedeutung einbezogen ist. An der Bedeutungswandlung einzelner Ausdrücke ist viel mehr über gesellschaftliche Entwicklungen abzulesen, als die meisten sich wohl klar machen. „Strahlender Himmel. Das kann man nun auch nicht mehr denken“ [SF 30]. Wer dadurch die Norm durchkreuzt, dass er wegen mangelnder Gesundheit nicht mehr acht Stunden am Tag arbeiten und so der Volkswirtschaft dienlich sein kann, ist ‚Invalide‘ – „die Sprache spielt mit“ [SF 92].

Die Erfahrung des Kräftemessens mit dem Tod scheint nach einer martialischen Sprache zu verlangen. Gegenüber der Krankheit muss man der *Mächtige* bleiben, sie unter *Kontrolle* haben [NC 198]. Es geht um einen *Kampf* um Leben oder Tod, in dem der junge Arzt probenhalber mal für den *Gegner* spricht. Dieser zieht aber seinen *Parlamentär* bald wieder zurück, lässt ihn *mit fliegender Fahne überlaufen* [NC 200].

Der Chefarzt in *Leibhaftig* möchte die Erreger „mit unserem schwersten Geschütz beschießen“ [LB 117], die Patientin selbst übernimmt die „Befehlsgewalt“ über ihre Abwehrkräfte: „Vernichtet sie! [...] Vor meinen Augen stürzen sich die Antikörper wacker in den Kampf und vernichten ganze Heere der Widerwärtigen...“ [LB 98] Der Chefarzt stellt fest, sie kämpfe ja mit. Dies weckt in ihr Assoziationen zu einem Nazi-Spruch, der in ihrer Klasse hing: „Wer leben will, der kämpfe also...“ [LB 121] In ihrer Rede *Krebs und Gesellschaft* fragt sich Wolf:

„Sollen, dürfen wir uns der Alltagssprache einfach überlassen, die sich nicht scheut, für unzumutbare Zustände in den verschiedensten Bereichen – zum Beispiel Kriminalität in der Gesellschaft und ‚bösesartiges‘ Zellwachstum – die gleichen Wörter zu benutzen: ‚entgleisen‘ etwa.“ [KG 329]

Dem Krebs wird mit Gewalt begegnet: „Wunderwaffe gegen Krebs am Horizont?“ – „Computerbilder entlarven Tumor.“ – „Nach drei Monaten verlor M.L. seinen schwersten Kampf.“ – „Generalangriff auf Tumor mit Laserstrahlen?“ – „Geschwulst-Stützpunkt eröffnet die Schlacht gegen den Krebs.“ [KG 338]

In der Medizin hat sich ebenso wie in anderen Wissenschaften eine Sprache der Abschottung entwickelt, der Einfachheit von vornherein verdächtig erscheint. Vielleicht muss man „mit der Fachsprache die Stille übertönen, die wir brauchen würden, um unserer Körpersprache zu lauschen.“ Werde auf diese Sprache nicht gehört, greife der Körper womöglich, wie Wolf bei Georg Groddeck liest, zu bedrohlicheren Ausdrucksmitteln: Wenn der Körper seine Ziele nicht mit einfachen Mitteln erreiche oder die Ziele zu schwierig seien, bleibe er „nicht bei der einfachen Verstopfung oder der einfachen Heiserkeit“ stehen, sondern greife „zu Blinddarmvereiterungen, zu Bauchfellentzündungen, zu Darmverschluß, zu Kehlkopfgeschwülsten, zu Krebs“. [KG 343]

Die Verwendung von Sprache erfordert ohne Frage eine Sensibilität, welche um so ausgeprägter sein muss, wenn es um Kommunikation zwischen Arzt und Patient geht. Auf diesem Gebiet haben sich unausgesprochene Verhaltens- und Sprachnormen gebildet. Gerade das Sprechen über Krebs birgt ganz eigene Schwierigkeiten. „Das Wort ‚Krebs‘ ist bei aller fortschreitenden Aufgeklärtheit, bei aller Beherztheit, mit der es beim Schopf gepackt und in die Illustrierten gezerrt wird, unter Betroffenen ein Tabu geblieben [...], als bedeute es aussprechen, sich die Krankheit an den Hals zu reden.“ [KG 332]

Überhaupt sieht Wolf das Problem der modernen Medizin zu einem großen Teil als Sprachproblem. Die Wissenschaftssprache, der sich Ärzte bedienen, ist so abstrakt, manchmal un-menschlich und unverständlich, dass sie am Patienten vorbeigeht. Diese Fachsprache drückt die Annahme aus, dass eine Krankheit bei jedem Menschen nach einem simplen Prinzip von Ursache und Wirkung die gleichen Symptome zeigt und gleich zu behandeln ist. Krankheit erscheint als etwas Berechenbares und der Kranke wird weniger als Mensch denn als mechanisches Wesen wahrgenommen. Einer solchen Fließband-Medizin stellt Wolf die Idee einer Verbindung von Medizin und Kunst entgegen, welche vom Menschen, nicht von der Wissenschaft ausgeht. Begriffe wie „Verständnis“, „Ehrfurcht“, „Inspiration“ sollten darin eine Rolle spielen und die echte einfühlsame Auseinandersetzung des Arztes, der jeden Patienten tatsächlich als Individuum wahrnimmt, dessen ganz eigene Voraussetzungen und Biographie für eine Therapie berücksichtigt werden müssen. Für die Zusammenfindung von Medizin und Kunst würde die Sprache eine große Rolle spielen:

„Sollten Wissenschaft und Kunst wieder zu einer gemeinsamen Sprache finden können? Worüber aber, wenn überhaupt, sollten sie sich zuerst verständigen können als über ‚den Menschen‘, über jenes weitgehend unbekannte Wesen, das sich den naturwissenschaftlichen Methoden, dem Isolieren, Zerschneiden, Messen und Zählen, das sich seiner Aufhebung als Abstraktum erfolgreich entzogen und sein Refugium in der Kunst gefunden hat?“ [KG 344]

In einer lebensbedrohlichen Situation haben Christa Wolf neben Antibiotika nach eigener Einschätzung Gedichte von Goethe geholfen, die Krankheit zu überwinden. Sie erinnert sich daran, als sie öffentlich darüber nachsinnt, inwieweit die Gedanken und Vorstellungen eines Menschen zu seinem körperlichen Befinden beitragen können.

„Ich kann nur bezeugen, daß mir in einer sehr schweren, todesnahen Krankheitssituation außer den genau auf die Bakterienstämme abgestimmten Antibiotika Goethedichte geholfen haben – ihr Klang ebenso wie ihr Inhalt, der ein lebendiges Assoziationsgeflecht in mir aufrief; ihre Schönheit, die mich noch nie vorher so ergriffen hatte, und das Glück, das ich fühlte, als ich auf einmal Zeilen wie diese ‚verstand‘: „Alles Vergängliche / ist nur ein Gleichnis.“ [KG 348]

Sprache kann also therapeutisch wirken. Tatsächlich scheint Wolfs Erfahrung keine Ausnahme darzustellen:

„Die Lektüre dichterischer Werke wird Psychotherapie und die psychische Dimension einer Somatotherapie nicht ersetzen können [...]. In gleicher Weise

sollte aber die Wirkung, die von einem Buch auf einen kranken Menschen ausgehen kann, nicht unterschätzt werden.<sup>231</sup>

Die Vorstellung des Einsatzes von Literatur für die Förderung des Genesungsprozesses ist nicht neu, sondern ist unter dem Begriff *Bibliotherapie* bereits in die Literatur eingegangen. Seine Wurzel soll der Katharsisgedanke sein. „Literatur wurde von der Medizin in Prävention und Therapie einbezogen, sie spielte eine Rolle in Theorie und Praxis der *ars vivendi* und *ars moriendi*.“<sup>232</sup>

In *Ein Tag im Jahr* benennt Wolf als Sinn ihres Schreibens, mit sich selbst ins Reine zu kommen. Subjektivismus, welcher ihr oft als ihre größte Schwäche erscheint, ist dennoch ihr wichtigstes literarisches Mittel. [ET 189] Nur durch das Erzählen des selbst Erlebten sei es möglich, die Probleme in all ihren Verästelungen sichtbar werden zu lassen. [ET 315] Gerade *Ein Tag im Jahr*, das aus tagebuchähnlichen Notizen besteht, welche Christa Wolf systematisch jedes Jahr am 27. September vorgenommen hat, zeigt aber auch die Problematik dieses Schreibens auf. Indem Wolf diesen Tag in jedem Jahr als einen besonderen Tag wahrnimmt, versucht, sich alles zu merken, und dadurch den Ablauf bewusst und im Hinblick darauf erlebt, wie sie es später zu Papier bringen wird, kann es schon keinen unverfälschten Blick auf das Geschehen mehr geben. Der Tag „wird deformiert durch meinen unausgesetzten Blick auf ihn. Er verläuft nicht, wie er sonst verlaufen würde. Er gewinnt und verliert durch Bewußtheit.“ [ET 254]

Ellen in *Sommerstück*, die in früheren Zeiten offenbar in ihrer Haltung unbedingter und ungeduldiger gewesen ist, versucht, einer Krise schreibend und erinnernd zu entkommen, in die sie durch gesellschaftliche Stagnation geraten ist. Darin ist sie eine Schwester im Geiste sowohl von Christa T. als auch der Erzählerin bzw. wohl auch Christa Wolfs. Wenn Sonja Hilzinger in ihrem Nachwort zu *Sommerstück* von Ellens Anstrengungen schreibt, im Zustand der Stagnation und Erstarrung ihre Produktivität nicht zu verlieren, und ihre Sprachlosigkeit als Ausdruck ihrer Desillusionierung und ihres Verlusts an Spielraum und Perspektive wertet, dann erinnert dies an Christa T.s Gefühl der Perspektivlosigkeit ebenso wie an Christa Wolfs

---

<sup>231</sup> Dietrich von Engelhardt: Medizin und Literatur in der Neuzeit – Perspektiven und Aspekte. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 52 (1978). S. 351-380. S. 374

<sup>232</sup> ebd. S. 371

Aufzeichnungen über ihre zeitweise quälend fehlende Fähigkeit, Erlebtes aufzuschreiben. [Nachwort ST 305]

Und Cassandra, die ihrem nahen Tod entgegensieht, will nicht mehr sprechen. Sie hat ihre Sprache über das Gebrüll und die Befehle verloren. „Wer wird, und wann, die Sprache wiederfinden. Einer, dem ein Schmerz den Schädel spaltet, wird es sein.“ [KS 233] Auch Cassandra hat wie Ellen und Christa T. ihre Vorstellung von menschlichem Zusammenleben in sich zusammenbrechen sehen und verliert darüber ihre Sprache.

Und doch ist die ganze Erzählung so aufgebaut, dass sie aus der Perspektive derer erzählt wird, die den Tod vor Augen hat. Mit dem Wissen darum, dass sie noch am selben Tag wird erschlagen werden, erinnert sie sich der Entwicklung der Ereignisse, die sie an diesen Punkt gebracht hat. Also ist im Grunde sie selbst es, die aus diesem Schmerz und ihrer Todesangst heraus ihre Sprache findet, nämlich durch die Erinnerung, wie Ellen. Erst der Verlust aller Sicherheit und alles Gewohnten, die Gewissheit, dass nichts mehr so sein wird, wie es war, führt zu eindringlicher Erinnerung und damit zum Aussprechen bzw. Aufschreiben des Vergangenen. „Nie war ich lebendiger als in der Stunde meines Todes, jetzt“ [KS 248], meint Cassandra. Und doch: „Das Letzte wird ein Bild sein, kein Wort. Vor den Bildern sterben die Wörter. Todesangst.“ [KS 249] Sie hat sich vorgenommen, bis zuletzt bei Bewusstsein zu bleiben, alles in sich aufzunehmen und zu reflektieren. „Ich will Zeugin bleiben, auch wenn es keinen einzigen Menschen mehr geben wird, der mir mein Zeugnis abverlangt.“ [KS 250]

## 8. Sprache und Tod

Von Toten berichtet man „behutsam, wenn möglich, da Tote verletzbar sind, das leuchtet ein. Was ein Lebender berichten kann, indem er lebt, würde einen Toten endgültig töten: Leichtfertigkeit.“ [NC 33] Diese Vorsicht, die Angst, jemanden „durch einen kalten, lieblosen Blick“ zu verletzen [ET 200], ist in jeder Zeile von *Nachdenken über Christa T.* zu spüren. Es gleicht einem Herantasten mit höchster Vorsicht. Die Furcht der Erzählerin davor, in die verstorbene Freundin etwas hineinzudeuteln, was die Figur verfälschen würde, wird allenthalben deutlich:

„Es wird auch schon schwerer, auseinanderzuhalten: was man mit Sicherheit weiß und seit wann; was sie selbst, was andere einem enthüllten; was ihre Hinterlassenschaft hinzufügt, was auch sie verbirgt; was man erfinden muss, um der Wahrheit willen“ [NC 33].

Woran ist Christa T. gestorben? „Denkst du, daß sie an dieser Krankheit gestorben ist?“ Nein.“ Eine erstaunlich klare Antwort, zumal, wenn man bedenkt, dass die authentische Christa Tabbert wirklich an Leukämie gestorben ist – oder sollten die Zweifel daran auch in die Realität hineinreichen? Doch die Sicherheit wird gleich zurückgenommen: „Und die Frage, woran Christa T. gestorben ist, werde ich selbst stellen, zu ihrer Zeit, ohne in Zweifel zu ziehen, daß es die Krankheit war, Leukämie, mit der sie nicht fertig werden konnte.“ [NC 61]

Die Schwelle zum Tod beschreibt die Erzählerin in *Nachdenken über Christa T.* Sie ist beherrscht von unwirklichen Sinneseindrücken, vom Verschwimmen der Konturen wie im Traum und dem Verschwinden von Angst und Schmerz. Bis dahin aber muss die Kranke ankämpfen gegen die Angst. Der Kampf gegen den Tod wird als Kampf gegen die Angst beschrieben. Und eben hier macht das Vortäuschen, das Belügen dann Sinn: Indem die Umwelt den Betroffenen über seine Lage im Unklaren lässt und ihm so die Angst nimmt, hilft sie ihm in seiner Todesabwehr. Dies funktioniert offenbar sogar, wenn der Kranke die Täuschung bewusst zur Kenntnis nimmt. Und die Täuschung hilft nicht nur dem Betroffenen. Seine Freunde und Verwandte müssen sich ebenfalls täuschen lassen, allerdings paradoxerweise von sich selbst. In solch einer Situation, in der man von der unheilbaren Krankheit eines Freundes hört, greift man offenbar zum Selbstschutz, indem „unheilbar“ einfach übergangen wird. „Merkwürdigerweise müssen wir nicht glauben, was wir wissen“ [NC 201]. Das

Wissen, das konkret Objektivierbare ist nicht immer gültig, es gibt Zeiten oder Orte, wo der Glaube oder das Gefühl den Verstand überstimmen. Stellt man sich diese konkrete Situation vor, scheint es sich tatsächlich um eine Form des Selbsterhaltungstriebes zu handeln. „Mit einem dummen, bösen, sinnlosen Zufall im Nacken kann man nicht leben.“ [NC 201] Der Mensch braucht für solche Angriffe einen Ausweg, eine Fluchtmöglichkeit, sei es der Wahnsinn, sei es der Glaube oder die Selbsttäuschung. Er kann nicht allen Zumutungen des Lebens mit wachen Sinnen und klarem Verstand entgegentreten.

In *Leibhaftig* erzählt Wolf von der Erfahrung eines Krankenhausaufenthalts in Todesgefahr, dem Erlebnis lebensbedrohender Krankheit. Die Begegnung mit dem Tod stellt eine existenzielle Grenzsituation dar, welche sich mit einer Lebensbilanz verknüpft. Die Erzählerin versinkt immer wieder in tiefem Schlaf, Bewusstlosigkeit und Benommenheit und berichtet von todesnahen Erfahrungen. Sie leidet an einer verschleppten Blinddarmentzündung, welche mit einem Eiterungsprozess im Bauch einhergeht und die nur ein Prozent der von ihr befallenen Menschen überleben [LB 68]. Die Unterwelt, in die sie in einer ihrer Träume Eintritt erhält, gleicht dem Transitgang zwischen Ost und West am Bahnhof Friedrichstraße, „der gekachelt ist wie eine Badeanstalt. Oder wie ein Schlachthaus. Getarnt als Grenzübergangsstelle“ [LB 25]. Die Wächter, welchen sie ihre Pappkarte zeigt, sind gleichzeitig Türwächter der Unterwelt und Grenzkontrolleure. Es handelt sich in beiden Fällen um einen „Wechsel von der einen in die andere Welt“ [LB 26]. Während ihrer Ohnmachten und Fieberphantasien im Verlauf ihrer drei Operationen verliert die Erzählerin immer wieder die Orientierung, erfährt aber in ihren Zuständen zwischen Leben und Tod zugleich eine existenzielle Wahrheit: die vollständige Auflösung der alltäglichen Formen von Denken, Ich und Sprache. Sie muss Abschied nehmen von der literarischen Anstrengung des Benennens.<sup>233</sup>

Der Weg zum Computertomographen führt durch lange, labyrinthartige Gänge, wie sie antike Dichter in der Unterwelt beschreiben. Das Gerät selbst bezeichnet die Patientin als den „Minotaurus im Labyrinth“ [LB 50]. Kora Bachmann, ihre Anästhesistin, nimmt sie als ihren weiblichen Cicerone wahr, der sie in den Hades führen werde. [LB 56] Den Keller, der die Radiologie beherbergt, nennt sie schließlich

---

<sup>233</sup> Andreas Isenschmid: Sinn und Sinnlichkeit. In: NZZ am Sonntag, 31.03.2002. S. 89

konsequent nur noch die „Unterwelt“ [LB 84]. Überhaupt verbinden sich die Ohnmachtsträume der Protagonistin mit Schmerz- und Ohnmachtserfahrungen der gesamten Menschheit. Individualerfahrung und Menschheitsgeschichte werden miteinander verknüpft. Die Protagonistin versammelt in sich alles Leid der Welt. Alle Gefolterten und Gequälten „geben sich in ihrem Innern ein Stelldichein.“<sup>234</sup>

Ihr Fallen auf den Grund des Bewusstseins ist mit Maschinenlärm verbunden, mit kreischendem Stahl, Erinnerungen an historische Gräueltaten, sie sieht die Soldaten des Herodes, die kleine Kinder aufspießen, Kreuzritter, die geschundene Rosa Luxemburg. Schauerliches Getöse und unendliche Qualen ziehen an ihr vorbei, mittelalterliche Folterungen, Vergewaltigungen. Später dann Tiefflieger. Die Träumende versucht hinter den Sinn dessen zu kommen, dass sie die Leiden der Menschheit wieder erleben muss. Ihr Verdacht: Sie soll endlich das Leid zur Kenntnis nehmen, nicht mehr die Augen verschließen und die Selbsttäuschung aufgeben, sie soll erkennen, dass die Annahme falsch ist, alles Geschehene erhalte Sinn allein dadurch, dass es sich als Geschichte erzählen lasse. [LB 32] Sie wird also durch ihre Krankheit zu neuen Erkenntnissen getrieben, sie ist bereit, jahrzehntealte Irrtümer aufzugeben und sich von alten Denkgewohnheiten zu verabschieden. Erst die echte Lebenskrise zwingt sie dazu, sich alternativem Denken zu öffnen und Theorien anzuzweifeln, welche bislang als sakrosankt galten.

Nachdem sie die letzte schwere Operation überstanden hat und auf dem Wege der Genesung ist, wird ihr durch eine ungeschickte, hingeworfene Bemerkung einer Putzfrau im Krankenhaus erst bewusst, dass sie fast gestorben wäre. Eigentlich hätte ihr das längst klar sein müssen, da ihr die undurchdringlichen Mienen der Ärzte und Schwestern und die Wortkargheit ihres Mannes durchaus aufgefallen waren. Aber offenbar hat sich etwas in ihr dagegen gesperrt, die Wahrheit aufzunehmen, da sie nicht stark genug gewesen wäre, sie zu verkraften. Die Panik, die sie eigentlich längst hätte ergreifen müssen, steigt erst jetzt in ihr hoch, nachdem das Unglück überstanden ist, wie es bei dem Reiter der Fall war, der unwissend über den zugefrorenen Bodensee galoppiert und vor Schreck tot umfällt, als er hinterher erfährt, welcher Gefahr er entronnen ist. [LB 149]

---

<sup>234</sup> Beatrix Langner: Gespenster am Krankenbett. „Leibhaftig“: Christa Wolf lässt die Vergangenheit aufleben. In: NZZ, 23.02.2002. S. 67

Die Schwestern, die versuchen, gute Laune zu verbreiten, fragt sie, ob man im Krankenhaus nicht über den Tod spreche. Nein, das tue man nicht. [LB 150] Offenbar ist man sich der Macht der Wörter und Orakel bewusst.

Eine Ausnahme macht der Pathologe der Klinik, der unangemeldet am Krankenbett auftaucht, als die Patientin auf dem Wege der Besserung ist. Mit seiner mageren Hand, seiner rasselnden Stimme und seinem kalten, leblosen Händedruck weckt er Assoziationen zum ‚Sensemann‘ („der Abgesandte aus der Unterwelt“). Sein Lächeln ist abstoßend, seine hohlen Wangen schimmern dunkel, sein schwarzes „Haarfell“ reicht mit seiner Spitze weit in die Stirn hinein. Die Erzählerin lässt keinen Zweifel aufkommen, für wen sie diesen Pathologen hält. Auch ist es ihr unheimlich, dass er errät, woran sie denkt: an seinen Arbeitsplatz, an dem er sicher von kalten starren Körpern umgeben sei. Er wehrt ab, damit habe er kaum zu tun, er mikroskopiere und habe auch die sie angreifenden Erreger gefunden und so zu ihrer Heilung beigetragen. Er nennt sich selbst „den, dem sie das Unvermeidliche zu tun aufgebürdet haben“, und dem die Menschen „ihre eigene Unvernunft entgelten“ ließen. [LB 166] Dieser Höllenvertreter, der seinen Namen nicht nennt, sich aber sehr korrekt verhält und einen ähnlichen Sprachduktus verwendet wie Goethes Mephisto, ist der Patientin unheimlich, er lacht höhnisch und merkt nicht, dass sie keine Lust verspürt, dieses Gespräch fortzuführen. Stattdessen spricht er aus, was sie schon selbst gedacht und gegenüber ihrem Arzt angedeutet hat, wovon der allerdings nichts hatte hören wollen: Falls sie einen überzeugenden „Vorwand für eine Verschnaufpause“ gesucht habe, habe sie mit dem Einsatz dieser Bakterien allerdings hoch gepokert. Die Patientin ist verunsichert, hat doch außer ihr nie jemand die Theorie, ihr Körper habe sich bewusst eine Auszeit genommen, angesprochen oder ernstgenommen. Nun ist sie verwirrt – man könne doch nicht von Absicht sprechen. Aber der Pathologe weist dies zurück: Wenn irgendetwas keinen Einfluss auf unser Handeln habe, dann doch wohl unsere Absichten.

Er stellt fest, dass erst am Ende des Lebens auf die armen Seelen die Wirklichkeit, die Wahrheit warte, der er an seinem Arbeitsplatz immerhin relativ nahe sei. Früher oder später erfahre jeder, auch diejenigen, die sich über den Tod selbst betrögen, die Wahrheit darüber, ob unter der sterblichen Hülle etwas sei, was des Aufhebens durch den Tod wert gewesen sei. „Wir können es erwarten.“ Wen er mit ‚wir‘ meint, möchte die Patientin keinesfalls wissen. Als er plötzlich verschwindet („die

Arbeit dulde keinen Aufschub“), ist ihr kalt. Vom Professor erfährt sie, es handle sich bei seinem Freund um einen exzellenten Spezialisten („Wofür, Professor. Wie meinen Sie das.“), der so manchen Patienten durch seine Jagd auf Erreger gerettet habe und während seiner Arbeit mit dem Tod kämpfe. [LB 170f]

Die Auseinandersetzung mit dem Tod findet für die Patientin erst statt, als sie ihm entronnen ist. Erst auf dem Wege der Besserung kann sie sich gedanklich der Gefahr stellen, der sie entkommen konnte. Nun hat sie die Kraft und Energie dafür, und auch die sie umgebenden Menschen sind erst jetzt dazu bereit, in ihrer Gegenwart vom Tod zu sprechen. Solange er als Bedrohung mit im Raum ist, ist er unaussprechbar, man fürchtet ihn offenbar anzulocken und zu ermuntern. Jetzt, da alles vorbei ist, erlaubt sich die Erzählerin, mit ihm zu spielen und sich zu fragen, ob sie die Speise der Lebenden überhaupt wieder ganz für sich annehmen, sie sogar schmackhaft finden will. Ein Gespräch mit Kora über Orpheus und Eurydike bringt sie auf den Gedanken, das Totenreich könne für Orpheus zu verlockend, das Reich der Lebenden abstoßend gewesen sein. Gleichzeitig wird ihr die Dekadenz solcher Überlegungen bewusst. Ihr fällt ihre Großmutter ein, der nie eingefallen wäre, dass der Tod verlockend, das Leben abstoßend sein könnte. Sie sei zu arm gewesen und habe drei Kinder gehabt. Über den Reiz des Totenreichs können nur Menschen nachdenken, die zuviel Zeit haben und denen die Energie bleibt, sich permanent mit der eigenen Befindlichkeit auseinanderzusetzen. Wem es wirklich schlecht geht, der giert nach Leben. [LB 180]

Auch die Erzählerin findet die Formulierung für das, wofür am Leben zu bleiben lohnt: „Der Spur der Schmerzen nachgehen, sage ich zu ihr, ungewappnet, das wäre der Mühe wert. Das wäre des Lebens wert.“ [LB 184] Sie ist während ihres Todeskampfs diesen Spuren nachgefolgt. Sie hat im Traum ihre Tante gesehen, die im Dritten Reich mit einem Juden einen kleinen Sohn hatte. Sie ist der Erinnerung gefolgt, die sie an ihren Freund Urban und seine Verabschiedung aus dem Leben hat. Und sie hat durch die Agonie näher zu sich selbst gefunden und ist sich, was nicht unwichtig ist, darüber bewusst geworden, dass es sich lohnt zu leben. Die Seele wird bei Überbeanspruchung schon noch früh genug ihr „Genug“ sagen. [ET 221]

Todesangst ist ihr fremd. „Eine immer noch bekömmliche Unruhe [...], aber den Namen ‚Todesangst‘ verdiente sie noch lange nicht, den die Ärztin ihr, in Frageform zwar, nahe legte: Keine Todesangst? Nein? – Nein.“ [LB 11] „Angst? – Ja. –

Todesangst? – Nein. – Atypisch.“ [LB 16] Auch Christa Wolf hat keine Furcht, auch keine „Krebsfurcht“, da sie aus allen Lebenskrisen bislang (das schreibt sie 1976) heil wieder hervorgegangen ist. [ET 212] Fragen, die sie sich in dieser Richtung stellt, befassen sich mit dem Schreiben: „Leben, als wär es der letzte Tag. Was würde ich tun? Was *anders* tun als sonst? Was und wie schreiben?“ [ET 232] Und größere Furcht als vor dem Tod hat sie davor, irgendwann möglicherweise feststellen zu müssen, dass sie alle falsch gelebt haben. [ET 414]

Doch diese Einstellung ändert sich, als 1980 bei ihr ein Knoten in der Schilddrüse erkannt wird, von dem sie noch nicht weiß, ob er gut- oder bösartig ist. Auf einmal macht sie sich doch Gedanken über ihr Weiterleben – ob sie es möchte, wie oft sie die Wiederholungen des Alltags noch erleben will. Diese defätistischen Gedanken sind wahrscheinlich einer Hilflosigkeit entsprungen, dem Versuch, sich gleichgültig oder etwas lebensmüde zu geben, um nicht in Panik zu verfallen. Sie ahnt eine gewisse Hoffnungsmüdigkeit, nicht nur bei sich, sondern bei allen Menschen, die müde sind, sich zu engagieren, um ihren Kindern eine gute Zukunft zu sichern. Sie erinnert sich an Goethe:

„Die Zukunft decket / Schmerzen und Glücke / schrittweis dem Blicke, / doch ungeschreckt / dringen wir vorwärts...’ Mit dem Ende: ‚Wir heißen euch hoffen’.“ [ET 279] Es handelt sich um einen Auszug aus *Symbolum*, entstanden 1815, Erstdruck in den *Gesängen für Freimaurer*. Das sechsstrophige Gedicht zieht Parallelen zwischen dem Entwicklungsgang eines Freimaurers und dem Menschen schlechthin. Maurerische Symbole werden mit Symbolen des Menschenlebens in Verbindung gebracht. In *Leibhaftig* fallen der todkranken Patientin immer wieder Teile dieses Gedichts ein, sie bittet darum, ihr das Buch mit den Goethe-Gedichten mitzubringen, damit sie es endlich vollständig lesen kann. [LB 33] Der Gedanke an Hoffnung, Vorwärtsblicken, Zukunft und Ablenkung von Schmerzen sprechen sie sicher an. Auch weist Wolf an anderer Stelle auf die heilsame Wirkung hin, die Goethe-Gedichte immer auf sie hätten. [ET 490]

In *Sommerstück* lässt das Spiel vom ‚schwarzen Mann’ Ellen an ihre eigene Kindheit denken, an ihr inneres Zittern, die Angst vor dem ‚schwarzen Mann’, die alle Menschen ihr Leben lang in sich tragen und ab und zu abrufen können. Die Kinder schreien in

diesem Spiel ihre Angst heraus, brüllen auf die Frage ‚wer hat Angst vorm schwarzen Mann?‘ aus Leibeskräften ‚niemand!‘, um ihr inneres Bangesein zu übertönen und diese ewige Angst herauszuschreien. Ellen überlegt, ob „diese verzweifelten Anstrengungen der späteren Jahre im Grunde dem einen Ziel galten, die Angst vor den schwarzen Männern loszuwerden“ [ST 167]. Wie sie dort allein vorm Haus sitzt und diesen Gedanken nachhängt, wird ihr auf einmal klar, wie sie diesen Sommer wird beschreiben können. Indem der Tod ins Bewusstsein tritt, Teil der Szenerie wird, scheint sich die große Frage, wie man diese gemeinsamen Erfahrungen in diesem Jahrhundertsommer auf dem Land angemessen wird beschreiben können, von selbst zu beantworten. Das Spiel vom ‚schwarzen Mann‘ stellt nicht die erste Konfrontation mit dem Tod dar. Die beiden Freundinnen Steffi und Bella haben bereits begonnen, sich über Steffis Krebserkrankung offen auszutauschen. Bella kann mit ihr sachlich über ihre Aussichten, ihren möglichen Krankheits- oder Heilungsverlauf sprechen. Steffi ist froh, dass ihre Freundin ihr nichts vormacht, sie nicht mit „Schonung und Rücksicht und den falschen Zurichtungen“ traktiert, von denen sie übergenug hat. Alle behandeln sie mit einer überbetonten Rücksichtnahme – „der eigene Mann. Die besten Freunde. Sie denken, man merkt es nicht.“ [ST 165] – Mit diesen Szenen hat der Tod Einzug gehalten in der Parallelwelt des Landsommers in Mecklenburg, in dem sich alle bemühen, nur sie selbst zu sein und jegliche entfremdete Lebensweise hinter sich zu lassen. Und mit dem Tod eröffnen sich Möglichkeiten des Schreibens – allerdings spürt Ellen, dass das Schreiben nicht leicht sein wird, sie würde es zitternd tun müssen,

„das alte Angstzittern würde eine Stärke annehmen, die sie heute nur ahnen konnte. Und wie die Stimme in ihr, die dennoch rief: Rüber komm’ wir doch! ganz leise, wie oft sie verstummen würde. Diese Schwärze dann. Diese Stille. Und wie die Frage hervortreten würde, woher diese Angst kam, und was wir unser Leben lang tun, sie einzusperren. Sie zu verbergen. Ihr zu entrinnen. Sie loszuwerden. Sie zu vergessen. Abzutöten. Ach, wir halben Leichen.“ [ST 168]

Die Angst vor dem Tod, vor dem Nichts, vor der Bedeutungs- und Sinnlosigkeit begleitet den Menschen ein Leben lang, und er verwendet viel Energie darauf, sie zu verdrängen, ihr zu entkommen. Aber es handelt sich eben um ein sinnloses Unterfangen - ebenso sinnlos wie die Vorstellung, durch die Flucht ins Landleben könne man den Problemen des Lebens, die sich aus politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ergeben, entkommen. Die Idylle im Bauernhaus stellt sich oberflächlich als das pure, wahre, lustvolle Leben dar. Tatsächlich aber kann eine solche Flucht nicht gelingen, ist

die individuelle, subjektive Glücksfindung nicht möglich, wenn das Objektive nicht stimmt.

In *Kassandra* ist der Tod allgegenwärtig, da Kassandra den Krieg um Troja auf einem Wagen sitzend im Rückblick beschreibt, während sie auf ihre Hinrichtung durch Klaitymnestra in Mykene wartet. Der Tod steht ihr also die ganze Zeit über vor Augen und ist unausweichlich. Durch Suizid oder Flucht sich zu entziehen, ist ihr nicht möglich, da sie entschlossen ist, den einmal eingeschlagenen Weg gefasst zu Ende zu gehen. Die Chance, mit Aeneias zu fliehen, ergreift sie nicht, da sie es nicht würde ertragen können, ihn zum Helden stilisiert zu sehen. Dann könnte sie ihn nicht mehr lieben. So geht sie selbstbestimmt und erhobenen Hauptes dem sicheren Tod entgegen.

In *Nachdenken über Christa T.*, *Kein Ort. Nirgends* und *Kassandra* manifestiert sich die Zuspitzung von Tod durch Krankheit, Selbstmord und Mord. Für die Kleist-Figur in *Kein Ort. Nirgends* ist der Gedanke an den Tod immer präsent. Kleist durchlebt auf seiner Suche nach Lebenssinn eine Entwicklung, an deren Ende die klare Erkenntnis steht, dass es für ihn im Diesseits kein ihm gemäßes Leben gibt.

Dass nach einem so hass- und todeserfüllten Jahrhundert eigentlich eine ganz andere, neue Sprache vonnöten wäre, ist ein Topos in Wolfs Schreiben.

„Müßten wir nicht damit anfangen, eine Liste der verlorenen Wörter anzulegen, so wie Naturforscher Listen der aussterbenden Arten angelegt haben, die täglich länger werden? Und ist es abwegig, zu vermuten, daß die sterbenden Wörter etwas mit den ausgestorbenen Tieren und Pflanzen zu tun haben? Weil wir geduldet haben, daß ein Wort wie ‚Ehrfurcht‘ uns fremd geworden ist, ausgesondert, überflüssig, peinlich, bleibt eine Gefühlsstelle in uns taub, wenn wir Mitlebendes ausmerzen.“<sup>235</sup>

---

<sup>235</sup> Christa Wolf: „...der Worte Adernetz“. S. 701

## 9. Krankheit als Metapher bei Susan Sontag

Susan Sontag vertritt die These<sup>236</sup>, die ehrlichste Art der Auseinandersetzung mit Krankheit sei es, sich von metaphorischem Denken zu lösen, Krankheit also nicht als Metapher zu betrachten. Sie beklagt, dass die Mythen, die sich mit unheilbaren Krankheiten verbinden, zu einem unehrlichen Umgang mit denselben führen. So werde beispielsweise einem an Krebs Erkrankten oftmals sein Leiden verschwiegen, während ein Herzinfarktpatient offen damit konfrontiert werde. Sie prangert diesen unehrlichen Umgang mit Krankheiten, deren Ursachen unbekannt sind, an, und wertet sie als Zeichen der Hilflosigkeit im Umgang mit dem Tod. Darum verfolgt sie das Ziel der Befreiung von den Metaphern, die das Reich der Krankheit ausfüllen. Sie folgt in ihrer Argumentation in Grundzügen den Somatikern des 19. Jahrhunderts, die sich gegen die bis dahin herrschende Vorstellung wandten, der Erkrankte trage selbst Schuld an seinem Leid, da physische und psychische Gebrechen als Ausdruck einer gerechten Bestrafung für moralisches Fehlverhalten gewertet wurden. Entgegen dieser Krankheitsvorstellung der bürgerlichen Gesellschaft der Aufklärung vertraten die Somatiker die These, der Kranke sei einer Krankheit willenlos ausgeliefert, trage keinerlei Mitschuld an ihrem Ausbruch, und psychische Leiden seien Ausdruck körperlicher Gebrechen und damit dem Einfluss des Betroffenen entzogen. Susan Sontag ist insofern mit den Somatikern verbunden, als sie jegliche moralische Erklärung von Krankheit ablehnt und sie vollkommen entkoppeln möchte von Bestrafungs- und Schuldvorstellungen.

Die Patientin in *Leibhaftig* beschäftigt als Betroffene ebenfalls das Problem, ob diese Krankheit und das Leid, durch das sie hindurch muss, nicht auch Strafe sein könnten. Sie wird jedoch heftig zur Ordnung gerufen von ihrer Krankenschwester, die offenbar solche Gedanken nicht zulassen kann und empört reagiert. [LB 92]

Ist der an Krebs erkrankte Mensch selber schuld an seinem Leiden? Gibt es eine spezifische ‚Krebspersönlichkeit‘? Wolf trägt Merkmale dieser Persönlichkeit aus Fremdzitaten zusammen:

„Sie sei ‚um Anpassung bemüht‘, zeige eine ‚Neigung zum Schwernehmen, zu Resignation und Entmutigung, zu Zwanghaftigkeit und Pseudo-Selbstlosigkeit‘; bezeichnend für sie seien ein ‚Nicht-Stehen zu sich, Starrheiten, Verdrängung von Emotionen‘, ein ‚Nicht-Eingestehen der eigenen Wünsche, um nach außen

---

<sup>236</sup> Susan Sontag: Krankheit als Metapher. München/Wien 1978

gut dazustehen', eine ‚Diskrepanz zwischen innen und außen, bei der eine positive Fassade negative Inhalte verdecke [...]‘.“ [KG 341]

Hier wird ein verklemmter Mensch beschrieben, der aus Rücksicht auf Fremdvorstellungen keine eigene Identität entwickelt hat und so zu einer Maskerade gezwungen ist, die die eigene Hohlheit verdecken soll. Wolf erkennt darin den „Normalbürger mit seiner Persönlichkeitsspaltung“ wieder, „wobei der wohlhabende Bürger nach außen gekehrt und der brutale Verfolger der Nächsten, die Nachtpersönlichkeit, nur in Gedanken oder unbemerkt gelebt wird.“ [KG 341] Hier handelt es sich eben nicht um eine der Norm zuwiderlaufende, besondere Persönlichkeit. Indem nun aber diese negativen Eigenschaften zum Spezifikum der ‚Krebspersönlichkeit‘ gemacht würden, wasche die Mehrheit der Menschen sich von dieser psychischen Spaltung rein. Die Leistungsgesellschaft, die sehr vielen Menschen ebendiese Spaltung abverlange, um funktionieren zu können, sei so in der Lage, sich selbst als ‚gesund‘ zu empfinden, „indem es die ungeliebten Teile unserer eigenen Persönlichkeit aus dem eigenen Wahrnehmungsfeld und auf jene ‚anderen‘ schiebt, die Gott sei Dank nicht wir sind.“ [KG 341] Offenbar existiert die große Versuchung, einer Gruppe von Menschen diese Verhaltensmuster zuzuschreiben, um sich selbst davon distanzieren zu können, „als solle sie auf sich nehmen, woran die ganze Gesellschaft krankt, und als kranke dann der übrige, ‚gesunde‘ Teil nicht mehr so stark an den Übeln, die die Leistungsgesellschaft uns allen auferlegt.“ [KG 341]

Besonders die Krebserkrankung sieht Susan Sontag als metaphorisch ‚überfrachtet‘ an. Was im 19. Jahrhundert die Tuberkulose – so ihre These –, sei im 20. Jahrhundert der Krebs: eine unheilbare Krankheit, welche ob ihrer Bedrohlichkeit und mangelnden Durchschaubarkeit zur Bildung zahlloser Mythen angeregt habe. Krebs befällt den ganzen Körper, ist meist unsichtbar, befindet sich in stetigem Wachstum, tötet Appetit und Begierde, führt zu Gewichtsverlust und einem schmerzhaften, elenden Tod. Er gilt als dämonische Schwangerschaft mit Schmarotzern, als Kampf im Körperinnern, als Krankheit des Mittelstands. Im Gegensatz zur Tuberkulose, welche sich auf den angeblich geisterfüllten Ort Lunge beschränkt, ist Krebs eine Körperkrankheit. Der Befall von Darm, Blase oder Prostata gilt vielen als beschämend und abstoßend.

Thomas Mann ordnet Krankheit und außergewöhnliche Menschen einander zu, wenn er Hans Castorp die Auffassung vertreten lässt, Dummheit und Gesundheit bzw. Krankheit und geistige Regsamkeit gehörten zusammen. Zumindest wird ein kranker Mensch, besonders wenn er lange Zeit stationär behandelt wird, eher auf die Grundfragen seines Seins verwiesen als ein Mensch, der seinen Alltag lebt. Er wird sensibilisiert für Fragen, die seinen Körper, das Weiterleben und die eigenen Situation berühren, während das Interesse an der ‚gesunden‘ Außenwelt schwindet. Probleme der Umwelt und Ansprüche der Mitmenschen treten hinter die Fokussierung auf die eigene Person zurück.

„Die Krankheit reißt die Opfer aus dem normalen Leben, lenkt die Aufmerksamkeit auf den Körper und führt der Selbstbeschäftigung Energien zu, die im allgemeinen von den alltäglichen Interaktionen und Rollenzumutungen aufgesogen werden.“<sup>237</sup>

Hans Castorp ist gerade erst zu Besuch in Davos angekommen, als er bereits an kalten Füßen und erhitztem Gesicht leidet und ihm seine Zigarre nicht mehr schmeckt. Gleichzeitig stellt er eine ungewohnte Veränderung an sich fest: „Er war durchaus nicht gewohnt, zu philosophieren, und fühlte dennoch den Drang dazu.“<sup>238</sup> – „Sei still! Ich bin sehr scharf im Kopf heute.“<sup>239</sup>

„Wie sollen wir wissen, wie ausgedehnt unsere Innenwelt ist, wenn nicht ein besonderer Schlüssel, hohes Fieber zum Beispiel, sie uns erschließt“ [LB 24], fragt die kranke Protagonistin in *Leibhaftig*. Sie hat ebenfalls den Eindruck, erst in ihrer geistigen Umnachtung klar zu sehen. „Manche Zeilen hatte sie nie wirklich verstanden, ihr Sinn blieb ihr verborgen in einer anscheinend porösen, doch undurchdringlichen Dunkelheit, bis heute, bis zu diesem finsternen Augenblick, da der Sinn ihr plötzlich aufgeht.“ [LB 15]

Wolf scheint sich an den *Zauberberg* anzulehnen, wenn sie in *Kindheitsmuster* beschreibt, dass Nellys Klasse geschlossen geröntgt werden muss, da eine Mitschülerin an Tuberkulose erkrankt ist. Nelly hat sich tatsächlich angesteckt und bekommt eine Liegekur verordnet und wird „zum Drohenleben verpflichtet“ – sie kann ihrer

---

<sup>237</sup> Volker Rittner: Krankheit, Literatur und Wissenschaft. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 26 (1979). S. 523-534. S. 524

<sup>238</sup> Thomas Mann: Der Zauberberg. S. 94

<sup>239</sup> ebd. S. 95

Unterernährung entgegenwirken und endlich genussvoll essen [KM 505]. Die Schilderung ihrer Kur entspricht den im 19. und frühen 20. Jahrhundert landläufigen Vorstellungen von Tuberkulose und ihrer Behandlung, wie sie von Sontag kritisiert werden. Nelly wird in einer Art Exil isoliert – sie liegt auf einem Feldbett im Apfelgarten –, wird aus der Alltagsroutine herausgenommen und zeigt zudem eine nicht gekannte Empfindsamkeit, welche sich etwa in ihrer Beschäftigung mit Dichtung äußert. Die Vereinzelung an abgelegenen Orten wie etwa Sanatorien und die Förderung der physischen oder psychischen Heilung durch Isolation sind gemeinsame Merkmale von Tuberkulose und Wahnsinn. Auch Phyllis Chesler begegnet bei ihren Nachforschungen über (angeblich) dem Wahnsinn verfallene Frauen mehrfach dem Phänomen der Isolation, welche sich im Bild des Lebens unter einer Glasglocke manifestiert:

„Ich fühle mich vom wirklichen Leben ausgeschlossen. Ich bin total isoliert. Ich sitze in einer Glaskugel. Ich sehe die Menschen durch eine Glaswand, ihre Stimmen dringen nur gedämpft zu mir... Ich strecke meine Arme nach ihnen aus; aber meine Hände prallen nur gegen die Wände meiner Glaskugel.“<sup>240</sup>

Auffallend ist, dass die Erzählerin in *Kindheitsmuster* darauf verweist, das ehemalige Lungensanatorium sei heute ein Pflegeheim für Geisteskranke, denn Sontag stellt fest, in eben genannten metaphorischen Eigenarten habe der Wahnsinn die Tuberkulose im 20. Jahrhundert abgelöst. Auch hier also bewegt sich Wolf in ebenjenen metaphorischen Übertragungen, welche Sontag aufdecken und abschaffen möchte.

Überhaupt erfüllt Wolf in ihrer Beschreibung der kranken und genesenden Nelly ebenjene Klischees, welche Sontag zu überwinden versucht. Nelly fragt sich, warum ihr das hat passieren müssen – Sontag meint feststellen zu können, dass Tuberkulose und Krebs im Gegensatz zu Pest oder Typhus als Krankheiten von Individuen gelten und darum beim Erkrankten meist die Frage nach dem Sinn, ja vielleicht sogar der eigenen Schuld an dieser Krankheit provozieren. Die Suche nach dem Sinn hinter einer Krankheit, den Nelly in ihrem neu entstandenen Kontakt mit den Dichtern meint gefunden zu haben, stellt für Sontag grundsätzlich eine Überinterpretation dar. Sie plädiert schließlich für die Entmythisierung von Krankheit, also das Hinnehmen bzw. ‚Bekämpfen‘ von Krankheit ohne die Frage nach Schuld oder Sinn.

---

<sup>240</sup> zit. nach: Phyllis Chesler: Frauen – das verrückte Geschlecht? S. 14

In ihrem Essay *Krebs und Gesellschaft* beschäftigt sich Wolf mit den thematischen Schnittstellen von Krebs und Gesellschaft. Den Grund für das Unvermögen, mit der Wahrheit einer schweren Krankheit umzugehen, vermutet sie in unserer Gewohnheit, uns unserer Rolle in der Gesellschaft nicht zu stellen, sondern uns über sie täuschen zu lassen, sowie in unserer Neigung, Schwäche, Zusammenbruch und Versagen ausschließlich als Niederlage zu begreifen, der wir in stetigem Konkurrenzverhalten nicht angemessen zu begegnen lernen. So ruft eine schwere Krankheit eher Abwehr und Verleugnung hervor als Verständnis und Teilnahme. [KG 334f]

Einem Grundgedanken, den Wolf in ihrem Werk stets wieder aufgreift, erteilt Sontag eine klare Absage. Zwar möchte sie nicht in Zweifel ziehen, dass Kummer das Immunsystem eines Menschen in Mitleidenschaft ziehe. Sie lehnt aber die Annahme ab, Gefühle verursachten Krankheiten, und spezielle Emotionen verursachten womöglich spezielle Krankheiten. Sie ist sich sicher, die Vorstellung, Krebs entstehe durch Mangel an Selbst- und Zukunftsvertrauen, werde vergehen, sobald der wahre medizinische Grund erforscht sei. So sei auch die Metaphorisierung der Tuberkuloseerkrankung sofort beendet worden, als die wissenschaftliche Erklärung gefunden worden sei – und die Metaphern, die bis dahin der Tuberkulose zugeschrieben worden waren, seien nun auf Geisteskrankheiten und den Krebs übertragen worden.

Der Krebs stellt ein beliebtes literarisches Thema dar, da er tatsächlich auch in der Vorstellung der Leser mit vielen Ängsten, Vermutungen, Spekulationen und Erklärungsversuchen behaftet ist. Jeder stellt für sich selbst Theorien darüber auf, weshalb ein Mensch – und ausgerechnet er – vom Krebs befallen wird. So muss, kann und darf sich die literarische Schilderung einer Krebserkrankung nicht auf die Beschreibung des Krankheitsverlaufs beschränken, sondern umfasst darüber hinaus die Reaktionen des sozialen Umfelds und die geistige Bedeutung der Krankheit. Da vor allem die Ursache der Krebserkrankung noch lange nicht medizinisch aufgedeckt ist, ranken sich viele Mythen um diese Krankheit und tragen dazu bei, dass sie vielfältig metaphorisch gebraucht wird. Von Krebs können nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Pflanzen befallen werden – aber auch z.B. geistige Strömungen und literarische Epochen. Krebs kann nicht als ‚normale‘ Krankheit geschildert werden, da er im Bewusstsein vieler mit Metaphern verbunden ist. Er ist immer Symbol für

Zerstörung, aber auch für den möglichen Sieg des Geistes über den Körper. Immer neue Berichte über die Bewältigung von Krebs durch mentale Stärke heizen die Mythenbildung an und verhindern den von Sontag geforderten neutralen und unbelasteten Umgang mit Krankheit. „Diese Krankheit bedient die ganze Breite der Bedürfnisse von uns Konsumenten [...]: vom seriösen wissenschaftlichen – oder als ‚wissenschaftlich‘ getarnten – Interesse über unseren tiefen Hang zur Sentimentalität bis hin zur schlichten unverhüllten Sensationsgier.“ [KG 331]

Solange die Medizin Ursache, Verlauf und Therapie von Krebs nicht restlos aufgeklärt hat, kann aber auch keine Objektivität hinsichtlich dieser Krankheit eingefordert werden. Die zahlreichen immer neu genährten subjektiven Erklärungsversuche wären, wenn überhaupt, nur durch eindeutige Wissenschaftlichkeit zu besiegen – wenn überhaupt. Denn auch heute noch verbindet sich mit der Tuberkuloseerkrankung die Vorstellung eines ‚verhuschten‘, blassen Menschen, der wegen seiner geistigen Sensibilität für diese Krankheit besonders anfällig sei. Und das nach Jahrzehnten der Entdeckung des Tbc-Virus und der Möglichkeit seiner Bewältigung. Wenn einem Patienten durch solche laienhaften und metaphernbesetzten Erklärungsversuche Mitschuld an seiner Erkrankung gegeben werden soll, ist dies freilich nicht akzeptabel. Dies ist allerdings in der Gegenwartsliteratur auch nicht mehr der Fall. Der Kranke wird nicht für angebliche Normverletzungen bestraft, sondern als Ursache gilt vielmehr eine pathogene Gesellschaft, die Normen vertritt, an denen das Individuum erkranken muss. Schuld trägt damit das Kollektiv, das Anforderungen stellt, denen sensiblere Subjekte nicht nachkommen können. Das pejorative Element liegt also auch nicht mehr bei dem Kranken, der scheinbar nicht mithalten kann, sondern eindeutig auf seiten der angeblich gesunden, in Wahrheit aber eigentlich kranken Gesellschaft.

Einmal spricht Wolf das Problem, Krankheit als Metapher zu lesen, direkt an, und zwar in ihrem Beitrag zu *Ein Tag im Jahr* aus dem Jahr 1980. In ihrer Schilddrüse wurde ein Knoten entdeckt und sie weiß noch nicht, ob es sich um Krebs handelt. Sie ist aber schon auf der Suche nach möglichen Ursachen für ihre Krankheit. Vielleicht habe ihr Körper einen Weg gesucht, die Aussichtslosigkeit, das Gefühl des Erwürgtwerdens auszudrücken. Dieser Verdacht aber könne ebenso gut ein unzulässiger Mystizismus sein. Und dass „Krankheit, gerade *diese* Krankheit, nicht als Metapher genommen werden soll und darf (obwohl die Frage nach den psychosomatischen Faktoren einer

jeden Krankheit bleibt).“ [ET 272] Aus dieser Aussage spricht eine gewisse Ambivalenz. Man kann davon ausgehen, dass Wolf zu dieser Zeit bereits Susan Sontags *Krankheit als Metapher* von 1978 gelesen und sich damit auseinandergesetzt hatte. Anscheinend konnte sie einerseits Sontags Anliegen insoweit folgen, als sie eine direkte metaphorische Auslegung von Krankheit als unzulässig ablehnte. Andererseits aber schränkt sie diese Aussage insofern ein, als sie sich nicht ganz von der Möglichkeit der psychosomatischen Begründung einer Krankheit distanzieren will und kann. Wenn man sich die zahlreichen Textstellen vergegenwärtigt, welche auf die ausgesprochene oder unausgesprochene Grundlage einer Krankheit verweisen, wäre eine solche Distanzierung schlechterdings auch nicht möglich oder müsste als Widerspruch zum eigenen Schreiben verstanden werden.

Wolfs Unterscheidung zwischen Metaphernbildung um Krankheit und psychosomatischer Erklärung von Krankheit erscheint sinnvoll. Susan Sontag wendet sich, und darin wird Wolf ihr hier wohl zugestimmt haben, gegen feste Mythenbildung um eine Krankheit. Dabei handelt es sich um solche Zuschreibungen wie ‚Krebs ist ein Zeichen unterdrückter Leidenschaft‘ oder ‚an Krebs erkrankten Menschen, die mit ihrer Wut nicht angemessen umgehen können‘. Solche Mythen, die sich früher auch um die Tuberkulose rankten, enden sehr schnell in einer höchst unangemessenen Schuldzuweisung in Richtung des Patienten. Die Gesellschaft, die solche nie erwiesenen Verbindungen zwischen Gemüt und Krankheit zieht, entlastet sich selbst dadurch, indem sie sich exkulpiert und ganz aus der Verantwortung für die Erkrankung des Individuums herausnimmt. Diese Art der Metaphernbildung lehnt Wolf wie Sontag ab. Ihre Vermutung, dass physische Erkrankungen oft auf psychische Leiden zurückzuführen oder möglicherweise Hilfeschreie der Seele sind, die sich über den Körper ausdrücken, hat mit diesen Metaphern nichts zu tun.



## C Schluss

### a) *Die Schriftstellerin Christa Wolf*

In den nachfolgenden Ausführungen soll es nicht allein um eine Bilanz der Untersuchungsergebnisse dieser Arbeit gehen, sondern auch um die Frage, wie im öffentlichen Raum der Bundesrepublik mit der Schriftstellerin Christa Wolf umgegangen wurde bzw. umgegangen wird. Dies scheint insofern eine Notwendigkeit, als die Kritik an der Person Christa Wolf nicht selten in unzulässiger Weise mit der Kritik an ihren Texten vermengt wird.

Die Auseinandersetzung mit Texten von und über Christa Wolf macht deutlich, dass sie eine öffentliche Person darstellt, die schon oft zu kontroversen Diskussionen Anlass gab. Ihre für viele nicht immer eindeutig erkennbare politische Haltung – die sich hingegen nach der Lektüre v.a. ihrer Tagebucheinträge in *Ein Tag im Jahr* als durchaus klar und nachvollziehbar erweist – bot schon so manchem Feuilletonisten die Möglichkeit, mit ihrer Person auch gleich alles zu verdammen, was mit ihr identifiziert wurde. In beiden deutschen Staaten war/ist sie eine Person des öffentlichen Interesses, um die sich viele Mythen ranken.

Kaum ein anderer Schriftsteller oder eine andere Schriftstellerin ist in (west-)deutschen Feuilletons so emotionsgeladen diskutiert worden wie Christa Wolf. Meist jedoch handelte es sich weniger um kontroverse Diskussionen als um eindeutig negative Kritiken. Sie wurde als ‚DDR-Staatsdichterin‘ diffamiert, zu deren „hervorstechenden Tugenden“ „Mut und Charakterfestigkeit“ nicht gehörten. Sie handle stets zögerlich und unentschlossen, wenn es um Kritik am politischen System und politischen Entscheidung in der DDR gehe. Auch seien ihre „künstlerische[n] und intellektuelle[n] Möglichkeiten eher bescheiden“. Ihr hohes Ansehen in der DDR gründe vor allem auf Mangel an qualitativ hochwertigeren Alternativen: „Wo es an Wolle und Seide fehlt, da lassen sich auch mit Baumwolle und Kunstseide gute Geschäfte machen.“ Dem markanten Buch *Nachdenken über Christa T.* seien zunehmend blasse, provinziell anmutende Werke gefolgt. Ihre dennoch ansehnliche Fangemeinde verdanke die Autorin der Sehnsucht des Lesepublikums nach Getragenen und Weihevollen, elegischem Pathos und erbaulichen Banalitäten. Dafür seien viele Leser – vor allem Feministinnen und DDR-Anhänger,

„Linke ohne Heimat“ und Kritiker „ohne Geschmack“ bereit, „den Mangel an Charme und Scharfsinn zu verzeihen.“<sup>241</sup>

In Dankesreden zu Literaturpreisen im Westen, die ihr seit den achtziger Jahren vermehrt verliehen wurden, werde Wolf nicht müde, von der DDR als „eher hold und hoffnungsvoll“ zu schwärmen, die Weise „Kein schöner Land“ anzustimmen und den Westen als „eher scheußlich und schrecklich“ zu brandmarken.<sup>242</sup>

Die *Frankfurter Rundschau* hingegen bezeichnet die Feuilletonisten, die Christa Wolf im Literaturstreit des sich vereinigenden Deutschland massiv angriffen und diffamierten, als „journalistische[...] Jakobiner des westliterarischen Wohlfahrtskomitees“, „die als Ouvertüre der heutigen ‚Stasi-Debatte‘ das Büchlein ‚Was bleibt‘ und seine Autorin 1990 durch den Reißwolf“ gedreht hätten.<sup>243</sup> Als besonders prekär muss in diesem Zusammenhang auch die Behauptung westdeutscher Kritiker gelten, Christa Wolf habe ihre Unterschrift gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns zurückgezogen. Die West-Intellektuellen sind mit dieser Falschmeldung einer bewusst gelegten falschen Fährte der Stasi aufgesessen, die dieses Gerücht unter Freunden Wolfs gestreut hatte, um Unruhe und Misstrauen in diese Pro-Biermann-Allianz zu bringen – mit Erfolg, wie sich zeigte. Die Frankfurter Rundschau stellt fest, wie leichtfertig man im Westen auf diese Falschmeldungen eingegangen sei und sie gegen Wolf verwendet habe, und meint: „Zum Auftakt des nächsten ‚Literarischen Quartetts‘ müsste zumindest ein Dissonanz-Geräusch des Primeigers zu vernehmen sein, der sich damit seiner unbewußten Stasi-Mitarbeit entledigen könnte.“<sup>244</sup>

Als höchst undifferenziert muss man den am gleichen Tag in der Tageszeitung *Die Welt* erschienenen Artikel<sup>245</sup> bezeichnen, der behauptet, Wolf habe sich in ihrer Erzählung *Was bleibt*, in der sie ihre Observation durch die Stasi beschreibt, „täppisch und dummdreist“ als „Opferlämmlein“ darstellen wollen. (Dagegen Wolf: „Ich wurde bedrängt, observiert, aber nicht verfolgt. Ich bin kein Opfer.“<sup>246</sup>) Ihr werden die gebetsmühlenartig wiederholten Vorwürfe zu Last gelegt: Sie sei Nationalpreisträgerin der DDR gewesen, habe Privilegien des Reisens genießen dürfen und habe kurz vor der

---

<sup>241</sup> Marcel Reich-Ranicki: Macht Verfolgung kreativ? Polemische Anmerkungen aus aktuellem Anlaß: Christa Wolf und Thomas Brasch. In: FAZ, 12.11.1987

<sup>242</sup> ebd.

<sup>243</sup> Doppelzüngler. Jagdszenen um Christa Wolf. In: Frankfurter Rundschau, 22.01.1993

<sup>244</sup> ebd.

<sup>245</sup> Erich Loest: Wert zu spät kommt, den bestraft das Mißtrauen. In: Die Welt, 22.01.1993

<sup>246</sup> Fritz-Jochen Kopka: Margarete in Santa Monica. In: Wochenpost, 28.01.1993

Wende noch *Für unser Land* aufgerufen. Solche Vorwürfe greifen viel zu kurz, weil sie die differenzierte und quälende, langwierige und ihre Lebensumstände beherrschende Auseinandersetzung Wolfs mit ebendiesen Fragen ausblendet: Muss ich bleiben, muss ich gehen, wem nützt es, wem schadet es, wenn ich gehe oder bleibe, wohin könnte ich gehen, wo ist die Alternative? Erich Loest unterstellt in seinem Artikel indirekt, Wolf habe sich nie kritisch mit ihrer Rolle in der DDR und dem, was für ihr Handeln moralisch und politisch geboten wäre, auseinandergesetzt. Auf diese Weise schreibt er sowohl an der Person wie an der Autorin gänzlich vorbei.

In einem Tagebucheintrag von 1993 nimmt sie Bezug auf eine Diskussion nach einer Lesung, während der sie auch nach dem Aufruf *Für unser Land* gefragt wird: In *Kassandra* habe sie geschrieben, Troja habe untergehen müssen, weil es Menschenopfer fordere - wie sie dann für die Erhaltung der DDR habe plädieren können? Wolf erklärt, die Unterzeichner des Aufrufs hätten nicht an der DDR in ihrer alten Form festhalten wollen, sondern an ein „ganz anderes Land“, „das keiner von uns je sehen werde.“

Denn ihnen sei damals schon klar gewesen, dass es sich um eine Illusion handle. Sie habe sich beteiligt, um sich nicht später ein Versäumnis vorwerfen zu müssen. [ET 519]

Wer *Ein Tag im Jahr* gelesen hat, kann sich dem anschließen, was 1993 in der *Märkischen Allgemeinen Zeitung* geschrieben wurde: Den Reiz ihrer Literatur mache „dieses bis an die Schmerzgrenze und nicht selten darüber hinausgehende Sich-selbst-Infragestellen, das fernab von Eitelkeit und Exhibitionismus ist, sondern zutiefst dialektisch“, aus. „Dieses Denken lehnt die schnellen Antworten, die einfachen Lösungen ab.“ „Und wenn es in einem oft quälenden Prozeß eine Antwort gefunden hat, meldet es fast im gleichen Atemzug schon wieder Zweifel an.“<sup>247</sup>

Sie war nicht bereit,

„ihren Glauben aufzugeben, daß die DDR trotz aller Mängel einen Ansatzpunkt zur Verwirklichung des wahren Sozialismus biete, wie ihn Marx vorausgesagt hatte. Daher ihre Entscheidung, im Lande zu bleiben, um bei der Verwirklichung dieser Verheißung mitzuarbeiten. Daher ihre Beschränkung darauf, nur gegen partielle Tabus der Partei zu verstoßen und nie im Frontalangriff eine totale Kritik vorzutragen, die ihre Emigration zur Folge gehabt hätte.“<sup>248</sup>

---

<sup>247</sup> Achim Wahrenberg: Was bleibt – Nachdenken über Christa W. In: Märkische Allgemeine Zeitung, 27.01.1993

<sup>248</sup> William H. Rey: Christa Wolf im Schnittpunkt von Kritik und Gegenkritik; Gedanken zu dem Literaturstreit in der Deutschen Presse. In: Orbis Litterarum 46 (1991). S. 222-229. S. 224

Christa Wolf wurde von 1959 bis 1962 als ‚IM Margarete‘ bei der Stasi geführt und hat in dieser Zeit Besuche von Spitzeln der Stasi bekommen, die sich von ihr verwertbare Informationen und Auskünfte aus der Kultur-, vor allem der Literatenszene erhofften. Dass sich Wolf auf solche Gespräche einließ und sie nicht brüsk zurückwies, bedeutet nicht, dass sie sich distanzlos mit diesem System identifizierte. In einem Tagebucheintrag von 1961 berichtet sie von einem Gespräch darüber, was sie und ihren Mann eigentlich in der DDR halte, da doch so viele das Land verließen. „Im Negativen sofort zu beantworten: Man weiß, was ‚drüben‘ gespielt wird, und daß man da nicht hingehört. Im Positiven: daß hier bei uns die Bedingungen zum Menschwerden wachsen.“ Daraus sprechen noch viel Optimismus und Aufbruchstimmung. Beides wird sich im Laufe der folgenden Jahre verflüchtigen. Doch auch hier, 1961, schon die Nachfrage: „Theoretisch ganz klar. Praktisch: Wachsen sie wirklich? Streuen wir uns nicht oft über die konkreten ‚inneren Verhältnisse‘ ‚unserer Menschen‘ Sand in die Augen?“ [ET 35]

Ein Jahr später – die Wolfs sind nach Kleinmachnow gezogen und die Stasi hat ihr Interesse an der ‚IM Margarete‘ verloren – schreibt Wolf in ihrem Tagebuchbericht von „negativen Charakteristiken, die im ‚Apparat‘ über [sie] kursierten“, weil sie sich dem Bekenntnis „zuerst Kommunist, dann Schriftsteller“ nicht hatte anschließen wollen. Es wurden ihr „abweichlerische Tendenzen vorgeworfen“ und sie klagt darüber, „wie einer, gerät er erstmal in diesen unterwürfigen, sich selbst genügenden Apparat, ganz leicht zermahlen werden kann.“ [ET 42f] Erstaunlich, dass Wolf hier unter öffentlichem Druck stand, weil sie sich der Parteilinie widersetzte, und doch Jahrzehnte später in den Feuilletons angegriffen wird, weil sie zu jener Zeit zu regimetreu gewesen sei.

1965 schreibt sie zum ersten Mal: „Wegzugehen – nein, so weit bin ich in Gedanken noch nicht“ – aber immerhin kreisen ihre Gedanken darum. [ET 81] Und 1968 macht sie sich keine Illusionen mehr:

„[...] das politische, das staatliche Leben – läuft auf den alten Schienen. Manchmal kommt es mir vor: Es rast, auf ein ungutes Ende zu. Und wir stehen daneben und geben vergräme Kommentare. Doch wenn man erst einmal mit solcher Wucht aus den Schienen gesprungen ist, kommt man nicht mehr rein...“  
[ET 112]

Und ein Jahr später: „Ich fühle mich hier wohl. Aber wie lange noch?“ [ET 125]

Die vermeintliche Feststellung des *Spiegel*, „ihre eifrige Dienstbarkeit“ habe „bei der Stasi gut drei Jahre lang Anerkennung und Beachtung“<sup>249</sup> gefunden, widerspricht eklatant dem, was Wolf aus Aufzeichnungen der Stasi zitiert: Dort ist von „überbetonter Vorsicht“, von einer „größeren Zurückhaltung“ und „intellektuelle[n] Bedenken“ – und keineswegs von Dienstfeier die Rede.<sup>250</sup> Frank Schirmmacher von der *FAZ* hält dazu auch fest, Christa Wolf habe „in ihren Berichten niemanden belastet und fast durchweg nur Freundliches über aufrechte Genossen und talentierte Kollegen berichtet. Alles andere verliert sich ins Unbestimmte und ist von großer Allgemeinheit.“<sup>251</sup> Die Charakterisierung Wolfs als „überaus angepaßte, ängstliche Opportunistin“, bei der man sich frage, „wie sie zu einer Schlüsselfigur des Friedens und der Hoffnung, wenn schon nicht des Widerstands“ habe werden können<sup>252</sup>, wird von Wolf wenige Tage später in ähnlicher Formulierung geteilt, wenn auch mit mehr Tiefgang begründet: Sie sei „ideologiegläubig“ gewesen, „eine brave Genossin, von der eigenen Vergangenheit behaftet gegenüber denen, die durch *ihre* Vergangenheit legitimiert, im historischen Recht zu sein schienen.“<sup>253</sup>

1989 versucht sie dann eine rückblickende Erklärung:

„Daß die gepriesene Dialektik und mit ihr die Widersprüche und der Widerspruch immer schneller und immer stärker ausgeschaltet wurden, bemerkten wir, kritisierten wir, hielten es aber zunächst für ein korrigierbares Versehen. Oder für eine Notwendigkeit des Klassenkampfes. Bis wir es als gewollt und als unter den herrschenden Verhältnissen [...] als gesetzmäßig erkannten.“ [ET 441]

Mit dem Mauerfall meldeten sich wieder die alten Ideen von einer staatlichen Alternative zu beiden deutschen Systemen. Zunächst müsse die Ökonomie von Grund auf umgestaltet werden – die DDR, „die das bei Strafe ihres Untergangs jetzt sowieso tun müsse“, so meint Otl Aicher<sup>254</sup>, „könnte vielleicht ein Modell dafür werden und bei der Gelegenheit auch ein anderes Deutschland zur Debatte stellen.“ Mögliche Bedenken und Hindernisse lagen auf der Hand: „Das hieße, sagen wir, weiter Verzicht von den Leuten fordern, auf Jahre hin.“ Doch Aicher hält die Montagsdemonstrationen und ihre tausende Anhänger für potent genug, „diese heraufziehende Revolution am Ende in

<sup>249</sup> Die ängstliche Margarete. In: *Der Spiegel*, 25.01.1993

<sup>250</sup> Christa Wolf: Eine Auskunft. In: *Berliner Zeitung*, 21.01.1993

<sup>251</sup> Frank Schirmmacher: Fälle. Wolf und Müller. In: *FAZ*, 22.01.1993

<sup>252</sup> Die ängstliche Margarete

<sup>253</sup> Fritz-Jochen Kopka: Margarete in Santa Monica. In: *Wochenpost*, 28.01.1993

<sup>254</sup> zit. nach ET 449

einen anderen Staat“ münden zu lassen. Dabei solle es sich um ein Gemeinwesen handeln, „das nicht von einer abstrakten Vernunftidee, nicht von allgemeinen Prinzipien ausgehen [...]“ würde, sondern um einen Staat, „der sich keinem übergeordneten Prinzip unterwirft – heiße es auch Weltvernunft oder Fortschritt -, sondern den wohlverstandenen Bedürfnissen des einzelnen.“ Doch die Wolfs bleiben gegenüber Aichers Vision skeptisch, da sie die Basis in der Bevölkerung nicht sehen. Ihnen ist aber bewusst, „daß der Staat, in den wir hineingewachsen sind und der jetzt in seiner tiefsten Krise steckt, seine Legitimation aus abstrakten Zielen genommen hat; aus einer Theorie, der er die Wirklichkeit anpassen wollte.“ [ET 450f]

Während der Wende arbeitete Wolf, „als wir noch dachten, die DDR würde etwas länger bestehen, es werde dieses ‚Dritte‘ geben, das wir uns unvernünftigerweise wünschten und dessen Konturen kurz aufschienen“, an einem ‚Entwurf für die DDR‘ mit und verfasste eine Präambel zu einer Verfassung dieses neuen Staats. [ET 468] „Soviel Energie wie in diesem Jahr ist in der deutschen Geschichte wohl noch nie an Unmögliches gewendet worden. Verschwendet? Ich weiß doch nicht.“ [ET 469]

Nach der ‚Wiedervereinigung‘ wurde Wolf Opfer regelrechter Kampagnen. Als sie sich 1993 zu ihren Stasiakten und ihrer IM-Vergangenheit zum ersten Mal öffentlich äußert, gibt sie ihren Bedenken Ausdruck, die sie hätten zögern lassen, sich an die Öffentlichkeit zu wenden: „Ich mußte fürchten, auf diese zwei Buchstaben reduziert zu werden. Ich stand noch unter dem Eindruck der Kampagne gegen mich und fühlte mich neuen Angriffen nicht gewachsen.“<sup>255</sup> Und tatsächlich vollzog sich genau das, was Wolf eigentlich hatte verhindern wollen: Nach dem Erscheinen ihres Artikels in der *Berliner Zeitung* wurde ihr vorgeworfen, sie habe ihre Stasivergangenheit eigentlich vertuschen wollen und habe sie allein darum publik gemacht, weil sie der Veröffentlichung dieser Tatsachen durch die FAZ habe zuvorkommen wollen. Nun trat ein, was sie befürchtet hatte: „Daß mein ganzes Leben, das dann in eine völlig andere Richtung gelaufen ist, auf diese Episode reduzier[t] würde.“<sup>256</sup> Allerdings zeigt sich Rietzschel in der *FAZ* in seiner Einschätzung der Stasiakten recht gemäßigt, von Häme oder Hetze kann keine

---

<sup>255</sup> Christa Wolf: Eine Auskunft

<sup>256</sup> Cornelia Geißler: Das ganze Leben gegen eine Episode? Christa Wolf erklärt sich zu Stasi-Akten. In: *Berliner Zeitung*, 22.01.1993

Rede sein. Er hält sich an die Fakten und konstatiert: „Geheimeres hat sie nie mitzuteilen.“<sup>257</sup>

Ähnlich Frank Schirrmacher in derselben Ausgabe der Zeitung. Hier wird wieder einmal das Bild einer „überzeugt(en) Kommunistin“, die „gläubig und dankbar für die Heilsversprechen des Kommunismus“ gewesen sei, gezeichnet, die „aus Überzeugung, aber gewiß auch aus Ehrgeiz“ Mitarbeiterin der Stasi geworden sei. Daneben aber hält er fest, der Literaturstreit um 1990 und die Attacken der *FAZ* gegen Christa Wolf als Schriftstellerin, die sich als „moralisch privilegiert“ empfunden habe, stehe auf einem anderen Blatt als diese aktuellen ‚Enthüllungen‘, denn sie beträfen die Privatperson Christa Wolf und niemandem stehe es an, in diesem Fall ein Urteil gegen sie zu sprechen. Ganz im Gegenteil zeigt sich Schirrmacher entsetzt über die haltlosen Anschuldigungen der Wochenzeitung *Die Zeit* gegen Heiner Müller, welche dazu angetan seien, einen Menschen zu vernichten.<sup>258</sup>

Christa Wolf verfolgte die heftige Debatte über sich und ihre Vergangenheit, die in den westdeutschen Feuilletons geführt wurde, von Santa Monica in Kalifornien aus, wo sie sich zu einem Stipendienaufenthalt befand. Von dort aus versuchte sie die große Aufregung, welche zu vielen Anwürfen gegen ihre Person führten, zu analysieren:

„Die alte Bundesrepublik durchlebt, glaube ich, eine heftige allergische Reaktion auf das Transplantat ‚Fünf neue Bundesländer‘, das ihr da über Nacht eingepflanzt wurde, und sie braucht dringender denn je Personen, auf die sie etwas von den Konvulsionen in ihrem eigenen Innenleben ableiten kann.“<sup>259</sup>

Im gleichen Jahr notiert sie in ihrem Tagebuch das Erlebnis eines Perspektivwechsels – ihr wurde mit einem Mal klar, wie die Bewohner der DDR von außen gesehen und beurteilt wurden:

„Bewohner einer Quarantäne-Baracke, infiziert mit dem Stasi-Virus, zum ersten mal glaube ich wirklich zu begreifen, welche Vorteile dieser Blick bringt, psychologische Vorteile, denn auf diese Infizierten muß man sich nicht einlassen, es ist Selbstschutz [...].“ [ET 521]

---

<sup>257</sup> Thomas Rietzschel: Mit einer gewissen intellektuellen Ängstlichkeit. Beschreibung einer Akte: Wie Christa Wolf als IM für die Stasi gearbeitet hat. In: *FAZ*, 22.01.1993

<sup>258</sup> Frank Schirrmacher: Fälle

<sup>259</sup> Christa Wolf: An Antje Vollmer, 07.02.1993. In: Hermann Vinke (Hg.): *Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation.* Hamburg 1993. S. 194

## b) Zusammenfassung

Die wesentlichsten Ergebnisse dieser Arbeit seien im Folgenden zusammengefasst, wobei sich die Darstellung an deren Chronologie orientiert.

Ebenso wie die Romantiker, als deren Vertreter hier besonders auf Kleist hingewiesen wurde, weil er ein Protagonist in *Kein Ort. Nirgends* ist, bezieht Wolf die Welt der Träume und des Unbewussten in ihr Denken mit ein. Ganz persönlich lässt sie sich nach eigenem Bekunden manchmal von ihren Träumen leiten, z.B., indem ein Traum ihr bedeutet, mit dem Schreiben beginnen zu können. Sie setzt der üblichen Wahrnehmung, die das rational Fassbare in den Vordergrund rückt, auf diese Weise eine Alternative entgegen.

In dieser Aufwertung des Mythischen, nicht unmittelbar Erkennbaren findet sich auch ein Berührungspunkt mit Horkheimer und Adorno. Sie beklagen die Entfremdung des Menschen von seinen ursprünglichen Fähigkeiten, auch Ungehörtes zu hören und Unergriffenes zu ertasten. So weisen mit Kleist, Horkheimer, Adorno und Wolf verschiedene Vertreter unterschiedlicher Denkweisen und historischer Umstände auf das gleiche Phänomen hin: die Rationalisierung der Welt, die das Sinnliche und das Übersinnliche stark abwertet und verdrängt.

Kleist kann noch aus einem anderen Grunde als ein typischer Romantiker gelten: Es ist ihm nicht gelungen, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen und ein als normal geltendes Leben zu führen. Damit verkörpert er einen anderen bei Wolf wichtigen Typus, nämlich den des gesellschaftlichen Außenseiters. Der nicht angepasste Mensch, der die geltenden Normen und Werte in Frage stellt, findet sich von Christa T. bis Medea immer wieder in Wolfs Romanen und Erzählungen.

Den Mechanismus, den die Mächtigen der Gesellschaft betätigen, um Nichtangepasste ins Abseits zu stellen, hat am eindringlichsten Foucault analysiert, weshalb seinem Denken besonders viel Raum gegeben wurde. Nach Foucault wird der Wahnsinnige spätestens seit dem Zeitalter der Aufklärung ins gesellschaftliche Abseits gedrängt und in Anstalten weggeschlossen. Entscheidend ist jedoch, dass es nicht wirklich einer psychischen Krankheit bedarf, um für wahnsinnig erklärt zu werden, sondern dass gerade der Wahnsinn genutzt wird, um unliebsame Mitmenschen aus dem

öffentlichen Diskurs auszuschließen, indem man sie schlicht für wahnsinnig erklärt. So wird ihnen jede Möglichkeit genommen zu widersprechen oder Unpassendes zu äußern.

Gerade das scheinbar irrationale Handeln, das sich wie bei Medea vielleicht nur auf Überlieferung stützt – etwa wenn sie Heilmittel herstellt – macht dem modernen Menschen Angst. Was er sich nicht aus seinem begrenzten Erfahrungshorizont heraus erklären kann, fürchtet und bekämpft er. Dass der Mensch aber noch viele animalische Elemente in sich birgt, meint Wolf ebenso wie Nietzsche. Es besteht eine enge Verbindung zwischen Tier, triebhaft handelndem Menschen und modern-technokratischem Menschen. Der Technokrat aber verleugnet dies gern und meint, ausschließlich Verstand und Vernunft gemäß zu handeln. Er wird das Animalische aber nicht abstreifen können, sondern oft triebhaft handeln und dies als vernünftig ausgeben. Gerade diese Vertuschung der eigentlichen Interessen, das Vortäuschen objektiven Denkens, hinter dem aber schlicht der gleiche Selbsterhaltungstrieb steckt wie beim Tier, macht den Technokraten gefährlich. Christa Wolf zeigt in ihren Figuren auf, welche Horizonte ‚neuen‘ Denkens sich hinter der Bereitschaft auftun, sich auf seine Triebe und verschütteten Wahrnehmungsmöglichkeiten einzulassen.

In ihrem Blick für das Subjektive, den einzelnen Menschen – der natürlich dennoch stellvertretend für einen Typus stehen kann – trifft sich Wolf mit Kierkegaard. Sie interessiert die Wechselwirkung zwischen politischem Überbau und individuellem Leben. Sie geht mit ihrem subjektivistischen Blick nicht so weit wie Kierkegaard, Politik und Wahrheit als zwei sich ausschließende Sphären zu betrachten. Er meint Wahrheit nur im einzelnen Menschen zu finden, die Masse sei immer reuelos und beliebig. Nur der einzelne müsse sich vor Gott verantworten, in der Masse könne das Subjekt in Unverbindlichkeit eintauchen.

Ein wesentliches Element in Wolfs literarischem Verhältnis zur Krankheit nimmt der Wahnsinn ein. Er findet zunächst einmal Verwendung als Raum außerhalb des ‚Normalen‘, nämlich spezifisch als Ort der Zuflucht. Weibliche Protagonistinnen wie Cassandra und Nelly nutzen den Wahnsinn, um sich zumindest vorübergehend den Einflüssen ihrer Umwelt zu entziehen und ihren inneren Kämpfen freien Raum geben zu können. Der Wahnsinn schützt sie vor äußeren Einflüssen, indem er ihnen die Sinne raubt bzw. ihnen den Raum des Wahn-Sinns öffnet, in dem sie wenigstens in ihrem

Wahn die Möglichkeit haben, ganz sie selbst zu sein. Er bildet einen Schutzraum. Hinzu kommt aber auch, dass der Wahnsinnige nicht nur nicht ernst genommen, sondern von seinem Umfeld gezielt separiert wird – also auch äußerlich kann der Wahnsinn mit der Absonderung, dem Einschluss in einen abgelegenen Ort einher gehen (Kassandra wird z.B. in ein Verlies gesperrt). In einer Parallelwelt kann die gehetzte Seele Ruhe finden und sich regenerieren.

Die Vorstellung getrennter Räume, in denen jeweils nur Gesunde oder Kranke leben, findet nicht nur beim Wahnsinn, sondern auch für die Krebskrankheit Verwendung. Mehrfach ist bei Wolf von einer Mauer oder einer Wand die Rede, hinter der der Kranke von der Welt der Gesunden abgetrennt ist.

Bei Christa Wolf sind es fast ausschließlich Frauen, die dem Wahnsinn verfallen. Dies könnte Ausdruck dessen sein, dass ihre Protagonistinnen meist nonkonforme Menschen sind, die unliebsame Wahrheiten aussprechen und darum so lange und intensiv unter Druck gesetzt werden, bis sie den Wahnsinn als Zufluchtsort aufsuchen müssen. Sie werden in ihn hineingetrieben und nutzen ihn als Gegenort zum Hort der Macht. In ihn kann ihnen niemand folgen, hier können sich Schmerz und Hass ungehemmt ausbreiten.

Indem sich der Wahnsinnige außerhalb der Welt des Normalen begibt, entzieht er sich den üblichen Normen, Werten, Vorstellungen und Zwängen. Er ist auf eine spezielle Weise freier als jeder andere Mensch und in der Lage, neue Perspektiven einzunehmen und Neues zu denken. Dadurch kann der Wahnsinn zu einem Ort der Hellsichtigkeit werden. Ironischerweise funktioniert dieses Modell auch andersherum: Menschen, die keineswegs wahnsinnig sind, werden dafür gehalten, eben weil sie gedanklich neue Wege gehen und gewohnte Pfade des Denkens und Handelns verlassen. Dies trifft z.B. auf Medea zu. Sie praktiziert erfolgreich als Heilerin und Hebamme, aber ihr Erfolg verbreitet Unbehagen und die Bewohner Korinths sind gerne bereit, das Gerücht, sie sei eine Zauberin, anzunehmen und weiterzutragen. Medea bliebe am liebsten mitten unter den anderen Menschen, aber sie wird geistig wie körperlich verstoßen, da sie die Kreise der Mächtigen stört. Sie erfährt die von Foucault beschriebene Verstoßung aus der Gesellschaft. Der Störenfried wird für nicht zurechnungsfähig erklärt und damit aus allen öffentlichen Diskursen ausgeschlossen.

So kann der Wahnsinn als Zufluchtsort, als Ort der Hellsichtigkeit sowie als Ort des gesellschaftlichen Ausschlusses gesehen werden.

Wie der Wahnsinnige befindet sich auch der Träumende ganz bei sich. Er mag im eigentlichen Leben noch so zerrissen und getrieben sein – im Traum ist jeder auf sich selbst verwiesen. Er tritt aus dem gewohnten Umfeld heraus und gewinnt auf diese Weise ebenso wie der Wahnsinnige neue Perspektiven auf die Welt.

Der Traum nimmt zunächst einmal eine wichtige Funktion im Schreibprozess ein. Aus Aufzeichnungen der Autorin wird deutlich, dass sie sich selbst von ihren Träumen nicht unbeeindruckt zeigt, sondern sich zuweilen nach ihnen richtet, da sie weiß, dass das Geträumte nur aus ihr selbst entsteht und sie es darum ernst nehmen muss. Neben ihren eigenen Träumen, die teilweise in Tagebuchaufzeichnungen Ausdruck finden, scheinen auch Träume ihrer Erzählerinnen ihr selbst zu entspringen. Besonders im Roman *Kindheitsmuster* spielt der Traum als Hort der Erinnerung und des Gedächtnisses eine große Rolle. Er trägt das Verdrängte ans Licht und macht es der Erzählerin erst möglich, die Kindheitserinnerung zu beleben.

Auch ihre Protagonistinnen lässt Wolf ihre Erlebnisse verzerrt im Traum verarbeiten. Ihre Träume geben Auskunft über ihr Inneres, über das, was anderen verborgen bleibt. Dem Leser bieten sie die Möglichkeit, einen tieferen Einblick in die Personen zu gewinnen. In dieser Arbeit wurden Träume von Romanfiguren analysiert, um dies exemplarisch aufzuzeigen. Die Funktion des Traums wandelt sich in Wolfs Werk. In *Unter den Linden* ist er als „romantisch geprägtes Stilmittel“ tragendes Element.<sup>260</sup> In *Kindheitsmuster* ist er im klassisch-analytischen Sinne Ausdruck unbewusster Erinnerung und Wünsche.

Inspiziert wurde Wolf in ihrem literarischen Umgang mit Träumen von der Romantikkrezeption. Zwischen den Romantikern wie Kleist und Günderrode und einigen Intellektuellen der DDR meinten sie und andere deutliche Parallelen erkennen zu können. Ebenso wie jene mussten sie ihre Nonkonformität – im Zusammenhang mit der Biermannausbürgerung – damit büßen, aus dem öffentlichen Leben gedrängt zu werden und sich in geistige Sphären zurückzuziehen, da ihnen politische Einflussmöglichkeit genommen war. Den Riss zwischen Literatur und Macht, zwischen Mensch und

---

<sup>260</sup> Sonja Hilzinger: Christa Wolf. Stuttgart 1986. S. 22

Gesellschaft, den Wolf in ihrer Umgebung wahrnahm, meinte sie auch in der Frühromantik auszumachen. Auch in ihrer Bewertung von Krankheit und Gesundheit ist sie jenen Künstlern des 19. Jahrhunderts näher als ‚modernerer‘ Aufklärern. Der Kranke galt als sensibel und die Gesellschaft als krankmachend.

Mit der Romantik verbindet Wolf auch die Vorstellung des engen Zusammenwirkens von Körper, Geist und Seele. Die Teilung des an sich einheitlichen Menschen in diese drei Bestandteile ist ihr suspekt. Sie vermutet, dass die Wahrnehmung eines Patienten als ein Organismus, in dem alle drei Elemente untrennbar miteinander verschmolzen sind, zu einer menschenwürdigeren medizinischen Behandlung führen würde. Doch diese Form der Wahrnehmung scheint den meisten Menschen abhanden gekommen zu sein; Christa Wolf vermutet die Ursache verbreiteter psychischer Deformation in den Zwängen, denen bereits Kinder ausgesetzt und unterworfen würden. Dass der Körper auf die starken seelischen Belastungen reagiere, sei dann eine logische Folge. Ihre Vermutung geht dahin, dass die Lebensform in der modernen Industriegesellschaft einen solchen psychischen Druck auf das Individuum ausübt, dass etwa das beschleunigte Wachstum der Krebszellen daraus resultiert. Wolf stellt dies z.B. in *Leibhaftig* so dar, dass das Immunsystem zusammenbricht, weil die Seele signalisiert hat, dass sie keine weiteren Zumutungen mehr ertragen kann. Der Körper verschafft der Seele quasi eine Ruhephase, während der er, vor allem aber auch die Seele sich erholen kann.

Das Leiden des Menschen an seiner von ihm selbst eingerichteten Welt stellt ein Paradoxon dar. Er forscht, denkt und handelt eigentlich permanent, um das eigene Leben immer lebenswerter zu gestalten. Tatsächlich aber scheint er nicht glücklicher zu werden – und auch seine Verhaltensmuster haben sich kaum verändert. Christa Wolf schreibt die antiken Sagen so um, dass die menschlichen Verhaltensweisen äußerst modern erscheinen. Dem Leser wird vor Augen geführt: Damals wie heute ist es eine kleine Machtelite, die über Weg und Ziel sehr vieler Menschen bestimmt. Alle Mittel sind recht, um die eigene Macht zu sichern und die dafür notwendigen Werte und Normen allgemeinverbindlich zu halten. Seit der Zeit der Aufklärung definiert man sich als aufgeklärt und dem Gemeinwohl verpflichtet, doch an der Praxis hat sich nicht allzu viel geändert. Die Form der Opfer mag sich gewandelt haben: Heute gelten Menschenopfer als abscheulich – auch wenn es sie noch gibt. An die Stelle des Mordens

ist das Intrigieren getreten; Menschen werden heute in der Politik (zumindest in den sich als aufgeklärt gebenden Staaten) kaum mehr gemordet, sondern durch Intrigen und ähnliche Machenschaften unschädlich gemacht. Außerhalb der politischen Sphäre äußern sich menschliche Aggressionen wie in unaufgeklärter Zeit durch Tieropfer. Die Aufklärung hat zwar einerseits das Mitleid mit der Kreatur gefördert und allzu rohe Umgangsweisen des Mittelalters begrenzt. Andererseits aber entsteht auch eine menschliche Hybris aus der Erkenntnis, dass der Mensch das einzig denkende Wesen und darin allen Lebewesen überlegen ist. Gerade die Gewalt des rational denkenden Menschen gibt seiner Angst vor dem noch immer vorhandenen Irrationalen in sich einen gefährlichen und zerstörerischen Ausdruck. Das irrationale Tier tötet nur zur Verteidigung oder Erhaltung seines Lebens; der Mensch hingegen tötet aus weit niedrigeren Beweggründen, die er dann auch noch rational zu legitimieren sucht.

Die moderne Barbarei stellt Christa Wolf etwa am Beispiel von Kindern dar, die Tiere einsperren, quälen und töten. Gerade die Tatsache, dass Kinder diese Brutalität aufweisen, lässt die Zukunft düster wirken.

Als einen Prototypen des modernen, rein auf die Ratio vertrauenden Menschen verweist Wolf in Romanen, Erzählungen und Essays immer wieder auf den Wissenschaftler und den Mediziner. Es versteht sich von selbst, dass Wolf die Wissenschaft nie negiert; sie lehnt aber eine naive Wissenschaftsgläubigkeit ab und besteht auf einer ständigen Überprüfung der Strukturen und Perspektiven von Wissenschaft. Sie möchte keinesfalls auf die moderne Apparatedizin verzichten; aber sie möchte sie ergänzt wissen um die Dimension der menschlichen Gefühle, die von Medizinern ihrer Meinung nach zu oft als im negativen Sinne irrational und unerheblich ausgeklammert werden. Die Seele gälte allgemein als fraulicher, ‚weibischer‘ Begriff, der nahe an Hysterie und Wahnsinn liege und für wissenschaftliches Vorgehen nicht hilfreich sei. Wissenschaft sei männlich geprägt und basiere auf einer Schein-Objektivität, die im medizinischen Bereich z.B. Selbstbeobachtung und eigene Krankheitserfahrung missachte. Die totale Kontrolle und lückenlose ‚Aufklärung‘ steht zwar erklärtermaßen im Vordergrund; Wolf macht sich aber darüber lustig, dass den Wissenschaftlern nicht auffällt, wie wenig sie über den Menschen erfahren, wenn sie Vorgänge in seiner Seele für unerheblich halten und Effizienz und Produktivität zu vorrangigen Zielen ihres Handelns machen.

Gleichzeitig maßt sich Wolf nicht an, die geeignete Antwort auf die Frage zu haben, wie Wissenschaft menschenwürdig arbeiten müsste. Aber sie gibt klare Hinweise: Die Spaltung zwischen Körper und Seele müsse aufgehoben, der Mensch als ganzheitliches Wesen wahrgenommen werden. Statt der tatsächlichen Aufspaltung der Welt in immer kleinere zu mikroskopierende Bestandteile wäre die einheitliche Betrachtung, die Vereinigung etwa aller naturwissenschaftlichen Disziplinen, womöglich hilfreich.

Auf die politische Ebene übertragen, zeigt sich Wolfs von ihr selbst mehrfach geäußerte Ratlosigkeit. Ihre Hinweise auf mangelnde Alternativen zum Leben in der DDR verweisen darauf, dass sie keine konkrete Vorstellung davon hat, wie ein Gemeinwesen heutzutage organisiert sein müsste, um wirklich humane Lebensbedingungen zu bieten. Sie stellt nur dar, was nicht erstrebenswert sei: das Leben in einer gehetzten, von Sachzwängen beherrschten Gemeinschaft, die keine erkennbaren Ziele verfolgt außer Effizienz und Produktivität, und deren Medizin die Hälfte des Menschen, seine Seele, für Diagnose und Therapie für verzichtbar hält.

Das Problem der ‚modernen‘ Wissenschaft stellt für Christa Wolf vor allem ein männliches Problem dar, das seine Wurzeln im Patriarchat hat. Ursprünglich waren Fruchtbarkeit und Schöpfertum weibliche Attribute, bis die Griechen das Priesteramt dem Mann übertrugen und Mutter- durch Vaterrecht ersetzten. Frauen, die nun weiterhin spirituelle Wege wie eine Priesterin gingen, galten schnell als geisteskrank und wurden verfolgt (s. Cassandra). Das Frauenbild wandelte sich von der Seherin, Priesterin, Heilerin und Kulturträgerin hin zum böartigen und unheimlichen Geschöpf, das die männliche Machtsphäre bedroht und unterdrückt werden muss. So gerät die Frau, die sich nicht beugt, schnell ins gesellschaftliche Abseits, auf jeden Fall ist sie nicht mehr Gestalterin, sondern zum Objekt gemacht worden. In den Urgesellschaften war sie mindestens für die wichtigsten Handlungen und Riten verantwortlich: das Gebären und den Totenkult. Im Christentum wurde aus der Schöpferin des Lebens eine weibliche Hülle gemacht, die dem männlichen Gott nur noch als Gefäß für neues Leben dient. Die Begräbnisriten liegen in Händen von Männern.

Christa Wolf würde allerdings missverstanden, wenn man meinte, sie verwerfe einerseits Rationalismus und glorifiziere andererseits Irrationalismus und primitive Gesellschaftsformen – und verknüpfe diese womöglich noch jeweils mit den Attributen

‚männlich‘ und ‚weiblich‘. Die Frau als vernunftfernes, allein den Gefühlen vertrauendes Naturwesen – diese Zuschreibungen, die eher männlichen Quellen entspringen, weist sie von sich. Gerade dieses dualistische Denken zwischen Ratio und ‚Irratio‘ möchte Wolf in Frage stellen und darauf hinweisen, dass es womöglich noch einen dritten Weg, eine Alternative gibt. Sie stellt fest, dass der Weg, den die Menschen gehen, auf dem sie ihre eigenen Lebensgrundlagen zerstören, nicht richtig sein kann, und fragt sich, ob diese einmal eingeschlagene Richtung nicht zu ändern ist – ob der Mensch gezwungen ist, in sein Verderben zu laufen.

In *Medea* zeichnet Wolf die Stadt Kolchis zunächst als naturverbundener und ursprünglicher als das brutale Korinth, das auf eine Lüge gebaut ist. Doch schließlich wird klar: Die Städte sind sich sehr ähnlich, auch Kolchis versteckt ein Mordopfer – weil eine Gruppe Frauen die Stadt wieder auf alte Bräuche und Legenden stützen wollten, haben sie den Thronfolger umgebracht. Hier wird also keinesfalls ein idyllisches, vorbildliches Matriarchat beschrieben; vielmehr wird gezeigt, dass um der Macht willen überall gemordet wird.

Wenn man sich mit Krankheit und Tod in der Literatur beschäftigt, trifft man zwangsläufig auf Thomas Manns *Zauberberg*. In der Frage, ob Krankheit tatsächlich die Chance in sich birgt, durch sie in höhere geistige Sphären zu gelangen, wie dies Nietzsche behauptete, stehen sich im Roman der Aufklärer Settembrini und der Jesuit Naphta gegenüber. Für den Aufklärer gehören Krankheit und geistige Umnachtung zusammen, er kann sich nicht gemeinsam mit Hans Castorp über eine Mitpatientin wundern, bei der Krankheit und Dummheit zusammenkommen. In seiner Hauptfigur Hans Castorp lässt Thomas Mann aber deutlich werden, wie gerade die Tuberkulosekrankheit dazu befähigt, das geistige Flachland zu verlassen und sich für ganz neue Interessensgebiete zu öffnen. Bei Mann wie bei Nietzsche stehen Krankheit und Wahrheitsstreben eng beisammen – vorausgesetzt, der Kranke besitzt ein gewisses ‚Talent‘. Christa Wolf hat sich mehrfach mit der Frage beschäftigt, wie viel Wahrheit ein Kranker eigentlich erträgt – oder ob die Täuschung, besonders über seinen schlechten Gesundheitszustand oder andere schlechte Nachrichten, doch das probate Mittel darstellt. Sie geht davon aus, dass den Kranken von den Gesunden eine Wand

trennt, da er in seinem Zustand andere Erfahrungen macht, die den Gesunden vorenthalten bleiben. Man spricht nicht mehr die gleiche Sprache.

Neben der individuellen Erfahrung mit Krankheit und Tod trifft man in Wolfs Werk noch auf ein anderes, wichtiges Phänomen: die kranke Gesellschaft. Die Zivilisation nimmt sie als eine äußerst dünne Deckschicht wahr, unter der die blutige Barbarei lauert. Angst, Gier und Rücksichtslosigkeit, welche vor allem dem Patriarchat entspringen, bedrohten vornehmlich die Frauen. Dies sieht sie unabhängig von der Beschaffenheit gesellschaftlicher oder politischer Systeme. Der Mensch bedroht und zerstört seine Umwelt und sich selbst – dies scheint einer Krankheit zu entspringen, für die es keinen Namen gibt. Auch sich selbst gegenüber tritt das Individuum bedrohlich auf, indem es vielfach die Abhängigkeit des eigenen Wohlbefindens von seiner Psyche leugnet und keine Rücksicht nimmt auf seine Seele.

Dass die DDR an ihrem politischen System krankte, war Christa Wolf schon früh bewusst. Eine geistlos-schlichte Gegenüberstellung des verwerflichen, von Patriarchat und inhumaner Wissenschaft geprägten Kapitalismus und des menschengerechten Sozialismus lag und liegt ihr fern. Seit den 60er Jahren nahmen die Zweifel am glücklichen Verlauf der politischen Entwicklung zu – und damit auch die Enttäuschung darüber, dass das von antifaschistischen Geistesgrößen wie Brecht oder Seghers mit ins Leben gerufene System nun von Politbeamten und Bürokraten in die Sackgasse geführt wurde. Doch trotz aller Bedenken sah Wolf nirgendwo eine annehmbare Alternative, die sie zur Auswanderung hätte bewegen können. Mit keinem anderen Staat hätte sie sich identifizieren können. Kapitalistischen Ländern warf sie vor, sich allein auf Politik und Ökonomie zu fixieren – gleichzeitig erkennt sie aber auch, dass der Marxismus sich auch zum Utilitarismus entwickelt habe. Ihre starke Heimatverbundenheit empfindet sie selbst zeitweise als neurotisch.

Die sich vom Menschen entfernenden Gesellschaftssysteme empfindet Wolf als krankmachend. Sie wirft keineswegs dem kranken Individuum vor, sich nicht anpassen zu können und die Krankheit quasi als Strafe empfangen zu haben. Im Gegenteil, sie diagnostiziert etwa in der Wendezeit in der DDR eine Atmosphäre der Krankheit, eine kranke Gesellschaft, die wieder zu sich finden müsse. Bei ihr erkrankt das sensible Wesen angesichts der politischen Umstände, es ist nicht schuld an seiner Krankheit.

Ihre eigene Erfahrung einer lebensbedrohlichen Krankheit hat Christa Wolf just während der Zeit der Wende gemacht und später in *Leibhaftig* literarisch verarbeitet. Die Protagonistin hat den Eindruck, dass sie durch die Todeserfahrung erst in der Lage ist, die eigenen Denkgewohnheiten zu hinterfragen und radikal mit sich ins Gericht zu gehen. Während der Körper ganz auf die Genesung konzentriert ist, hat der Geist endlich die nötige Freiheit und Zeit, sich Neuem zu öffnen. Selbsttäuschung ist angesichts des Todes nicht mehr praktikabel. Das Sprechen über den Tod allerdings ist ihr erst möglich, als er nicht mehr als Bedrohung im Raum steht. Erst nachdem sie wieder vollständig und sicher auf der Seite der Lebenden angekommen ist, wagt sie es, ihn zu thematisieren. An dieser Stelle kann Sprache sicher auch therapeutische Wirkung haben, da sie zur Ironisierung des Todes genutzt werden kann – wenn auch nur aus sicherer Entfernung.

Susan Sontag und Christa Wolf lehnen beide eine Metaphernbildung um Krankheiten ab. Dazu gehören charakterliche Zuschreibungen wie etwa die der ‚Krebspersönlichkeit‘: Der Ausbruch einer Krebskrankheit wird landläufig gern damit erklärt, der Erkrankte habe seine Wut unterdrückt und seinen Leidenschaften keinen freien Lauf gelassen. Ihm werden Resignation, Anpassung und Verdrängung vorgeworfen und somit indirekt die Schuld an seiner Erkrankung gegeben. Sontag wies darauf hin, dass mit dieser angeblichen Krebspersönlichkeit auffallend genau der durchschnittliche Normalbürger beschrieben ist. Sie nimmt an, dass diese Eigenschaften als typisch für an Krebs Erkrankte geltend gemacht werden, um die Mehrheit der Gesunden von diesen Eigenschaften ‚reinzuwaschen‘ – nach dem Motto: Da ich gesund bin, kann ich schon mal nicht verklemmt, angepasst und antriebsarm sein. Susan Sontag stellte fest, dass die Tuberkulose im 19. Jahrhundert mit ähnlichen Mythen verbunden wurde und meint, diese seien überwunden worden, sobald Ursache, Verlauf und Bekämpfung der Krankheit wissenschaftlich einwandfrei erklärbar geworden seien. Dieselbe Entwicklung sah sie auch für die Krebserkrankung voraus.

Christa Wolfs Schreiben ist eine Form intensiver Selbst-Erkundung, bleibt jedoch nicht bei allgemeiner ‚Existenz-Erhellung‘ stehen, sondern geht der Frage nach,

„was krank macht in einer Welt, die dem einzelnen Spielraum zur Selbstentfaltung gewähren und Wege des Zu-sich-selber-Kommens sichern sollte, die diese Ansprüche aber [...] in das Gegenteil verkehrt.“<sup>261</sup>

Es wäre sicher wenig sinnvoll gewesen, jedes Krankheitssymptom im Werk Christa Wolfs analysieren und interpretieren zu wollen. „Literarische Werke, in denen von Krankheiten gehandelt wird, werden ja nicht geschrieben, damit der Leser Diagnosen errät.“<sup>262</sup> Von besonderer Bedeutung musste aber gerade für Dichter die Verbindung zwischen Seele und Körper und somit auch für psychosomatische Erkrankungen sein.

„Sie am wenigsten können sich mit dem isolierten Krankheitsfall begnügen. Sie müssen am Einzelfall das Allgemeine sichtbar machen, müssen verbinden und verknüpfen: das somatisch Kranke mit der Psyche und die Psyche mit der sozialen Umwelt.“<sup>263</sup>

Dieser Forderung kam vor Wolf bereits z.B. Fontane nach, dessen Effi Briest leidet,

„in einem ganz konkreten Sinn leidet, daß sie [Effi] zugleich an der Gesellschaft leidet und daß es zwischen dieser, der Schuldfrage und ihrer Krankheit jene Zusammenhänge gibt, die das multifaktorielle Geschehen ausmachen [...]. Ein Dichter des vergangenen Jahrhunderts nimmt voraus, was heutigem Denken entgegenkommt.“<sup>264</sup>

So „sieht man sich von der dargestellten Psychosomatik in *Effi Briest* auf Soziales verwiesen, auf die Gesellschaft, in der ein Mensch lebt und an der er gegebenenfalls leidet...“<sup>265</sup> Fontane verknüpft bereits im modernen Sinn Krankheits- und Sozialgeschichte. Es kommt ihm auf den Zusammenhang des Psychischen und des Sozialen an, weshalb auch die psychisch kranke Frau und ihre gesellschaftlich untergeordnete Stellung nicht zufällig verbunden sind.<sup>266</sup> Die Krankheitsbilder der von ihm geschilderten kränklichen und nervösen Frauenfiguren zeigen ihn als Schriftsteller an der Schwelle zur Moderne. Wie bei Christa Wolf stellen sich Krankheit, Schwermut, Depression und Wahnsinn als vornehmlich weibliche Leiden dar.

Es lässt sich durchaus übertragen, was Müller-Seidel von Krankheitsbildern in Fontanes Werk sagt:

<sup>261</sup> Wolfram Mauser: „Gezeichnet zeichnend“. Tod und Verwandlung im Werk Christa Wolfs. In: ders. (Hg.): *Erinnerte Zukunft. 11 Studien zum Werk Christa Wolfs*. Würzburg 1985. S. 181-205. S. 181

<sup>262</sup> Walter Müller-Seidel: „Das Klassische nenne ich das Gesunde...“. Krankheitsbilder in Fontanes erzählter Welt. In: *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 31 (1982). S. 9-27. S. 18

<sup>263</sup> ebd. S. 19

<sup>264</sup> ebd.

<sup>265</sup> ebd.

<sup>266</sup> ebd. S. 22

„Sie können im Aufbau des Ganzen von durchaus beigeordneter Bedeutung sein. In solchen Fällen gehen sie uns kaum etwas an. Sie sind dann nur Mittel zum Zweck, der darin beruht, die Handlung voranzubringen.“

– „Dagegen interessieren uns Krankheitsbilder vor allem dort, wo an ihnen etwas gezeigt werden soll, wo sie mehr sind als Mittel der Ökonomie des Erzählablaufs.“<sup>267</sup>  
Der Balanceakt besteht dann darin, zwischen diesen beiden Erscheinungsformen zu unterscheiden: Wann dient eine Krankheit dem Erzählablauf, wann hat sie eine tiefere Bedeutung?

Das Bemühen, ein Autorenwerk verstehen zu wollen, indem man die metaphorische Verwendung von Krankheit und Tod untersucht, lässt sich psychoanalytisch, soziologisch-politisch oder auch literaturgeschichtlich begründen. Christa Wolf schildert in ihren Tagebuchaufzeichnungen, Essays und Briefen auch ihre eigenen Erkrankungen. Nicht allein darum ist ein psychoanalytischer Ansatz sinnvoll. Auch in ihren fiktiven Figuren streiten immer wieder Körper und Seele miteinander und entspringen Krankheit und Leid dem eigenen Unbewussten. Unverzichtbar ist es überdies, auf die geschilderten Träume einzugehen, welche dem Innersten des Menschen entspringen.

Die Einstellung, welche eine Künstlerin wie Christa Wolf, aber im Grunde schlechthin jeder Mensch, zu den Phänomenen Krankheit und Gesundheit einnimmt, reicht über medizinische oder ästhetische Fragen hinaus. Eine Person oder ihr Handeln bzw. ihr Werk als krank zu bezeichnen, geht bereits mit einem Verdikt einher, das sie als minderwertig, anders, außerhalb des Normalen stehend charakterisiert. Die Urheber solcher Verdikte müssen keineswegs verdächtige Gestalten sein. Auch angesehene Autoren bedienten sich ihrer in kulturkritischen Debatten, in der Goethezeit ebenso wie heute. Goethe, Nietzsche, Karl Kraus, Peter Handke u.v.a. bedienten sich schon medizinischer Kategorien, um sie zur normativen Herabsetzung geistiger Gegner zu missbrauchen.<sup>268</sup> Günter Kunert zitiert Peter Szondi, der in seinen Vorlesungen

---

<sup>267</sup> ebd. S. 15

<sup>268</sup> Thomas Anz: ‚Gesund‘ und ‚krank‘. Kriterien der Kritik im Kampf gegen die literarische Moderne um 1900. In: Walter Haug, Wilfried Barner (Hrsg.): Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus. Tübingen 1986. S. 240-250. S. 240

„eine historische Linie von ‚Goethes Urteil über die Kleistsche Dichtung als Zeichen von Krankheit‘ zu jener ‚Barbarei‘ zog, ‚in der, was der eigenen Vorstellung vom Gesunden sich nicht fügte, als entartet verfolgt wird.‘“<sup>269</sup>

Das Begriffspaar ‚gesund‘ und ‚krank‘ wird seit der Aufklärung zur Auseinanderhaltung des Zugelassenen und Ausgeschlossenen, des Normentsprechenden und Normwidrigen genutzt.<sup>270</sup> Schon August Wilhelm Schlegel musste bemerken, dass ratiofixierte Aufklärer alles Unerklärlich-Romantische als ‚krank‘, als dem Wahnsinn verfallen, herabzuwürdigen versuchten. Das Stigma der ‚Krankheit‘ ist ein so festhaftendes, für den Betroffenen gefährliches, da mit der Pathogenität zwangsläufig die soziale Isolation und ein Gefühl und Zuschreibung der Minderwertigkeit einhergehen. Das Etikett der Krankheit schließt den Betroffenen aus allen Diskursen aus.

Die Strategie, mit der andere Personen als ‚krank‘ herabgewürdigt werden, hat sich offenbar in öffentlichen Debatten seit der Aufklärung kaum verändert. Der Unterschied liegt darin, in wessen Namen das Stigma verwendet wird, also, welche Norminhalte mit dieser Form der Abwertung des anderen durchgesetzt werden sollen.<sup>271</sup>

Umgekehrt kann aber auch die Betonung des Gesunden und Starken einer Ideologie entspringen, welche sich durch die Ausgrenzung des angeblich Schwächlich-Kränklichen verdächtig macht und schnell mit dem Begriff der Entartung bei der Hand ist. Das Gesunde wie das Kranke sind normative Setzungen und auch von Einstellungen abhängig.

Wenn man nun untersucht, wie z.B. eine Autorin mit den Begriffen des Gesunden und Kranken umgeht, wird man feststellen können, auf welche Weise sie vielleicht selbst diese Setzungen vornimmt oder aber diese Stigmatisierung möglicherweise ganz ablehnt. Was bezeichnet Christa Wolf als gesund, was als krank? Woher rührt Krankheit in ihren Werken? Lässt sich ein roter Faden erkennen? Scheint sie Krankheit, Gesundheit und Tod bewusst als Metaphern einzusetzen? In welchem Kontext, mit welchem Impetus? Unterscheidet sie zwischen psychischer und physischer Krankheit? Wie gehen ihre fiktiven Personen mit Krankheit und Tod um? Und schließlich: Lässt sich Wolfs Krankheitsbegriff in Beziehung setzen zu ihren sich

---

<sup>269</sup> ebd. S. 243

<sup>270</sup> ebd. S. 241

<sup>271</sup> ebd. S. 242

selbstverständlich wandelnden gesellschaftspolitischen Vorstellungen? Es ist kaum anzunehmen, dass eine hochpolitisch denkende Frau wie Christa Wolf überhaupt einen Lebensbereich unpolitisch verarbeitet.

„In ihrem Leben spiegeln sich die Auseinandersetzungen und die historischen Kalamitäten der geteilten Welt nach der Jahrhundertkatastrophe des deutschen Faschismus. Dennoch bleibt es natürlich der individuelle Entwurf einer Autorin, die die Ordnungslinien ihres Lebens: Schreiben, Politik und Familie aufeinander zu beziehen und einander anzunähern wußte [...]. Mir sind wenige zeitgenössische Künstler bekannt, die einen derart engen Bezug zwischen diesen drei Faktoren für sich hergestellt, zugelassen und produktiv gemacht hätten [...].“<sup>272</sup>

Viele der Wolfschen Figuren erleben den Umgang mit Leid, Krankheit und Tod als persönlichkeitsbildende Kraft. Dabei handelt es sich keineswegs um eine neue Idee. So beruft sich Wolf auch in *Medea* auf die Schriftstellerkollegen, die schon früher diesen Weg gegangen sind. Sie stellt dem Roman ein Zitat von Seneca voran:

„Alles, was ich begangen habe bis jetzt,  
nenne ich Liebeswerk.  
Medea bin ich jetzt,  
gewachsen ist meine Natur durch Leiden.“ [MS 15]

Ohne die Konfrontation mit Hass, Gewalt und Ausschluss aus der Gesellschaft und dem damit verbundenen Leiden wäre Medea nicht als die starke Frau in den Mythos eingegangen, als die sie dem Leser heute erscheint. Zu beachten ist natürlich, dass Senecas Medea noch als Kindsmörderin auftritt. Dem Leser des Wolfschen Werkes hingegen begegnet Medea als ein sehr starkes, zur Selbstverteidigung fähiges Opfer männlicher Machtstrukturen. Die Persönlichkeitsformung durch Leiden, das immer Krankheit und Tod beinhaltet, ist aber in gewandelter Form bestehen geblieben.

---

<sup>272</sup> Peter Böhlig (Hg.): Christa Wolf. Eine Biographie in Bildern und Texten. München 2004. S. 7

## Bibliographie

## A Siglenverzeichnis

- ET Ein Tag im Jahr. 1960-2000 (2003)  
 GH Der geteilte Himmel (1963) - Werke Bd. 1  
 KG Krebs und Gesellschaft (1991) Werke Bd. 12  
 KL Krankheit und Liebesentzug. Fragen an die psychosomatische Medizin (1984)  
 -Werke Bd. 8  
 KM Kindheitsmuster (1976) - Werke Bd. 5  
 KN Kein Ort. Nirgends (1979) - Werke Bd. 6  
 KS Cassandra (1983) - Werke Bd. 7  
 KV Cassandra. Voraussetzungen einer Erzählung (1983) -Werke Bd. 7  
 LB Leibhaftig (2002)  
 MN Moskauer Novelle (1961) -Werke Bd. 3  
 MS Medea. Stimmen (1996) - Werke Bd. 11  
 NC Nachdenken über Christa T. (1968) - Werke Bd. 2  
 NL Neue Lebensansichten eines Katers (1971) - Werke Bd. 3  
 SF Störfall. Nachrichten eines Tages (1987) - Werke Bd. 9  
 ST Sommerstück (1989) - Werke Bd. 10  
 SV Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll (1972) - Werke Bd. 3  
 TK Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderode – ein Entwurf (1985)  
 - Werke Bd. 6  
 UL Unter den Linden (1969) - Werke Bd. 3  
 WB Was bleibt (1990) - Werke Bd. 10

## B Primärliteratur Christa Wolf

- Ein Tag im Jahr. 1960-2000. München 2003
- Leibhaftig (2002). München 2003
- Werke Band 1-12, hrsg. von Sonja Hilzinger. München 1999-2001

- |        |   |
|--------|---|
| Bd. 1  | Der geteilte Himmel (1963)                        |
| Bd. 2  | Nachdenken über Christa T. (1968)                 |
| Bd. 3  | Erzählungen 1960-1980                             |
| Bd. 4  | Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1959-1974        |
| Bd. 5  | Kindheitsmuster (1976)                            |
| Bd. 6  | Kein Ort. Nirgends (1979)                         |
| Bd. 7  | Cassandra. Voraussetzungen einer Erzählung (1983) |
| Bd. 8  | Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1975-1986        |
| Bd. 9  | Störfall (1987), Verblendung (1991)               |
| Bd. 10 | Sommerstück (1989), Was bleibt (1990)             |
| Bd. 11 | Medea. Stimmen (1996)                             |
| Bd. 12 | Essays, Gespräche, Reden, Briefe 1987-2000        |

---

daraus:

## B.1 Romane und Erzählungen

- Blickwechsel (1970). In: Band 3. S. 111-128
- Der geteilte Himmel (1963). In: Band 1. S. 5-272
- Dienstag, der 27. September (1974). In: Band 3. S. 366-382
- Juninachmittag (1967). In: Band 3. S. 87-110
- Cassandra (1983). In: Band 7. S. 227-386
- Kein Ort. Nirgends (1979). In: Band 6. S. 7-105
- Kindheitsmuster (1976). In: Band 5. S. 7-594
- Leibhaftig (2002). München 2003
- Medea. Stimmen (1996). In: Band 11. S. 7-216
- Moskauer Novelle (1961). In: Band 3. S. 7-86
- Nachdenken über Christa T. (1968). In: Band 2. S. 7-206
- Neue Lebensansichten eines Katers (1971). In: Band 3. S. 435-467
- Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll (1972). In: Band 3. S. 468-501
- Sommerstück (1989). In: Band 10. S. 7-219
- Störfall. Nachrichten eines Tages (1987). In: Band 9. S. 7-112
- Unter den Linden (1969). In: Band 3. S. 383-434
- Was bleibt (1990). In: Band 10. S. 223-289
- Zu einem Datum (1971). In: Band 3. S. 129-136

---

## B.2 Essays, Reden, Briefe

- An Antje Vollmer, 07.02.1993. In: Hermann Vinke (Hg.): Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation. Hamburg 1993. S. 194
- Auf dem Weg nach Tabou. Versuch über Paul Parin (1992). In: Bd. 12. S. 384-399
- Auf mir bestehen. Gespräch mit Günter Gaus (1993). In: Bd. 12. S. 442-470
- Bäume, die ans Herz gewachsen sind (1990). In: Bd. 10. S. 293-297
- Dankrede für den Geschwister-Scholl-Preis (1987). In: Bd. 12. S. 103-110
- „Der Mensch ist in zwei Formen ausgebildet.“ Zum Tod von Irmtraud Morgner (1990). In: Bd. 12. S. 252-254
- Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderrode – ein Entwurf (1985). In: Bd. 6. S. 7-175
- „...der Worte Adernetz“. Nelly Sachs heute lesen (1999). In: Bd. 12. S. 694-706
- Die Dauerspannung beim Schreiben. Gespräch mit Helmut Böttiger (2000). In: Bd. 12. S. 707-724
- Die zumutbare Wahrheit. Prosa der Ingeborg Bachmann (1966). In: Bd. 4. S. 145-161
- Dünn ist die Decke der Zivilisation. Musikalische Meditation. Joseph Haydn, „Missa in Tempore Belli“ (1998). In: Bd. 12. S. 637-651
- Eine Auskunft. In: Berliner Zeitung, 21.01.1993
- Ein Tag im Jahr. 1960-2000. München 2003
- „Es tut weh zu wissen“ (1989). In: Bd. 12. S. 188-193
- Gegen die Kälte der Herzen. Charlotte Wolf – „internationale Jüdin mit britischem Paß“ (1997). In: Bd. 12. S. 577-591
- Heroischer Entwurf (1998). In: Bd. 12. S. 652-655
- Ich bin schon für eine gewisse Maßlosigkeit. Gespräch mit Wilfried F. Schoeller (1979). In: Bd. 8. S. 157-170
- Cassandra. Voraussetzungen einer Erzählung (1983). In: Bd. 7. S. 7-223
- Kiefern und Sand von Brandenburg. Gespräch mit Adam Krzeminski (1976). In: Bd. 8. S. 73-86

- 
- Krankheit und Liebesentzug. Fragen an die psychosomatische Medizin (1984). In: Bd. 8. S. 410-433
  - Krebs und Gesellschaft (1991). In: Bd. 12. S. 326-351
  - Laudatio für Thomas Brasch (1987). In: Bd. 12. S. 39-52
  - Leben oder gelebt werden. Gespräch mit Alfried Nehring (1989). In: Bd. 12. S.162-181
  - Lesen und Schreiben (1968). In: Bd. 4. S. 238-282
  - Lieber Franz. Brief an Franz Führmann (1979). In: Bd. 12. S. 34-38
  - Nirgends sein o Nirgends du mein Land (1995). In: Bd. 12. S. 546-553
  - Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an. Ein Brief über die Bettine (1979). In: Bd. 6. S. 177-221
  - Projektionsraum Romantik. Gespräch mit Frauke Meyer-Gosau (1982). In: Bd. 8. S. 236-255
  - Rummelplatz 11. Plenum. Erinnerungsbericht (1990). In: Bd. 12. S. 255-267
  - Schreiben als Lebensäußerung. Gespräch mit Herlinde Koelbl (1997). In: Bd. 12. S. 592-606
  - Schreiben im Zeitbezug. Gespräch mit Aafke Steenhuis (1989). In: Bd. 12. S. 196-226
  - Subjektive Authentizität. Gespräch mit Hans Kaufmann (1973). In: Bd. 4. S. 401-437
  - Überlegungen zum 1. September 1939. Rede in der Akademie der Künste, Berlin (1989). In: Bd. 12. S. 127-134
  - Unerledigte Widersprüche. Gespräch mit Therese Hörnigk (1987/88) In: Bd. 12. S. 53-102
  - Verblendung. Disput über einen Störfall (1991). In: Bd. 9. S. 7-112
  - Von schwachen und stärkeren Stunden. Briefwechsel mit Günter Grass (1993). In: Bd. 12. S. 471-479
  - Was tut die strenge Feder? (1994) In: Bd. 12. S. 535-545
  - ‚Wider den Schlaf der Vernunft‘. Rede in der Erlöserkirche (1989). In: Bd. 12. S. 158-161
  - „Winterreise“. Wolfgang Heise zum Gedenken (1995). In: Bd. 12. S. 559-565

- Wo ist euer Lächeln geblieben? Brachland Berlin 1990 (1991). In: Bd. 12. S. 293-313
- Zwischenrede. Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Hildesheim (1990). In: Bd. 12. S. 227-232

### C. Primärliteratur

*Adorno, Theodor W.*: Ästhetische Theorie. Hrsg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt/M. 1995

*Bachmann, Ingeborg*: Das ‚Todesarten‘-Projekt. Bd. 2. Das Buch Franza. Bearbeitet von Monika Albrecht und Dirk Göttsche. München 1995

*Foucault, Michel*: Der Wahnsinn, Abwesenheit eines Werkes. In: La Table ronde, Nr. 196: Situation de la psychiatrie, Mai 1964. S. 11-21

*ders.*: Der Wahnsinn existiert nur in einer Gesellschaft (Gespräch mit J.-P. Weber). In: Le Monde Nr 5135, 22. Juli 1961. S. 9

*ders.*: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band I, 1954-1969. Hrsg. von Daniel Defert und Francois Ewald. Frankfurt/M. 2001. S. 539-550

*ders.*: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II, 1970-1975. Hrsg. von Daniel Defert und Francois Ewald. Frankfurt/M. 2002

*ders.*: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/M. 1969

*ders.*: Wahnsinn und Gesellschaft. In: Misuzu, Dezember 1970. S. 16-22

*Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.*: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Mit einem Nachwort von Jürgen Habermas. Frankfurt/M. 1969

*Jauß, Hans Robert (Hg.)*: Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen. München 1968

*Kierkegaard, Sören*: Die Krankheit zum Tode. Übersetzt und mit Glossar, Bibliographie sowie einem Essay ‚Zum Verständnis des Werkes‘ herausgegeben von Liselotte Richter. Frankfurt/M. 1986

*Kleist, Heinrich von*: Geschichte meiner Seele. Ideenmagazin. Das Lebenszeugnis der Briefe. Hrsg. von Helmut Sembdner. Bremen 1959

*Mann, Thomas*: Der Zauberberg. Frankfurt/M. 1997

*Nietzsche, Friedrich*: Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. Chemnitz 1883. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Sechste Abteilung Band 1, Berlin 1968. S. xxx-xxx

*ders.*: Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. Leipzig 1888. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Sechste Abteilung Band 3, Berlin 1969. S. 1-47

*ders.*: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, Leipzig 1872. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Dritte Abteilung Band 1, Berlin/New York 1972. S. 19-152

*ders.*: Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. Leipzig 1889. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Sechste Abteilung Band 3, Berlin 1969. S. 49-154

*ders.*: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Leipzig 1886. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Sechste Abteilung Band 2, Berlin 1968. S. 1-184

*ders.*: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (Unzeitgemäße Betrachtungen). Leipzig 1874. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Dritte Abteilung Band 1, Berlin/New York 1972. S. 239-330

*ders.*: Zur Genealogie der Moral. Leipzig 1887. In: Friedrich Nietzsche: Werke, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Sechste Abteilung Band 2, Berlin 1968. S. 257-430

*Reimann, Brigitte*: Sei begrüßt und lebe. Eine Freundschaft in Briefen. 1964-1973. Berlin 1993

*Sloterdijk, Peter*: Kritik der zynischen Vernunft. 2 Bände. Frankfurt/M. 1983

*Wander, Maxie*: Leben wär' eine prima Alternative. Darmstadt 1981

## D. Sekundärliteratur

*Albert, Claudia*: Eine verunglückte Bettine. Romantikkrezeption in der Nachfolge Christa Wolfs. In: Erika Tunner (Hg.): Romantik – eine lebenskräftige Krankheit: ihre literarischen Nachwirkungen in der Moderne (=Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik 34 (1991). S. 121-144

*Anz, Thomas (Hg.)*: Es geht nicht um Christa Wolf. Der Literaturstreit im vereinigten Deutschland. Frankfurt/M. 1995

*Anz, Thomas*: Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur. Stuttgart 1989

*Anz, Thomas:* ‚Gesund‘ und ‚krank‘. Kriterien der Kritik im Kampf gegen die literarische Moderne um 1900. In: Walter Haug, Wilfried Barner (Hrsg.): Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus. Tübingen 1986. S. 240-250

*Ariès, Philippe:* Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München 1981

*Bartsch, Kurt:* Ingeborg Bachmann. Stuttgart 1988

*Basaglia, Franco:* Die negierte Institution oder die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Ein Experiment der psychiatrischen Klinik in Görz. Frankfurt/M. 1971

*Birnbaum, Karl:* Grundzüge der Kulturpsychopathologie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. München 1924

*Böhme, Gernot und Hartmut:* Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt/M. 1985

*Böthig, Peter (Hg.):* Christa Wolf. Eine Biographie in Bildern und Texten. München 2004

*Bontrup, Hiltrud:* „...auch nur ein Bild. Krankheit und Tod in ausgewählten Texten Theodor Fontanes. Hamburg 2000

*Brasch, Thomas:* Antwort auf Marcel Reich-Ranicki. In: FAZ, 13.11.1987

*Burger, Hermann:* Schreiben über Krankheit. In: Schweizer Monatshefte 58 (1978). S. 142-148

*Chesler, Phyllis:* Frauen – das verrückte Geschlecht? Mit einem Vorwort von Alice Schwarzer. Reinbek bei Hamburg 1974

*Condrau, Gion:* Sigmund Freud und Martin Heidegger. Daseinsanalytische Neurosenlehre und Psychotherapie. Freiburg (Schweiz). Bern, Stuttgart, Toronto 1992

*Crick, Joyce:* Once again Illness as a Metaphor: Christa Wolf's ‚Nachdenken über Christa T.‘ and Thomas Mann's ‚Der Zauberberg‘. In: Howard Gaskill u.a. (Hrsg.): Neue Ansichten. The reception of romanticism in the literature of the GDR. Amsterdam/Atlanta 1990. S. 53-72

*Detering, Heinrich:* Unkraut bedroht die artigen Beete. Der Briefwechsel zwischen Brigitte Reimann und Christa Wolf. In: FAZ, 30.03.1993. S. L7

*Die ängstliche Margarete.* In: Der Spiegel, 25.01.1993

*Dittberner, Hugo:* Die Seele des Blinddarms. Christa Wolfs Erzählung „Leibhaftig“ – ein Grenzbefund. In: Neue Deutsche Literatur J. 50, Nr. 543. S. 166-168

*Doppelzüngler.* Jagdszenen um Christa Wolf. In: Frankfurter Rundschau, 22.01.1993

*Duerr, Hans Peter:* Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt/M. 1985

*Engelhardt, Dietrich von:* Krankheit und Medizin, Patient und Arzt in Thomas Manns *Zauberberg* (1924) in medizinhistorischer Sicht. In: Ders., Hans Wißkirchen (Hrsg.): „Der Zauberberg“ – die Welt der Wissenschaften in Thomas Manns Roman. Mit einer Bibliographie der Forschungsliteratur. Stuttgart 2003. S. 1-27

*Engelhardt, Dietrich von:* Medizin in der Literatur der Neuzeit. Bd. 1 Darstellung und Deutung (= Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur Bd. 2, hrsg. von Dietrich von Engelhardt, Horst-Jürgen Gerigk, Guido Pressler, Wolfram Schmitt). Stuttgart 1991

*Engelhardt, Dietrich von:* Medizin und Literatur in der Neuzeit – Perspektiven und Aspekte. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 52 (1978). S. 351-380

*Erhart, Walter:* Editorial: Einleitung. In: Der Deutschunterricht 5 (2003). S. 2-6

*Fanelli, Veronica:* Die zumutbare Wahrheit. Ingeborg Bachmann und Christa Wolf: Berührungspunkte? In: Pierre Béhar (Hg.): Klangfarben: Stimmen zu Ingeborg Bachmann (= Beiträge zur Robert-Musil-Forschung und zur neueren österreichischen Literatur, Bd. 11). St. Ingbert 2000. S. 241-272

*Finke, Klaus:* Entscheidung für die „Heimat des Neuen“. Das Beispiel ‚Der geteilte Himmel‘. In: Heimat in DDR-Medien. Medienberatung Bd. 8, Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1998. S. 26-37

*Geißler, Cornelia:* Das ganze Leben gegen eine Episode? Christa Wolf erklärt sich zu Stasi-Akten. In: Berliner Zeitung, 22.01.1993

*Greiner, Ulrich:* „Mangel an Feingefühl“. In: Die Zeit, 08.06.1990

*Gruen, Arno:* Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine Theorie der menschlichen Destruktivität. München 2003

*Gruen, Arno:* Verratene Liebe – Falsche Götter. Stuttgart 2003

*Haase, Horst:* Nachdenken über ein Buch. In: Neue deutsche Literatur 17. Jg. (1969), H. 4. S. 174-185. Vgl. ders. in: Manfred Behn (Hg.): Wirkungsgeschichte von Christa Wolfs ‚Nachdenken über Christa T.‘. Königstein/Ts. 1978

*Hädecke, Wolfgang:* Der taube Lärm unterhalb der Geschichte. Das Thema Wahnsinn in der neuesten Literatur. In: Neue Rundschau 89 (1978). S. 120-130

*Hage, Volker:* Auf Leben und Tod. In: Der Spiegel, 18.02.2002

*Heller, Peter:* Probleme der Zivilisation. Versuche über Goethe, Thomas Mann, Nietzsche und Freud. Bonn 1978

*Heller, Peter*: „Von den ersten und letzten Dingen“. Studien und Kommentar zu einer Aphorismenreihe von Friedrich Nietzsche. Berlin, New York 1972

*Heselhaus, Clemens*: Die Metaphorik der Krankheit. In: H.R. Jauß (Hg.): Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen. München 1968. S. 407-433

*Hilzinger, Sonja*: Christa Wolf. Stuttgart 1986

*Hoffmann, Fernand*: Thomas Mann als Philosoph der Krankheit. Versuch einer systematischen Darstellung seiner Wertphilosophie des Bionegativen. Luxemburg 1975

*Hogh, Alexander*: Nietzsches Lebensbegriff. Versuch einer Rekonstruktion. Stuttgart 2000

*Isenschmid, Andreas*: Nachdenken über Christa W. In: NZZ am Sonntag, 21.09.2003. S. 65

*Isenschmid, Andreas*: Sinn und Sinnlichkeit. In: NZZ am Sonntag, 31.03.2002. S. 89

*Japp, Uwe*: Die Maßlosigkeit der Kriterien. Ist der Begriff der ‚pathologischen Gesellschaft‘ möglich? In: Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung 9 (1973). S. 20-28

*Jurgensen, Manfred (Hg.)*: Frauenliteratur. Autorinnen, Perspektiven, Konzepte. München 1985

*Keupp, Heiner (Hg.)*: Normalität und Abweichung. Fortsetzung einer notwendigen Kontroverse. München 1979

*Koelbl, Herlinde*: Im Schreiben zu Haus. Wie Schriftsteller zu Werke gehen. München 1998

*Kopka, Fritz-Jochen*: Margarete in Santa Monica. In: Wochenpost, 28.01.1993

*Krause, Tilman*: Chancen und Grenzen. In: Die Welt, 13.03.2004

*Kretschmer, Ernst*: Geniale Menschen. Berlin 1958

*Kunert, Günter*: Ist der Umzug mißlungen? Ein offener Brief von Günter Kunert an Thomas Brasch. In: FAZ, 17.11.1987

*Lambley, Peter*: Psyche und Krebs. Zur Psychosomatik von Krebserkrankungen. Vorbeugen, lindern, heilen. Hamburg 1989

*Langner, Beatrix*: Gespenster am Krankenbett. „Leibhaftig“: Christa Wolf lässt die Vergangenheit aufleben. In: NZZ, 23.02.2002. S. 67

*Liessmann, Konrad Paul*: Sören Kierkegaard zur Einführung. Hamburg 1993

- 
- Loest, Erich*: Wert zu spät kommt, den bestraft das Mißtrauen. In: Die Welt, 22.01.1993
- Lukács, Georg*: Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag. Berlin 1955
- Magenau, Jörg*: Christa Wolf. Berlin 2002
- Martj, Urs*: Michel Foucault. München 1999
- Mattes, Josef*: Der Wahnsinn im griechischen Mythos und in der Dichtung bis zum Drama des fünften Jahrhunderts. Heidelberg 1970
- Mauser, Wolfram*: „Gezeichnet zeichnend“. Tod und Verwandlung im Werk Christa Wolfs. In: ders. (Hg.): *Erinnerte Zukunft. 11 Studien zum Werk Christa Wolfs*. Würzburg 1985. S. 181-205
- Mayer, Hans*: Zur deutschen Klassik und Romantik. Stuttgart 1963
- Mazumdar, Pravu*: Foucault. München 1998
- Michaelis, Rolf*: Krankengeschichten. Heilgeschichten. Wenn der (Staats-) Körper leidet: Christa Wolfs Erzählung „Leibhaftig“. In: Die Zeit, 28.02.2002
- Minkowski, Eugène*: *Traité de Psychopathologie*. Logos, Introduction aux études philosophiques. Paris 1966
- Müller-Seidel, Walter*: ‚Das Klassische nenne ich das Gesunde...‘. Krankheitsbilder in Fontanes erzählter Welt. In: *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 31 (1982). S. 9-27
- Mundt, Hannelore*: Anpassung und Widerstand bei Doris Lessing, Margaret Atwood und Christa Wolf. In: *Orbis Litterarum* 53 (1998). S. 191-211
- Muschg, Adolf*: *Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und Unheilbare*. Frankfurt/M. 1981
- Muschg, Walter*: *Tragische Literaturgeschichte*. Bern 1969
- Neumer-Pfau, Wiltrud*: Töten, Trauern, Sterben – Weiblichkeitsbilder in der antiken griechischen Kultur. In: Renate Berger, Inge Stephan (Hg.): *Weiblichkeit und Tod in der Literatur*. Köln 1987. S. 11-34
- Nitzschke, Bernd*: *Wir und der Tod*. Göttingen u.a. 1996
- Noble, Cecil*: *Krankheit, Verbrechen und künstlerisches Schaffen bei Thomas Mann*. Bern 1970
- Obermeit, Werner*: *Das unsichtbare Ding, das Seele heißt. Die Entdeckung der Psyche im bürgerlichen Zeitalter*. Frankfurt/M. 1980

*Osinski, Jutta*: Über Vernunft und Wahnsinn. Studien zur literarischen Aufklärung in der Gegenwart und im 18. Jahrhundert (=Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. Hrsg. von Benno von Wiese, Bd. 41). Bonn 1983

*Pütz, Peter*: Krankheit als Stimulans des Lebens. Nietzsche auf dem Zauberberg. In: Thomas Sprecher (Hg.): Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos (= Thomas-Mann-Studien, hrsg. vom Thomas-Mann-Archiv der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Bd. 11). Frankfurt/M. 1995. S. 249-264

*Rattner, Josef*: Nietzsche. Leben-Werk-Wirkung. Würzburg 2000

*Reich-Ranicki, Marcel*: Macht Verfolgung kreativ? Polemische Anmerkungen aus aktuellem Anlaß: Christa Wolf und Thomas Brasch. In: FAZ, 12.11.1987

[*Reich-Ranicki, Marcel*] F.A.Z.: Christa Wolf. „Unterschrift nicht zurückgezogen“. In: FAZ, 16.11.1987

*Reisinger, Ferdinand*: Der Tod im marxistischen Denken heute. München 1977

*Rey, William H.*: Christa Wolf im Schnittpunkt von Kritik und Gegenkritik; Gedanken zu dem Literaturstreit in der Deutschen Presse. In: Orbis Litterarum 46 (1991). S. 222-229

*Rietzschel, Thomas*: Mit einer gewissen intellektuellen Ängstlichkeit. Beschreibung einer Akte: Wie Christa Wolf als IM für die Stasi gearbeitet hat. In: FAZ, 22.01.1993

*Rittner, Volker*: Krankheit, Literatur und Wissenschaft. In: Akzente. Zeitschrift für Literatur 26 (1979). S. 523-534

*Scharfschwerdt, Jürgen*: Literatur und Literaturwissenschaft in der DDR. Eine historisch-kritische Einführung. Stuttgart 1982

*Scherer, Georg*: Das Problem des Todes in der Philosophie. Darmstadt 1979

*Schirmacher, Frank*: Fälle. Wolf und Müller. In: FAZ, 22.01.1993

*Schwinge, Ernst-Richard*: Medea bei Euripides und Christa Wolf. In: Poetica 35 (2003). S. 275-305

*Sevin, Dieter*: Christa Wolf. Der geteilte Himmel, Nachdenken über Christa T. München 2000

*Simon, Ulrike Elisabeth*: Literatur und Krankheit: Charlotte Brontes „Villette“ in neuer Deutung. Aachen 1991

*Sind Sie noch Leitfigur, Frau Wolf?* Christa Wolf über Medea, Sündenböcke, Zerstörungslust, Wahrnehmungsblockaden, die Krise unserer Zivilisation. In: Der Tagesspiegel, 30.4.1996

*Spiegel, Hubert*: Im Tarngang. In: FAZ, 26.09.2003. S. 35

---

*Spreckelsen, Tilman*: Weghören, schweigen. Der Preis des Bleibens: Christa Wolfs Septembernotizen. In: FAZ, 04.10.2003. S. 50

*Sontag, Susan*: Krankheit als Metapher. München/Wien 1978

*Strässle, Urs*: Heinrich von Kleist. Die keilförmige Vernunft. Würzburg 2002

*Szasz, Thomas S.*: Die Fabrikation des Wahnsinns. Freiburg i.Br. 1974

*Theml, Katharina*: Fortgesetzter Versuch. Zu einer Poetik des Essays in der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Texten Christa Wolfs (=Studien zur Deutschen und Europäischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 49). Frankfurt/M. 2003

*Theunissen, Michael; Greve, Wilfried* (Hrsg.): Materialien zur Philosophie Søren Kierkegaards. Frankfurt/M. 1979

*Thomassen, Christa*: Der lange Weg zu uns selbst. Christa Wolfs Roman „Nachdenken über Christa T.“ als Erfahrungs- und Handlungsmuster. Kronberg/Ts. 1977

*Totten, Monika*: Zur Aktualität der Romantik in der DDR. In: ZfdPh 101 (1982). S. 244-262

*Vinke, Werner*: (Hg.): Akteneinsicht Christa Wolf. Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation. Hamburg 1993

*Wahrenberg, Achim*: Was bleibt – Nachdenken über Christa W. In: Märkische Allgemeine Zeitung, 27.01.1993

*Wittek, Bernd*: Der Literaturstreit im sich vereinigenden Deutschland. Eine Analyse des Streits um Christa Wolf und die deutsch-deutsche Gegenwartsliteratur in Zeitungen und Zeitschriften. Marburg 1997

<http://lex.donx.de/?action=details&show=Der%20Zauberberg>

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit ohne Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe; die aus fremden Quellen (einschließlich des Internets) direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.

Düsseldorf, 23. Mai 2007

## Lebenslauf

---

- geb. 02.01.1979 in Hamburg
- 1985-1988 Altstadt-Grundschule Wedel/Holst.
- 1988-1997 Humboldt-Gymnasium Düsseldorf
  
- 1997-2002 Lehramtsstudium Deutsch/Geschichte SEK II/I an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
- Oktober 1999 bis April 2001 Studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur
- April 2001 bis September 2002 Studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Neuere Germanistik
- September 2002 Erstes Staatsexamen in Deutsch und Geschichte
- seit Februar 2003 Doktorandin an der Philosophischen Fakultät der HHU, Prof. Witte
  
- 09/2002 bis 11/2004 freiberufliche Tätigkeit als Lektorin beim Sybex-Verlag
- 01.02.2003 bis 31.01.2005 Referendariat am Humboldtgynasium Solingen
- November 2004 Zweites Staatsexamen
  
- seit August 2005 Lehrerin für Deutsch und Geschichte am Gymnasium Jüchen